Maléo und Sekukúni.

Ein Lebensbild aus Südafrika,

gezeichnet von

Hermann Theodor

Dr. Wangemann,

Missionsdirector in Berlin.

Der Ertrag ist für Zwecke der Berliner Mission, insonderheit für die Station Botshabelo bestimmt.

Berlin.

Im Selbst-Verlage des Missionshauses,

Sebastianstraße 25.

ein bis in die kleinsten Details genau übereinstimmendes Bild einer der denkwürdigsten Märtyrergeschichten aller Zeiten; denkwürdig nicht um der Tausende von wirklich hingemordeten Menschen willen, sondern vielmehr um der Nüchternheit, Klarheit und Entschiedenheit willen, mit welcher die neugebornen Christen, fern von allem Enthusiasmus und Schwärmerei, angesichts des Todes und der ausgesuchtesten Qualen, Bekenntnisse der Treue gegen den Herrn ablegten, die an die Einfalt der ersten apostolischen Gemeinde erinnern.

Um für dieses Märtyrerbild, welches die erschlaffte Christenheit im alternden Europa nicht ohne Beschämung betrachten kann, den nöthigen Untergrund zu gewinnen, sind wir auch auf die bis in das Jahr 1860 zurückreichenden Anfänge unserer Bassutomission zurückgegangen, welche auch ihrerseits einen großen Reichthum erwecklicher und ernst mahnender Züge darbieten. Klima, Beschaffenheit des Landes, Wildheit seiner Bewohner, insonderheit der Häuptlinge, stellten dem siegreichen Laufe des Wortes Gottes in jenen Gegenden schwere Hemmnisse entgegen, deren Ueberwindung aber die gewaltige Hand des Herrn und die Treue seiner Knechte nur in um so hellerem Lichte erscheinen lassen.

Möge denn der Herr zu der nachfolgenden Darstellung Seine Gnade verleihen, daß sie manchem Spötter zur Strafe, mancher wankenden Seele zur Aufrichtung, mancher ermattenden zur Beschämung, Allen zur Erbauung gereichen möge.

Erstes Buch.

König Swaz.

Sprüchw. 1, 16: Ihre Füße laufen zum Bösen, und eilen, Blut zu vergießen.

Erstes Kapitel.

(Anstatt der Einleitung.)

Ein frommer General.

Als am 2. Januar 1861 in Sans-Soucis unseres unvergeßlichen Königs Friedrich Wilhelm IV. entseelter Leib auf dem Paradebette die letzten Erweisungen dankbarer Liebe erfuhr, lag nicht fern davon ein alter treuer Diener des Königs schwer krank und in Schmerzen. Sein größter Schmerz aber war, daß er seinem heißgeliebten König und Kriegsherrn, der ihn nicht blos geschätzt, sondern auch als ein Freund geliebt hatte, nicht das letzte Ehrengeleit geben sollte. Er sprach mit dem Arzte. Der warnte, es könne sein Tod sein. Aber als nun der Begräbnißtag herankam, hielt Nichts den alten treuen Diener zurück. Er legte seine Paradeuniform an — gürtete zum letzten Male in seinem Leben sein Schwert — und so ging's hin durch den kalten Wintertag bis an des Königs Gruft. Dort hat der treue General v. Gerlach seinem Könige die letzte Thräne nachgeweint — dann ist er nach Hause zurückgekehrt und in seinem Gotte selig heimgegangen. Die Beiden, die im Leben so eng vereint waren, sind auch im Tode nur kurze Zeit getrennt gewesen. Jetzt haben sie Beide Krone und Palme vor dem Throne des Lammes niedergelegt, welches ein ganzes geprüftes Christenleben hindurch ihr Trost und Stern und einzige Hoffnung gewesen war.

Nur Einen Herrn hatte der fromme General, dem er, wenn dies möglich war, noch treuer diente, als seinem königlichen Kriegsherrn. Das war der Herr Jesus Christus, der

allerobersle Kriegsherr im Himmel und auf Erden. Den hat er von jungen Jahren an bekannt durch Wort und Wandel, und als ein treuer Mitstreiter ihm auch zu dem geistlichen Kampfe gegen die Macht der Finsterniß in der Heidenwelt Waffen und Leben dargebracht. Schon als Oberst hat sich der fromme Herr nicht gescheut, zu Frankfurt a. O. selbst Missionsstunden zu halten. Und das mit einer solchen Gewalt der Rede und Kraft der Ueberzeugung, daß ein junger Candidat der Theologie von diesem Streiter Christi zum Gefangenen gemacht, ja bald in die Missionsarmee einrangirt wurde. Der junge Candidat war unser seliger Wallmann. Und all der reiche Gewinn, den die Mission aus den Arbeiten und Gebeten dieses gottgesegneten Rüstzeugs gezogen hat, kommt also mittelbar auch auf das Conto des frommen Generals.

In Berlin war General v. Gerlach Mitglied und zeitweise Vorsitzender des Comité der Berliner Missionsgesellschaft, und zwar ein so eifriges und thätiges Mitglied, daß Keiner besser Bescheid wußte, als er, auf all unsern afrikanischen Plätzen, und daß keiner für dieselben anhaltender und inbrünstiger betete, als er.

Als nun eines Tages der Missions-Vorstand darüber berieth, ob und wo man gegenüber den alternden Stationen der alten Colonien Südafrikas ein neues Werk in Angriff nehmen wollte, da stand der alte General auf und setzte, vom prophetischen Geiste geleitet, den Finger auf die vor ihm ausbreitete Landkarte: Dort, rief er aus, müssen wir anfangen!

Dies war der Anfang unserer Bassuto-Mission. An der Stelle auf der Landkarte, wo der Finger des Generals geruht hatte, steht heute der Name unserer ersten Bassutostation Gerlachshoop, d. h. „Gerlachs Hoffnung“.

Zweites Kapitel.

Erste Recognoscirung.

Der Finger eines preußischen Generals ist leichter auf die Landkarte gesetzt, als der Fuß eines preußischen Missionars auf den Boden von Gerlachshoop. Denn dieser liegt in einer Gegend, von welcher auch Carl Ritter und die gewiegtesten Geographen noch nichts wußten, als daß dort oben hinauf Löwen und Elefanten und wilde Bewohner in Menge hausten.

Zwar die beiden Eroberer jener Landstriche waren schon unterwegs. Alexander Merensky, ein früherer Gymnasiast und Zögling des Schindlerschen Waisenhauses, ein frisches junges Blut, und sein Busenfreund Heinrich Grützner, früherhin ein Schlossergeselle, ein treues in Gott festes Herz, beide Schlesier, der eine aus Panten bei Liegnitz, der andere aus Strehlen, waren schon bis in die nördlichen Theile von Natal vorgedrungen, und hätten gar gern gewußt, was für Land und Leute sie hundert Meilen nach Nordosten wohl antreffen würden.

Die nächste Direction ihrer Schritte aber zeigte nicht in den Betschuanenstamm der Bassuto, sondern da wir unter den Kaffern bereits die Amaxosa in Britisch Kafferland, und die Zulu in Natal in Angriff genommen hatten, so war die Meinung der Väter in Berlin, man solle noch tiefer eindringen in das innerste Herz der Kaffernstämme durch Anlegung einer Mission unter den Amaswazi.

Von dem Volk dieser Swazi wußte man sehr wenig. Das wußte man, daß König Swaz bereits als junger Prinz denjenigen Knaben aus der Zahl seiner Gespielen, der bei dem Stich einer auf seinen Befehl mit der Hand gefangenen Horniß nur mit einer Muskel zuckte, lebendig begraben ließ, und daß es ihm Freude machte, einem Kameraden ein auf die Spitze einer Assagai (Spieß) gestecktes Stück Fleisch zum Munde zu reichen, und dem Unglücklichen, der es mit den Zähnen faßte,

die Assagai bis in den Schlund zu bohren. Man wußte, daß derselbe Unmensch hunderte von Menschen kalten Blutes hingemordet hatte, daß ein Mann seines eigenen Volkes nur viel Töchter oder Vieh zu haben brauchte, um Swaz zu dem Befehl zu bestimmen, daß der ganze Kraal gemordet und Kinder und Vieh als Beute behalten wurden, und daß er erst kürzlich die schön aufblühende Missionsstation des englischen Methodistenmissionars Allison mit Feuer und Schwert vernichtet, und dabei sechszig Getaufte und Catechumenen aus seinem Volk vor den Augen des Missionars und seiner Frau niedergemetzelt hatte. Man wußte, daß das Land dieses Königs zum großen Theil Fieberland war, und daß die Tsetse, eine giftige Fliege, vor deren Stich kein Pferd und Rind am Leben erhalten werden kann, ganze Strecken des Landes unnahbar und unbewohnbar machte.

In dieses Land hinein sollte nun Merensky eine Recognoscirungsreise machen, um zu sehen, ob man nicht das von Allison verlassene Missionswerk wieder aufnehmen, und also in das innerste Herz des Kaffernvolkes eindringen und Satan seinen Raub entreißen könnte.

Merensky hörte, daß er bestimmte Nachrichten über die Swazi erst in der etwa 60 Meilen nördlich von der Nordspitze Natals gelegenen Republik Lydenburg erlangen würde, zu welcher König Swaz in einer Art rücksichtsvollen Verhältnisses stand. Auch hörte er, daß jenseits des Büffelflusses einzelne alte Elefantenjäger wohnten, die bis in das Land der Swazi hinein ihre Jagdstreifzüge gemacht hatten. Dorthin stand vor allem nun sein Sinn, um über die Möglichkeit der Anlage einer Mission in jenem Lande nähere Auskunft zu erhalten.

So verließ er denn am 1. December 1859 auf einem gemietheten Pferde unsere Station Emmaus, welche in Natal unterhalb der höchsten Felsgipfel des an 10,000 Fuß hohen Drakengebirgs gelegen ist. Mancher reißende Strom mußte durchritten werden, in welchen das Pferd sich scheute den Fuß hineinzusetzen, weil die zahllosen Krokodile das Durchreiten zu einem sehr gefährlichen Unternehmen für Roß und Reiter machen.

Vor manches mürrischen Bauern Thür mußte um gastliche Herberge angeklopft werden, welcher dem Missionar etwa die verbindliche Frage vorlegte, ob denn die Kaffern durch die Mission besser oder schlechter gemacht werden sollten. Manches Löwenfeld mußte durchreist werden, auf welchem das nächtliche Feuer neben der Dornenumzäunung dem einsamen, nur von einem Kaffer begleiteten Reiter nur geringen Schutz darbot. Aber der Herr half durch das alles hindurch, Merensky konnte bis über den Biggarsberg hinaus tief in die Wildniß vordringen und aus dem Munde eines alten Elefantenjägers hinter dem Büffelflusse, namens Commering, und aus dem Munde anderer zerstreut wohnender Bauern alles erfahren, was er zu seinem Zwecke zu wissen nöthig hatte. Am 12. December traf er bei den Brüdern zu Emmaus wohlbehalten wieder ein.*)

Die zweite Recognoscirungsreise**) erforderte größere Vorbereitungen. Die Missionare mußten bis zu dem fernen Dorf Lydenburg, dem Hauptort der gleichnamigen Republik reisen, um sich mit den dortigen holländischen Bauern über die neue Missionsunternehmung zu verständigen; denn das Gebiet, auf welchem Allison gearbeitet hatte, war von den Bauern inzwischen käuflich erworben worden. Eine so weite Reise aber kann in Afrika nicht anders, als mittels eines Ochsenwagens bewerkstelligt werden; der aber muß vor allen Dingen bombenfest gemacht werden, um die Stöße über die Felsklippen auszuhalten, Ochsen und Geschirr müssen von dem kräftigsten Stoff und Zähigkeit sein, Proviant muß auf Wochen zuvor durch Backen und Schlachten zugerüstet werden, erfahrene und zuverlässige Leute zum Ochsentreiben müssen gesucht und gemiethet werden, und das alles kostet in Afrika viel Geld, mehr Zeit und noch viel mehr Geduld.

Endlich am 12. März 1860 war der Togtwagen gepackt, und hinein gings in wüste unwirthsame Welt. Zunächst der

*) Der Specialbericht über diese Reise (Berl. Missionsberichte 1860, pag. 51 ff.

**) Vergl. Berl. Missionsberichte 1860, pag. 269.

Wagen allein mit den Dienstkaffern; die Brüder Merensky, und Grützner folgten nach etlichen Stunden zu Pferde. Aber ihren Wagen erreichten sie nicht. So weit sie ritten, so weit sie späheten, keine Spur von demselben zu sehen. Endlich fanden sie ihn festgefahren in dem Grunde einer Spruit (Bach).

Ein afrikanischer Zugochs aber ist ein wunderliches Thier. Ist er mager und bleibt einmal liegen, so steht er nicht auf, wenn man ihn auch noch so hart schlägt; und hat er nicht beim ersten Anziehen den Wagen herausgezogen, so weigert er trotz alles Schlagens den zweiten Versuch. Die Ochsen aber wollten nicht. Grützner versuchte, einen Stein unter das Hinterrad zu bringen. Das kostete ihn den vordern Theil eines Fingers und machte ihn eine Zeit lang zum Krüppel. Während er den Finger im Wasser kühlte, kam ein Engländer an mit vier frischen Ochsen vor seinem Karren. Die wurden mit vorgelegt — alles vergebens. Ein Gewitter zog herauf und durchnäßte alle bis auf die Haut. Endlich blieb nichts anderes übrig, als nach der Missionsstation zurückzuschicken, und frische Ochsen zu holen, die mit Leichtigkeit den Wagen herausholten. Das war der erste Reisetag.

Am zweiten Tage besuchten die Brüder umwohnende Bauern, um Abschied zu nehmen und Reiseeinkäufe zu machen. Der Wagen sollte voraufffahren. Gegen Abend ritten sie zu der verabredeten Drift. Kein Wagen da! Sie mußten zurück. Dem Br. Nauhaus lief sein Pferd fort, und konnte erst nach einer halbstündigen Plage wieder eingefangen werden. Die Brüder ritten weiter zurück, und fanden endlich den Wagen, wiederum glücklich fast an derselben Stelle, wo sie ihn verlassen hatten. Er stand diesmal im Morast fest. Die Ochsen wurden wieder eingespannt, geschrien, geschlagen — das Spiel von gestern wiederholte sich. Es blieb nichts übrig, als wiederum nach Emmaus zurückzusenden, und frische Ochsen zu erbitten. Das war der zweite Reisetag.

Am folgenden Tage kam Job mit den Ochsen, die nun, nachdem sie den Wagen mit leichter Mühe herausgeholt hatten, ihn auch gleich noch durch den kleinen Tugelafluß brachten.

Eine Anzahl minder brauchbarer Ochsen wurde von Bauern gegen bessere umgetauscht, und dann ging es einige Tage erträglich vorwärts. Nur daß Merensky, nachdem er gesehen hatte, daß sein ochsenleitender Kaffer dumm und ungeübt war, selbst Leiter des Leiters, und dieser Leiter der Ochsen sein mußte. Doch lange währte es nicht, bis abermals das Hauptreisebedürfniß des Afrikaners, die Geduld, kräftig in Anspruch genommen wurde.

Am 21. März Nachmittags schrien die Dienstkaffern plötzlich: Wagen, Wagen, viel Wagen! Drüben jenseits einer Drift standen die zehn Wagen des portugiesischen Händlers Casimir aus Lydenburg. Schon meinten die Brüder, noch heute in dessen Gesellschaft weiterfahren zu können, als sie plötzlich gewahr wurden, daß sie in dem allerzäheſten Mödder unbeweglich fest saßen. Alles Anspornen war vergeblich. Es blieb nichts übrig, als die Ladung des Wagens einzeln abzupacken und durchzutragen, so daß den Ochsen nur der leere Wagen als Aufgabe verblieb.

Am folgenden Morgen wurde der Wagenzug erreicht. Der alte Casimir erschien — ein kleines Männchen, alt, mit weißem Bart. Seine größte Angst war, die Sendlinge würden ihm im Handeln Concurrenz machen; und so sehr auch die Missionare versichern mochten, daß sie mit nichts Handel trieben, als mit der köstlichen Perle, so hat doch ein Weltmensch einmal hiefür absolut kein Verständniß. Der Händler zog denn also allein seine Straße. Die Brüder folgten ihm, das Drakengebirge hinan. Da ging es an einzelnen Stellen so steil aufwärts, daß die Brüder mit Besorgniß daran dachten, das Trecktau könne reißen. Doch hielt dasselbe. Der Uebergang über die nächste steilufrige Spruit kostete unsern Brüdern nur eine Wagenrunge; einem der Händlerwagen hatte sie eine Deichsel, einem andern ein Rad gekostet.

Die Runge war aber auch nicht so leicht wieder hergestellt. Den Brüdern stand bei dem nächsten Ausspannfleck kein Stemmeisen, sondern nur ein alter Steinmeißel zu Gebot, so daß sich der Stumpf der Runge nicht rückte und rührte.

Fester aber saß vor ihnen einer der Händlerwagen im Morast. Vierundzwanzig Ochsen zogen an ihm aus Leibeskräften; er rührte sich nicht. Ein Trecktau hatten sie bereits zerrissen und zerrissen eben pflichtschuldigst das zweite — aber der Wagen blieb sitzen. Da endlich commandirte der alte Casimir: „Abpacken.“ Vierzehn Ochsen vermochten nicht den leeren Wagen herauszuziehen, bis endlich ihrer 24 ihn aufs Trockene brachten.

Das sahen die Brüder ein, daß sie mit ihrem schwachen Gespann sich nicht durch diese Drift wagen durften. Sie legten sich also auf's Suchen; und nach einiger Zeit kam Saul, der Dienstkaffer geheimnißvoll an, er hätte eine Drift. Richtig — eine Strecke bergabwärts gings glatt durch den Bach, nachdem man einen großen Stein im Wege mittelst eines Hebebaums beseitigt hatte.

In dieser Weise mußte die ganze Reise zurückgelegt werden.

Sonntag, den 25. März passirten die Brüder den letzten, von weißen Männern bewohnten Platz. Als sie am Montag dem Vaalfluß sich näherten, sahen sie drei ungeheure Truppe Rindvieh von Kaffern auf Reitochsen angetrieben. Es war das Vieh der Molambo-Kaffern, eines Stammes von 1000—2000 kriegsfähigen Männern. König Swaz hatte so eben mit ihnen Krieg gehabt, oder besser, er hatte unter ihnen gemordet, gebrannt und geraubt. Sie aber hatten ihr Vieh, so gut sie vermochten, geflüchtet, und brachten es jetzt wieder.

Bei einem Ausspannflecke kamen zwei Molambo heran und berichteten, vor 17 Tagen sei das Regiment Um-Swazi's, welches den Namen „inyati“, d. h. „der Büffel in der Nacht“ führt, über ihre Kraale hergefahren, und habe schrecklich gemordet. Sie bewunderten den Wagen der Brüder, und der Eine fragte, ob die weißen Leute den Wagen machten. Als das bejaht wurde, sagte er, er glaube, daß „Jehovah“ die Wagen für die Missionare baue. Sie kannten also doch schon den Namen des allmächtigen Gottes und hatten auch im übrigen nicht Unrecht. Merensky fragte sie, ob sie sich freuen würden, wenn Lehrer zu ihnen kämen. „Das wäre schön, wahrlich

schön," war die Antwort. Als sie aber hörten, daß die Brüder zu Um-Swazi gingen, sagten sie traurig: „Wenn ihr auch hingeht, wird uns Um-Swazi dennoch tödten!"

Schon am Abend des 25. sahen unsere Reisenden zur rechten Hand in einiger Entfernung die niedergebrannten Kraale liegen. Am folgenden Morgen kamen sie bei einem frischen Grab vorbei. Dann kamen wieder verwüstete Kraale; einer nahe am Wege. Die beiden Brüder gingen hin. Alles war niedergebrannt und zerstört. Kafferntöpfe lagen zu Dutzenden umher. Noch rauchte die Stätte an einigen Stellen. Der Büffel hatte so schrecklich gehaust, daß Niemand von den Kraalen entkommen war. Bei Nacht war das Regiment unvermerkt herangerückt, hatte sich in drei Abtheilungen vertheilt, die Kraale umstellt, und bei anbrechendem Morgen Männer und Frauen gemordet und die Kinder als werthvolle Waare mitgenommen.

Abends scheuten die Ochsen vor dem Wagen und traten plötzlich aus dem Wege. Es lag das Schildfell eines Kaffern da und nicht weit davon der Mann selbst, bereits zum Skelett abgenagt von den wilden Thieren. Noch waren seine Gebeine und das Feld um ihn her mit Blut geröthet. Sein Kriegsschmuck lag zerstreut auf dem Boden.

Die Reisenden waren nun auf dem Hoogefeld angelangt; die Spuren des Swazikommandos und zahlreicher Löwen begleiteten ihren Weg. Ueberall waren Ruinen von Betschuanenkraalen in der Nähe, wahrscheinlich die Denkzeichen von Moselekazzi's des Matebelenkönigs Raubzügen. Am 30. März passirten sie den Umkomansi, einen schlammigen Fluß, der Krokodilen und Nilpferden als Schlupfwinkel dient.

Einmal war Merensky dem Wagen 100 Schritte voraufgegangen, als Saul plötzlich hinter ihm schrie: „Der Wagen fällt!" Merensky rief zurück: „Halt doch still!" — Und da stand er. Aber wie? Ueber einem tiefen Loch, worin er, wenn er ganz hinein gerieth, kurz und klein gefallen wäre, auf einem Paare Dornbaumästen mit den Vorderrädern stehend, die zusehends von der Schwere in die Tiefe wichen. Die Brüder eilten, die Vorderlast abzuladen, dann lichteten sie die Seite

auf, machten einen Unterbau, oder vielmehr Ueberbau über das Loch aus Baumstämmen, Reisern und Steinplatten und zogen dann den Wagen nach hinten zu aus seiner gefährlichen Stellung. Dann luden sie wieder auf, und kamen in ein schönes Thal. Ein Bauernplatz lag vor ihnen, Ochsen weideten vor ihnen, ein Zeichen, daß sie aus dem Löwenfelde heraus waren. Nachdem sie noch einmal im Morast stecken geblieben waren, erreichten sie nach zwei Tagen, am 3. April, das Dorf Lydenburg. Sie hatten einen Vorschmack von der Noth erhalten, die ihrer beim weiteren Vordringen in die Wildnisse wartete —. Dies war erst die Recognoscirungsreise.

Drittes Kapitel.

Weiteres Vordringen auf den Feind.

Wir müssen den lieben Leser bitten, uns noch einmal auf eine Reise zu begleiten, und das Verlangen, von den wirklichen Missionsarbeiten unserer Sendboten Kunde zu erhalten, noch ein wenig zurückzudrängen. Ersparen wir durch diese Reiseberichte doch zugleich die Nöthigung, Land und Leute noch in besonderen Abschnitten zu schildern, und gehört doch eine Afrika-Reise in der angegebenen Weise auch nicht zu den geringsten Aufgaben und Leistungen der Missionsmühe und Missionsarbeit.

Am dritten April waren die Brüder in Lydenburg angekommen; schon am vierten sandten sie an den Uitvoerenden Raad, die oberste Behörde der Bauernrepublik, die Bitte um Erlaubniß zur Anlegung einer Station unter den Swazi's.

Die politischen Verhältnisse des Landes fanden sie so weit verändert, daß die kleine Republik Lydenburg ihre Selbständigkeit aufgegeben, und sich mit der großen Transvaalrepublik zu einem einzigen Staate vereinigt hatte, dessen regierende Behörde der Uitvoerende Raad unter dem Präsidenten Pre-

torius in der Hauptstadt des Landes, dem Dorf Pretoria ihren bleibenden Sitz hat, aber auch auf anderen wichtigeren Districtsorten, wie Utrecht, Potschefstrom, Lydenburg von Zeit zu Zeit tagt.

Wie überall unterwegs bei den Bauern, so fanden die Brüder auch in Lydenburg viel freundliches Entgegenkommen; namentlich nahm sich der reformirte Prediger van Heiningen ihrer mit großer Liebe an. Zu den Swazi zu gehen, mißrieth er ihnen freilich ganz entschieden. Er meinte, der König werde sie sicher abweisen; Allisons Vorgang, der einen aufrührischen Nebenbuhler unterstützt haben sollte, sei ihm noch zu lebhaft im Gedächtniß. Auch sei Swaz der wildeste Kaffer der ganzen Gegend. Alle Augenblicke morde und brenne er unter den Knopneuzen und den andern umwohnenden Kafferstämmen, während er selbst in beständiger Furcht lebe vor Dingan, dem noch mächtigeren Zulufürsten. Die Brüder möchten doch lieber zu den Betschuanen und Matebelenstämmen in der Nähe gehen. Da wohne drei Schofte (Ochsenwagen-Tagereisen) von Lydenburg entfernt der Matebelenfürst Mapoch, zwei Schofte entfernt der Motschuane Maleo, etwas ferner der mächtige Bapedikönig Sekwati, welche sämmtlich gern einen Missionar annehmen würden.

Für die Brüder war das alles nicht entscheidend. Sie hatten von Berlin aus die Weisung, bei den Swazi anzufangen. Der Grund war ihnen genügend und durchschlagend. So rüsteten sie dann, nachdem sie das Osterfest in Frieden in Lydenburg verlebt hatten, zunächst einen leichten Wagen aus; alle entbehrlichen Sachen ließen sie in Lydenburg zurück, und so ging es am 11. April in Gottes Namen wieder in die Wüste hinein.

Viertes Kapitel.

Reise von Lydenburg zu Capuna.

Für den Mundvorrath hatte christliche Liebe und Gastlichkeit reichlich gesorgt. Frau van Heiningen hatte Brot und Früchte gesandt, die Schulmeistersfrau hatte einen Sack Reisebiskuit (Zwieback) unentgeltlich gebacken, andere Leute hatten drei Brote und einen Eimer Kartoffeln gesandt, die Frau des Landdrost Potgieter hatte Eier gesteuert. Der alte Reisebekannte Casimir war inzwischen angekommen — freilich auch nicht ohne Gefährdung. An einem Wagen war ihm die Achse gebrochen, ein anderer umgeworfen, Schaaren von Hyänen hatten ihn im Löwenfeld begleitet. Jetzt stand er in Lydenburg vor der Thür seines Hauses, grüßte freundlich und schenkte den Brüdern ein Stück Vorschlagfell für die Ochsenpeitsche.

In Gottes Namen ging's aus Lydenburg heraus. Ein schöner Weidefleck in der Entfernung einiger Stunden bot erwünschtes Nachtquartier. Leider gewahrten die Brüder, daß ihr Wasserfaß fehlte — ein nicht unempfindlicher und dabei unersetzlicher Verlust. — Aber alles Suchen war vergebens, wahrscheinlich hatte es der Fluß, den sie durchfahren waren, hinweggerissen.

Am folgenden Tage wurden sie mit einem Kaffer einig, der sie führen wollte gegen Bezahlung einer Decke. Zuvor aber meinte er, müsse er seinen Vater grüßen, er werde nachkommen; aber er kam nicht. Saul und Nondela, die beiden gemietheten Zulu-Kaffern aus Emmaus, mußten Abends auf dem Ausspannfleck, um ihm ein Zeichen zu geben, wiederholt mit der Ochsenpeitsche knallen, die man weiter hört, als einen Büchsenschuß.*)

---

*) Der Stock dieser Peitsche ist ein Bambusrohr von 14 Fuß Länge, die daran befestigte Peitsche ist bis zu 20—25 Fuß lang.

Aber er kam nicht. So mußte man denn ohne Führer hinein in die Wildniß.

In der Nacht schreckten die an den Wagen festgebundenen Ochsen plötzlich auf und rissen an den Riemen. Merensky sprang auf: „Saul, willst Du denn im Finstern den Berg abfahren?"

„Nein, Mynheer — die Ochsen schrecken, ein Thier beriecht den Wagen; Mynheer muß die Laterne anstecken." Merensky that dies und ließ die Laterne brennend am Wagen hängen. Das half; die Schlafenden wurden nicht weiter belästigt.

Am anderen Tage wurde der in das Swaziland abbiegende Weg immer dünner und dünner; eine Wagenspur nach der andern bog aus, je nachdem die Jäger durch ihre Jagdbeute dazu veranlaßt worden waren. Bald fand man den Weg nur noch nach langem Suchen. Truppe von Quagga (Zebra) und Hartebeest (antilopa caama) weideten an den Bergen.

Allmählich hatten die Reisenden den Weg völlig verloren, und saßen an einem Felsenkopfe fest. Und als nach einstündigem Suchen endlich die Wegspur wieder aufgefunden war, stand man vor einem jäh abschießenden Gebirgsrand.

Den ersten steilen Fleck konnte man noch mit zwei gehemmten Rädern hinabgehen. Dann aber öffnete sich eine tiefe Kluft, die ein ferneres Vordringen unmöglich zu machen schien. Endlich mußte man auf einem Wege, der selbst für den Fußgänger mühevoll war, hinabfahren. Die armen Ochsen wollten nicht in die Steine hinein, und auf ein Haar wäre der Wagen durch das Sträuben eines Hinterochsen umgefallen — doch sprang er glücklich von Absatz zu Absatz. Unten angekommen, mußte man auf der andern Seite eine ähnliche Höhe hinauf, die man nur dazu erklomm, um auf der andern Seite einen eben so jähen Absturz wieder hinabzufahren. Es wurden dazu beide Hinterräder und ein Vorderrad gehemmt, und an die eine Leiter ein Strick befestigt, mittelst welches der Wagen beim Herabgleiten gehalten wurde. Man mußte aus allen Kräften festhalten, um den Wagen vor dem Fallen zu bewahren. Nachdem noch eine dritte Anhöhe in dieser Weise überwunden war,

blieb auch die letzte Spur des Weges verloren. Nach langem, langem Suchen fand man das Geleise, nicht etwa am Grase oder der Erde, sondern an den Steinen, an welchen ein schwerbeladener afrikanischer Togtwagen noch nach Jahren erkennbare Spuren zurückläßt.

Nachdem noch manche ähnliche gefährliche Stelle überwunden war, gelangten die Reisenden endlich zum Komanssiflusse hinab und glücklich hindurch. Das Gras ragte hier weit über die Köpfe der Ochsen und erreichte an einzelnen Stellen die Höhe von 10—12 Fuß.

Jenseits des Flusses hatten die Brüder ein weites, weites Feld vor sich. Ihr Wegweiser war ein weißer Felsenhügel, auf den sie, den Komanssi nun zur Linken behaltend hinfuhren. Freilich war das Feld nicht so glatt, als es auf den ersten Anblick schien. Schon beim nächsten Nebenflüßchen mußten die Grabscheite in Bewegung gesetzt werden, um steile Uferränder zur Abfahrt geeignet zu machen.

Bei dem dritten Flüßchen hatte man zu Mittag ausgespannt. Bruder Grützner hatte vergeblich einige Fische zu fangen versucht. Die Leute saßen am Feuer. Da plötzlich bemerken die Brüder zu ihrem Schreck, daß die Ochsen sämmtlich verschwunden sind. Das war keine Kleinigkeit mitten in dieser Wildniß. Blieben sie heute ungefunden, so waren sie möglicher Weise für immer verloren, da in der Nacht das wilde Gethier seinen Raub fängt. So nahmen denn die Reisenden ihre Gewehre über und begannen zu suchen. Merensky kam an eine gewaltige Schlucht; unten rauschte ein dünnes Wässerlein, dessen zerklüftete Felswände indeß zeigten, wie gewaltig die Wasser hier brausen mögen, wenn der Fluß voll ist. Von da bog er in ein sumpfiges Thal ab. Dort, meinte er, werden sie wohl Weide gesucht haben. Eben wollte er nach vergeblichem Suchen den Ort verlassen, als plötzlich einer der Ausreißer hinter ihm auftauchte. Wo einer ist, dachte er, sind sie alle, machte Kehrt, und richtig, da lag die ganze Gesellschaft gemüthlich wiederkäuend im Grase, das ihnen Polster und Versteck zugleich bot. Doch nun war ihre Ruhe aus; sie mußten zum Wagen und wurden eingespannt.

Es ging weiter, bis es dunkel wurde. Vor einer tiefen Kluft machte man Halt. Die Leute gedachten mit der Laterne hinabzusteigen, um Wasser zu holen. Sie kamen indeß bald wieder und berichteten, es sei unten so viel Gebüsch und Rohr, daß sie aus Furcht vor wilden Thieren wieder umgekehrt seien. Ein Nilpferd erinnerte durch sein wieherndes Gebrüll die Reisenden daran, daß sie in Afrika seien.

Dienstag den 17. April hatten sich die Reisenden dem obenerwähnten weißen Felskopf schon bedeutend genähert. Sie trafen auch schon Kaffergärten und Kraale. Die Weiber, wie sie der Fremden ansichtig wurden, liefen schreiend fort. Doch that Saul's Schnupftabacksdose meistentheils Wunder, so daß doch etliche hervorkamen und über den Weg Auskunft gaben. Durch die harte Behandlung, die sie von ihren Männern erfahren, werden die Kafferweiber je älter, je elender leiblich, und je dummer und stumpfer geistig. Sie sandten indeß Botschaft an Capuna, den Obersten des Büffelregiments, welcher hier mit der Aufgabe als Untercapitän wohnt, der Vermittler zu sein für die, welche den König persönlich sprechen wollen.

Schon gaben die Brüder sich der Hoffnung hin, durch Capuna ihr Ziel bald zu erreichen, als sich plötzlich ein unverhofftes Hinderniß in den Weg stellte. Ein Mann kam von einer Anhöhe eiligen Schrittes auf sie zu. Er war vornehm gekleidet, d. h. er hatte mit einem theuren Fell vorn und theuren Schwänzen hinten sich verziert. Dies und seine stolze Haltung ließ einen vornehmen Mann in ihm vermuthen.

Nachdem er höflich gegrüßt, gab er sich als den Mann zu erkennen, durch welchen man zu Capuna komme. Während er noch sprach, wurde eine Heerde Rindvieh vorbeigetrieben, von einem Haufen junger Kaffern, welche im Kriegerschmucke einherschritten, die mannshohen Schilder sammt den Speeren (Assagaien) in den Händen tragend.

„Was kommt Ihr jetzt in das Land?“ rief der Alte den Brüdern zu. „Ihr seht, daß wir flüchten, das Heer der Zuluhs folgt uns auf dem Fuß.“ Er winkte; da kamen vier der jungen Kaffern angesprungen. Auf ihrem Haupte wehten Straußen-

federn; ein großer Büschel von allerhand andern Federn wehte vom Hinterkopf bis auf den Nacken hinab. Der Oberleib war ganz mit Schwänzen und bunten Fellen bedeckt, der Unterleib in der gewöhnlichen Tracht. Arme und Beine waren mit einer Menge von Ringen geziert. Der rechte Unterschenkel war mit einem Busch schwerer Haare umgeben, die vom Knie bis auf die Ferse herabhingen. — So kamen sie heran. Zum Zeichen, daß sie als Freunde kämen, legten sie Schilde und Speere platt auf den Boden.

„Das sind meine Söhne," sagte der Alte mit Wohlgefallen. „Sie bringen unsere Rinder fort zu Umswazi, denn die Zuluhs kommen."

Während er noch sprach, erschien ein Haufe alter Männer, welche Stäbe und nur die gewöhnlichen kleinen Assagaien trugen. Es waren Gesandte von Capuna.

Der eine hielt zuerst eine Anrede an den Alten, in welcher er ihn hoch ehrte und pries. Er war ein Capitän von Ulopusa umhloto, dem Vater Umswazi's, gewesen. Dann aber kam Capuna's Wort an ihn: „Bist Du, Umsamela, heute ein Kind geworden, daß Du heute, am Tage, da die Feinde kommen, Botschaft schickst, es kommen weiße Leute? Sie kommen auf dem Wege des Feindes!"

Bei diesen Worten wären Merensky's beide Zuluhkaffern am liebsten umgedreht und hätten das Weite gesucht. Die Brüder aber bestanden darauf: Unter allen Umständen müßten Sie den Capuna zuvor sprechen, er solle ihnen Rath geben, wie sie zu Umswazi kämen. Die jungen Leute hoben Speer und Schild auf und rannten mit dieser Botschaft fort.

Capuna's Kraal war nicht weit, darum wurde beschlossen, den Wagen dorthin zu bringen. Die alten Männer kamen mit: „Weil Ihr zu Umswazi geht, hieß es, seid Ihr unsere Freunde!" Einer faßte mit dem Leiter an das Tau, andere stiegen zu Saul auf die Vorkiste (eine Kiste vorn auf dem Ochsenwagen, die den Ochsentreibern als Sitz dient), und so ging's im Jubel durch die Gärten, bis zu der Felsenhöhe an Capuna's Kraal, wo ausgespannt wurde. Einige Kinder liefen heraus, die Fremd-

linge neugierig betrachtend, kleine Assagaien und Schildfelle in den Händen und in kleinen Kriegsputz gekleidet. Ein junger Krieger saß bei den Brüdern am Feuer.

Als es finster war, hieß es: „Der Capitän kommt.“ Richtig, er war es, in der Begleitung der alten Männer seines Kraals. Alle setzten sich rings um das Feuer an die Erde. Capuna empfing Kaffee und Zwieback; er trank, biß ab und ließ dann beides im Kreise weiter herumgehen. Merensky brachte sein Begehr vor, durch Capuna zu Swazi zu gelangen.

„Ja,“ antwortete Capuna, „ich bin der Mann, durch den man zu Umswazi geht. Wer bei mir ist, ist so gut als bei Umswazi, das werdet Ihr an Swazi's Hofe selbst hören. Sagt mir, was Ihr wollt, so werde ich morgen zum Könige schicken, ob Ihr kommen dürft.“ Dann entschuldigte er sich, er schlachte für alle weiße Leute, aber jetzt könne er nicht, denn all seine Rinder seien auf der Flucht. Dagegen erbat und empfing er die weiße wollene Decke, die jeder Weiße ihm gab, der ihn besuchte.

Scharf wurden die Reisenden noch einmal wegen des Kommens der Zuluh examinirt. Dieselben seien doch vom Komanzie aus im Anzuge, und sie müßten sie nothwendiger Weise gesehen haben. Die Brüder versicherten, sie hätten nichts gesehen. Saul aber erklärte sich in seinem und Nondela's Namen ein für alle Mal für Freunde der Swazi, weil ihre Capitäne Sikali und Libalele Schwäger von Swaz seien.

Als die Ochsen festgebunden waren, machten Saul und Nondela ihr Lager nicht wie sonst, unter dem Wagen, sondern neben demselben zwischen den Steinen, und stellten ihre Assagaien zu ihren Häupten, um, wie sie sagten, besser weglaufen zu können, wenn die Zulah's kämen. Ein Kaffer aber, ein Bruder von Capuna, erklärte, er werde dennoch im Kraale schlafen. Wenn auch die Zulahs kämen und den Kraal umzingelten, so werde er doch durchkommen, er sei schon so oft durch den Feind gebrochen und habe schon so viel Assagaistiche empfangen, daß die Assagai ihn nicht mehr tödten werde, er sei gegen sie abgehärtet.

Am folgenden Morgen (Mittwoch 18. April) kamen die Weiber und Kinder aus den benachbarten Kraalen vorbei. Sie flüchteten. Auf dem Kopfe trugen sie große Körbe mit Töpfen, Matten, Kopfschemeln und anderem Hausrath, auf dem Rücken die kleineren Kinder, während die Größeren vor sich her die Ziegen trieben und noch dies und jenes trugen. Die Rinder wurden in die Berge getrieben, die Bevölkerung aber suchte Schutz in einer Höhle, welche in eben dem weißen Felskopf sich befinden sollte, der den Brüdern als Wegweiser gedient hatte.

Also bebet der Gottlose sein Leben lang. Vor wenigen Wochen hatte dieses „Büffelregiment" mit kalter Grausamkeit die Kraale der Molambo's ausgebrannt, geplündert und gemordet; jetzt erwarteten sie zitternd ein Gleiches von den stärkeren Zuluhs.

Gegen Mittag kam Capuna wieder, und plagte die Brüder damit, daß er alles beschauen und haben wollte. Als er sah, daß er nichts ausrichtete, ging er. Doch blieb eine Menge anderer Kaffern. Waren doch die Fremden die abalumbi, die Wundermacher. Ihr Spiegel erregte das allgemeine Staunen. Alles kuckte und faßte hinter denselben. Ein alter Mann fragte, ob das die Geister der Abgeschiedenen seien, von denen Allison geredet hatte. Gleiches Erstaunen erregte die Uhr. Sie meinten, die Bewegung derselben müsse von einem kleinen Thier herrühren, das darin säße. Als ein anderer sah, wie die Nadel des Kompasses sich durch ein Stückchen Eisen hier- und dorthin leiten ließ, rief er aus: „Von nun an werde ich nicht sterben, ich habe zu große Wunder gesehen."

Die Männer erzählten ihrerseits von dem letzten Ueberfall gegen die Molambo. Das Gerippe am Wege sei das eines Swazi. Zwei Verwundete seien aus Müdigkeit zurückgeblieben; der eine habe den Speer des andern gefaßt, um sich fortzuschleppen, dafür habe ihn der todt gestochen. Das ganze Commando hatte zu dem Ueberfall einen weiten Umweg gemacht, um nicht von den Buschleuten, die zahlreich in der Nähe wohnten, verrathen zu werden.

Fünftes Kapitel.

Reise von Capuna zu Swaz.

Für die Brüder begann nun eine Zeit des peinlichen Wartens. Boten gingen und kamen von Swaz, aber keine bestimmte klare Antwort. Die Kaffern haben für alle ihre Angelegenheiten unglaublich viel Zeit. Weil ihre Weiber den Acker bestellen und was zur Nahrung gehört, besorgen, müssen die Männer mit den geringfügigsten Dingen ihren Tag ausfüllen. Ein Krankenbesuch, die Erzählung des einfachsten Faktums, die Besprechung eines ganz einfachen Rechtfalls erfordert so viel Hin- und Herdrehen, daß dem Fremden bald der Geduldfaden reißen möchte. Wenn aber ein Kaffer erst absichtlich eine Sache hinhalten will, dann muß sich der Deutsche noch im besonderen Maße wappnen, um die Fassung zu behalten. Im vorliegenden Falle schwankte Swaz, und Capuna wollte gern größere Geschenke erhalten; die Reisenden mußten also an vierzehn Tage lang warten, bevor sie ihren Weg fortsetzen konnten.

In dieser Zeit hörten sie, fünf Wagen ständen im Buschfelde, neun Weiße dabei, sie wollten Flußpferde schießen. Einer dieser Jäger kam auch bald, um die Missionare zu sprechen. Diese machten ihren Gegenbesuch, mußten aber in der Wildniß lange umherstreifen, bis sie zu dem einen Wagen, der bis an den Komanzi gekommen war, gelangten. Sie fanden bei dem Wagen keinen einzigen Weißen, wohl aber Hunderte von Kaffern, die an dem Fleische eines von den Jägern erlegten Nilpferdes nagten. Fell und Pfoten des Thiers, letztere ein Leckerbissen, hatten die Jäger für sich behalten. Alle Bäume hingen voll Fleisch; zwei große Feuer brannten, damit man hier sogleich kosten könne. Endlich war alles getheilt; und die Weiber marschirten, das Fleisch in Stücke gebunden auf dem Kopfe tragend, in langer Reihe weg.

Nach etlichen Stunden kamen zwei der Jäger, bewirtheten

ihre weißen Gäste mit Kaffee und Zwieback, der alten afrikanischen Reisekost, und empfingen die Briefe nach Deutschland zur Besorgung für die nächste Postgelegenheit. Kaffern kamen und meldeten, ein anderes Nilpferd sei eben aufgetaucht. Merensky ging mit den Jägern, fand die frischen Spuren, aber kein Nilpferd. Als er durch die am Ufer des Komanzi langhin sich streckenden Kaffergärten ging, rasselte plötzlich etwas hinter ihm im Schilf. Er drehte sich schnell um und sah eine gewaltige, wohl zehn Fuß lange, gelbe Schlange, die von der Stelle, wo sein Fuß getreten hatte, dem Flusse zu eilte.

Nach mehrtägigem Warten empfingen die Brüder eine Botschaft von Capuna, er könne selbst nicht kommen, weil er bei dem geflüchteten Rindvieh in den Bergen sei; er habe schon zweimal zu Swazi geschickt, aber immer noch keine Antwort. Die Löwen plagten ihn inzwischen so, daß sie ihm vier Kühe in einer Nacht gefressen hätten, er möge ihm doch Pulver senden. Als Merensky diesem Wunsch nicht entsprechen konnte, machte sich Capuna mit seinen Leuten selbst auf die Löwenjagd. Einer der vier Söhne Umsamela's gab dem von einer Kaffernschaar umringten Thier den ersten Stich, dann folgten die übrigen und erstachen ihn. Einem hatte der Löwe das Knie zerbissen.

An demselben Tage zogen Haufen von Kriegern zu 20, 30, 50 vorüber; sie waren zu Swazi gerufen, der wahrscheinlich vorhatte, irgendwo unter seinem Volke zu morden, wie dies namentlich bei dem Sterben hochstehender Personen unter den Kaffern üblich ist. Weil nämlich der Kaffer das Wort nicht kennt, daß der Tod der Sünde Sold ist, hält er jeden Todesfall für die Wirkung von Zauberei, die durch den Tod vieler anderen theils gestraft, theils gesühnt werden müsse.

Am Donnerstag, dem 26. April sandte Capuna wieder eine Gesandtschaft, Umsamela an der Spitze. Swazi habe noch immer nicht sicher zugesagt, ob er die Lehrer sehen wolle, sondern zuvor gefragt, ob sie Engländer oder Holländer seien. Er bat um Pulver und Medizin. Er müsse wieder gegen die Löwen ziehen, die vier seiner Leute verwundet hätten. Dem einen hatte

der Löwe den Leib aufgerissen, daß er bald darauf starb, einem die Brust, daß die Lunge zu sehen war.

Endlich, endlich Sonntag, den 29. April kam die Gesandtschaft von König Swaz, die die Botschaft brachte. Ein vornehmer Kaffer Umsizi bildete die Spitze, Umsamela und andere viele vornehme Männer hatten sich angeschlossen. Sie sollten direkt fragen, was denn die Lehrer wollten; und sollten dieselben zugleich um Medizin bitten. Die Brüder sagten rund und klar, daß sie das Wort Gottes verkündigen wollten und im Uebrigen weder Könige sein, die ihm sein Volk abfällig machen würden, noch Händler, die mit weltlichen Dingen zu thun hätten. In Bezug auf die Hauptfrage, ob denn nun Swaz die Brüder empfangen wollte, erklärte Umsizi, er habe keinen Auftrag, sie mitzubringen, aber auch keinen, sie zurückzuhalten.

In Folge hiervon erklärten die Brüder, sie würden ihn sofort selbst zu Umswazi begleiten. Sie wollten zu Fuß reisen, weil dazwischenliegende wilde Bergschlünde und Gebirgsschluchten ein Hingelangen mittelst des Wagens kaum in acht bis zehn Tagen, wenn überhaupt, möglich erscheinen ließen, während man zu Fuße, obgleich mit unsäglicher Anstrengung, in zwei bis drei Tagen die Hauptstadt Hocho erreichen konnte. Die Brüder wählten diese Reiseart um so lieber, als die Füße ihrer Ochsen bereits wund waren durch den scharfen steinigen Weg, und für diese doppelt schwierige Reise sicherlich nicht ausgereicht hätten.

So wurden denn die Träger aus den Swazikaffern gemiethet; der Wagen wurde verpackt und dem Umsamela zur Aufsicht übergeben gegen das Versprechen von zwei Picken, und dann wurden die Ochsen eingespannt, um den Wagen zu Umsamela zu bringen. Weiber und Kinder hatten sich in großer Anzahl versammelt, um zu sehen, wie ein Wagen laufe. Als sie nun sahen, wie die Ochsen sich ruhig einfangen und einspannen ließen, staunten sie nicht wenig. Als aber der Wagen seine Füße bewegte und als der Koloß seines Weges ging, da erhoben sie ein lautes Freudengeschrei.

Nun war die Fußreisegesellschaft auch ihrerseits fertig. Sie waren neun Mann. Voran ging Umsizi mit Schildfell und Assagaien, dann folgten die Missionare, dann ein junger Krieger von inyati, der deren Gewehre trug, dann zwei Träger mit Decken, theils für den Gebrauch in der Nacht, theils zu Geschenken, theils zum Ankauf zweier Ochsen bestimmt; dann kamen Saul und Nondela, die beiden Zuluh aus Emmaus; den Beschluß machte ein Krieger von inyati, der, — wie viele Kaffernjünglinge, beständig mit sich selber sprach, deklamirte, sang, tanzte und sprang.

So ging es von den Bergen hinab in das schöne Thal des Komanzi, welcher entkleidet durchschritten wurde. Ueberall zahlreiche Ueberreste von Betschuanenkraalen, die Tagereisen weit niedergebrannt sind durch die Kahlkaffern. Welche Ströme von Blut mag die Erde dort schon getrunken haben! — Jetzt schauen die Kraale der Kaffern von den steilsten Felsenhöhen herab. Die am schwierigsten zugänglichen Orte muß das arme Volk bewohnen in beständiger Gefahr und Furcht des Todes! Das ist das gepriesene Glück des Menschen, der unberührt von der Cultur in dem Stande der anerträumten Unschuld aufwächst!

Am Abend kehrte man in einen Kraal ein; denn die Kaffern weigerten sich entschieden, im Freien zu übernachten — aus Furcht vor den Löwen. Die Bevölkerung kam staunend und gaffend, wie etwa in Deutschland ein Mohr von der Menge angegafft werden würde. So wie aber einer der Brüder vom Boden aufstand, flüchtete alles; — eine Schaar Kinder erdrückte sich fast, als sie nicht schnell genug fort konnten.

Die Missionare schliefen auf dem harten Lehmboden einer Kaffernhütte vortrefflich, während draußen noch eine wichtige Berathung statt fand, ob man nämlich ohne Capuna's ausdrückliche Erlaubniß die Fremden weiter reisen lassen dürfe. Die Brüder erklärten, daß sie nicht warten würden, und überließen die weitere Erörterung Saul und Umsizi, die Tschaka den Kraalvorsteher noch zur Berathung gezogen hatten und nach Kaffernweise diesen höchst wichtigen Gegenstand in mehrstündiger Besprechung breittraten.

Frisch gestärkt und froh in Gott griffen die Reisenden am folgenden Tage (den 1. Mai) zu den Wanderstäben, und eilten fort, mit der Aussicht, den ganzen Tag laufen und dann im freien Felde übernachten zu müssen. Das Schlimmste war, daß kein Fleisch vorhanden war; indeß diesem Mangel sollte bald abgeholfen werden.

Der Weg führte beständig am Komanssi abwärts. Bald sah man den Fluß von dem Gipfel eines dornbewachsenen Felskopfs aus wie ein blaues Band zu den Füßen sich hinschlängeln, bald mußte man dicht an seinem Ufer durch die üppigste Schilf=, Gras= und Busch=Vegetation sich hindurcharbeiten, oder an ausgespülten Felsenkränzen (steilen Abhängen) entlang klettern auf Wegen, die der Afrikaner sehr bezeichnend baviaanspade nennt.

Als die Reisenden also im Ufergebüsch dahingingen, sahen sie plötzlich vor sich die frischen Spuren eines Nilpferdes; ein gewaltiger Platsch erfolgte; das Thier war in ein sogenanntes Seekuhloch gesprungen. Oberhalb und unterhalb des Baches waren Stromschnellen, welche die Kaffern sofort mit ihren Assagaien besetzten für den Fall, daß das Thier flüchten sollte. Die Brüder standen am Ufer, sein Auftauchen erwartend. Bald richtete sich der Koloß vor ihnen auf; aber sie waren nicht fertig zum Schießen, er verschwand wieder. Indeß das Nilpferd kann als Landthier nicht lange, ohne frische Luft zu schöpfen, unter dem Wasser aushalten. Es steckte bald hier, bald dort seinen Kopf heraus, schnaubte, holte Luft und tauchte unter. Da war es schwer, es zu verwunden. Einige Schüsse waren bereits vergeblich gefeuert, als Merensky plötzlich den gelben Rücken nicht weit von sich im Wasser glänzen sah. Er paßte auf, und als das Thier den Kopf herausbrachte, erhielt es die tödtliche Kugel, legte seinen Kopf auf die Seite und ging unter.

Sofort eilte einer der Kaffern nach dem am Morgen verlassenen Kraal zurück, um den Fang zu verkündigen; man sagte, in zwei bis drei Stunden werde das Thier wieder auftauchen. So geschah es. Aber wie nun den mehr als zwölf Fuß

langen Koloß herausbringen? Die Kaffern fürchteten sich, in das tiefe Wasser zu gehen, der vielen Krokodile wegen. Endlich unternahmen ihrer zwei, die Speere in den Händen, das Wagestück, sprangen in das Wasser, und schoben schwimmend das Thier vor sich hin bis an eine seichtere Stelle. Ihn ganz ans Land zu bringen, dazu reichten die vorhandenen Menschenkräfte nicht hin; so mußte es denn im Wasser stehend zerlegt werden. Das Volk schnitt sich das Fleisch zum Braten, die Missionare die sehr brauchbare bis zu anderthalb Zoll dicke Haut herunter.

Nun war freilich für heute an ein Weiterkommen nicht zu denken. Die Leute hatten aus einem Baumstamme Feuer angemacht und leisteten im Braten und Essen das Unglaubliche. Als die Brüder hierob erstaunten, erklärte Saul ihnen die Sache. Das sei eben die Eigenthümlichkeit des Nilpferdes, daß man, je mehr man davon esse, desto hungriger werde. Die Brüder lagen längst in ihre Decken gehüllt am Boden, der beinahe volle Mond war schon im Untergehen, aber noch immer saßen sie ums Feuer bratend und essend, und dabei in Lobeserhebungen der weißen Männer sich überbietend. Früh, als die Reisenden erwachten, fanden sie die Schwarzen bei derselben Beschäftigung, und mußten, da selbst Umsizi sich von dieser schönen Gelegenheit durchaus nicht trennen konnte, allein mit drei Kaffern vorauf weitergehen. Sie kamen an eine enge schauerliche Felsspalte, durch welche der Komanssi sich drängt, und durch welche nicht einmal ein Fußpfad führt. Die Gipfel des Makondschwa-Gebirges mochten an dreitausend Fuß hoch über die Ebene sich erheben.

Ueber dieses Gebirge mußten die Brüder zwei Mal am Tage hinweg klettern. Sie dankten dem Herrn für ihre gesunden Beine und gesunde Brust; oft führte der Weg an Berglehnen vorüber, wo ein Ausgleiten des Fußes jähen Tod drohte. Kein Pferd hätte den Weg überwunden, und oft standen die Reisenden seufzend von der übergroßen Anstrengung. Doch kehrte nach kurzer Rast die nöthige Kraft zum Weiterklettern immer wieder. Von dem zweiten Gebirgszuge aus aber hatten sie auch

die Freude, den Berg zu erblicken, auf dem Hocho liegt, die Hauptstadt von König Swaz.

Das Nachtlager nach so angestrengtem Tagemarsch war nicht eben erquicklich. Der Häuptling des Kraals Amanhla ngenkunzi (d. h. Bullenkraft), ein alter Mann mit weißem Kopf, war ein richtiger Knauser, dem man nur mit Mühe und gegen hohe Bezahlung einige Lebensmittel abgewinnen konnte. Dazu wies er den Reisenden ein altes schmutziges Haus an, das von Tausenden und aber Tausenden Kakerlaken wimmelte. In der einen Hälfte der Hütte lagen unsere Reisenden, in der anderen die acht Mann Kaffern auf und über einander. Zu den Häupten hatten die Brüder ein Kalb des Wirths, das in der Nacht dem Frost nicht ausgesetzt sein sollte. Und zum Ueberfluß zündeten die Leute in der Mitte der Hütte ein Feuer an, vor dessen Rauch die Reisenden sich nur dadurch schützen konnten, daß sie platt auf dem Boden liegen blieben, bis endlich auf das wiederholte Protestiren der in der Hitze schmorenden Weißen das Feuer ausgelöscht wurde.

Am folgenden Tage lag Hocho, das ersehnte Ziel, vor den Reisenden. Die Erlaubniß des Königs zum Betreten der Stadt erwarteten sie einige hundert Schritt entfernt liegend im Schatten eines Baums. Umsizi ging noch vorauf, um sie anzumelden.

Endlich erschienen Männer auf dem Hügel und winkten, Umswazi sei zum Empfange bereit. Eine Gesandtschaft von acht Kriegern, die jedoch Stäbe statt der Assagaien trugen, geleitete die Reisenden zur Stadt.

Sechstes Kapitel.

Die Missionare vor König Swaz.

Die Stadt Hocho liegt an dem Abhange eines sanft aufsteigenden Hügels. Der Hauptplatz in der Mitte ist der Viehkraal. Er ist rund, etwa 500 Schritt im Durchmesser und von einer zehn Fuß hohen, aus Stämmen, Stangen und Zweigen geflochtenen Umzäunung umgeben. Er hat zwei Haupteingänge. Unterwegs ist der Eingang des Volkes und des Viehes bei einem gewaltigen Baume. Oberhalb, dem gegenüber, der Eingang des Königs. Hinter diesem sein großes Haus, ein gewöhnliches Kafferhaus, etwa zehn Schritt im Durchmesser, daneben die Häuser seiner nächsten Frauen. Rings schließen sich dem Hauptkraal Kasernen an, kleine Kraale, halbmondförmig; in ihnen sind die Häuser der Leibwache. Die größten derselben befinden sich zu beiden Seiten des Haupteinganges; in dem zur Linken zählt man neunzehn Hütten und vier Schildhäuser. Im nächsten daran stoßenden kleineren acht Hütten und ein Schildhaus. Die beiden noch übrigen sind von der Größe des letzteren. Rings um das Ganze zieht sich ein doppelter Kranz von Häusern, etwa 80—100; jedes Haus ist von einem mit Matten umgrenzten Hofraum umgeben. Ganz draußen sind die Kälberhütten. Diese Anzahl von Häusern ist freilich für die Volksmenge durchaus nicht hinreichend. Darum läßt Umswazi die meisten seiner Krieger draußen schlafen.

Als die beiden Brüder bei dem erwähnten großen Baum am Eingange des Kraals ankamen, eilte ein mit Federn und Perlen reichlich geschmückter junger Mann auf sie zu; er trug einen kurzen Stab und befahl, sie in den Kraal zu führen. Hier warfen die Dienstleute die Packen auf die Erde und die Missionare stellten Stöcke und Gewehre an die Umzäunung, sich ermüdet an dieselbe lehnend. Bald drängten sich Haufen von neugierigem Volke um sie.

Plötzlich schritt zur Thür des Kraals ein Mann herein mit gewichtiger Amtsmiene, in der Hand eine lange Ruthe tragend. Mit dieser schlug er das Volk bei Seite, daß es lachend aus einander stob. Ihm folgte Umswazi. Er ist eine königliche Erscheinung, ein hoher, etwas beleibter Mann mit einem milden Angesicht, was man nicht erwarten sollte. Er war nackend, ohne Decke, nur mit dem den Kaffern gewöhnlichen Schurze und der ibetschu, die aus theuren Schwänzen und Fellen war, bekleidet. In der Hand trug er einen Knopfkirri. Die Luft erscholl rings von den bayeti der Kaffern. Er reichte den Lehrern die Hand und grüßte: „Morro, baas!“ Sie entgegneten: „goeden morgen, inkos.“ Allerdings war es bald Abend.

Ein Diener eilte mit einem Stuhle herbei. Es war ein alter amerikanischer Schaukelstuhl, den Umswazi vielleicht von irgend einem Händler theuer gekauft hatte. Er sollte wohl so ein Stück Thron vorstellen, denn bequemer hätte es Se. Majestät sicher gehabt, wenn er nach Kaffernweise auf dem Erdboden gehockt hätte, sintemal der Stuhl für seinen breiten Körper zu eng war. Er fragte erst nach Nondela, dem Ochsenleiter, einem Longalibaleleschen Kaffer, und erkundigte sich bei ihm nach dem Befinden seiner Schwester, einer Frau Longalibaleles. Saul saß vor ihm; er fragte nach der Ursache von dessen Fußwunde (derselbe hatte sich nämlich vor seinem Weggange mit dem Beile gehackt); dann befaßte er den Reisestock Br. Grützners, einen ehrlichen deutschen Krückstock, und erkundigte sich nach dem Gebrauch desselben, dann Merensky's Gewehr, welches hinter ihm lehnte. Er legte an und zielte unter den Haufen des dicht gedrängt umher sitzenden Volkes. Alles blieb todtstill sitzen. Merensky aber hatte große Freude, ihm sagen zu können, daß es nicht geladen sei. Zufällig hatte er es den Morgen abgeschossen.

Endlich hatten alle seine Capitaine zu seiner Linken Platz genommen, Grützner und Merensky lehnten zu seiner Rechten an der Umzäunung. Nach einer Pause, die nur durch das laute bayeti Neuankommender unterbrochen wurde, deutete man

den Fremden an, sie könnten sprechen; und sie begannen, von Saul dolmetschen lassend, folgendermaßen:

„Himmel und Erde, welche Du hier siehst, König, sind nicht immer dagewesen, im Anfang war niemand als der Gott (itongo), deß Name Jehovah ist. Der hat Himmel und Erde, Vieh und Menschen geschaffen. Die Menschen, die er schuf, waren gut und fromm. Sie lebten auf Erden in einem schönen Garten, wo sie ohne Sorg und Mühe waren. Doch übertraten beide Jehovahs Gebot und wurden böse, sie wurden beide ungehorsame Kinder, und Jehovah strafte sie. Er hätte sie eigentlich tödten und strafen müssen in Ewigkeit, — da aber kam, nachdem lange Zeit die Menschen so auf Erden unter Gottes Zorn gewesen waren, Gottes Sohn Jesus Christus auf die Erde, die Menschen zu erlösen; er starb für sie, er lehrte die Menschen, wie sie wieder Gottes Kinder werden könnten. Nach seinem Tode haben seine Jünger diese Lehre in ein Buch geschrieben, und weil er es so befohlen, verkündigen nun die, welche dies Buch haben, diese Lehre an alle Völker. Nun sind drüben, jenseits des Meeres, viele Leute, welche dies Buch so lieb haben, daß sie es in alle Welt senden. Sie haben nun gehört, daß Du, Umswazi, ein König bist, der über viel Volk zu gebieten hat. Darum haben sie uns gesandt, um zu Dir zu gehen. Wir sind nach Natal gegangen, da sagten uns die Leute, wenn ihr in Umswazis Land lehren wollt, müßt ihr ihn selber fragen; dann auch hörten wir, die weißen Leute in Leidenburg seien Deine Freunde, und sind zu ihnen gegangen; sie sagten uns auch, wir müßten Dich fragen, und würden sich freuen, wenn Du uns annähmest. So sind wir nun zu Dir, o König, gekommen und fragen Dich: Willst Du uns wohnen lassen in Deinem Lande, Dich und Dein Volk das Wort Gottes zu lehren, das uns den Weg zeiget, wie wir hier und nach dem Tode selig werden können?"

Umswazi: „Hat euch ein König geschickt?"

Die Lehrer: „Wir sind geschickt von einer Vereinigung solcher, welche Jehovah und sein Wort lieb haben; die sind groß beim Könige, und der König weiß darum, daß wir geschickt sind."

Umswazi, ironisch lächelnd: „Ja, das ist gut, wenn nur nicht Allison eben so gesprochen hätte; der hat auch die Lehre von Jehovah gebracht, und durch diese Lehre ist heute mein Königreich so klein."

Die Lehrer: „Wie ist denn das durch die Lehre von Jehovah gekommen, daß Dein Reich klein geworden ist?"

Bei dieser Frage gaben die Indunas (Geheime Räthe) Zeichen des Unwillens von sich. Umswazi aber blieb ruhig und sagte, wiewohl etwas verlegen scheinend:

„Ich bin ein König, nicht durch mich selber, sondern eingesetzt durch meine Mutter. Allison kam in mein Land, ich gab ihm einen Platz, er baute ein Haus und lehrte da. Er lehrte aber, daß es Sünde sei, einen Menschen todt zu machen. Da ist denn alles Volk, was Böses that, Zauberer, Leute, die des Nachts herumliefen zu stehlen, zu ihm gelaufen; denn sie dachten, macht uns Umswazi bei Allison todt, so ist er der, welcher Böses thut (der Sünder). Endlich ist mein Bruder auch zu ihm gegangen; da habe ich denn mein Commando geschickt, die Leute todt zu machen, und habe dann den Bauern sagen lassen, daß ich das gethan habe."

Die Lehrer: „Wenn Dein Königreich klein geworden ist, thut uns das leid; wir wissen nichts davon, daß Jehovahs Wort sagt, es solle das Volk von seinem König abfallen. Es sagt vielmehr, das Volk solle seinen König ehren. Das aber sagt das Wort, es soll niemand einen andern Menschen tödten. Der König aber hat das Recht von Gott empfangen, die Uebelthäter zu strafen, auch mit dem Tode zu strafen. Gott aber wird unschuldig Blut von des Königs Hand fordern, wenn er ohne Ursach tödtet."

Während die Lehrer so sprachen, setzte ein Kaffer eine große Schüssel Fleisch vor den König nieder, und drei oder vier große Hunde, die seine Lieblinge zu sein schienen, stürzten darauf zu und fraßen. Umswazi selbst betrachtete sie aufmerksam; doch versicherte man den Fremden, er passe dennoch auf, sie sollten sich dadurch nicht stören lassen. Als sie geendet, entgegnete er spöttisch lächelnd:

„Das ist nichts für mich! Ich muß tödten zur Strafe, ob das Verbrechen groß oder klein ist. Wenn ich einen wohin schicke und er läuft nicht schnell genug, so tödte ich ihn, und wenn die Zulu dort vom Berge herabkommen und ich sage zu einem: laufe dort zu den Zulu, und er thuts nicht, so tödte ich ihn. Ich strafe mit dem Tode, ob das Ding groß oder klein ist; hier sitzen alle meine Indunas, die wissen das."

Die Lehrer: „Unser Volk daheim war früher auch ein Heidenvolk; da haben die Könige denn eben so gethan. Nachdem aber unser Volk Jehovahs Lehre angenommen hat, ist das anders geworden, und unsre Könige geben für kleine Dinge kleine Strafen. Dabei sind unsre Reiche groß geworden."

Umswazi: „Wir Kaffern haben immer so gethan, wie ichs thue; wenn ichs nicht thäte, würde das Volk keine Furcht vor mir haben, und wenn nur ein Stäubchen fehlt am Vollzug dessen, was ich gebiete, so tödte ich. Das ist nun aber freilich schlimm, wenn eure Gesetze den meinen entgegen sind."

Die Lehrer: „Wenn Du so thust, so können wir Dich daran nicht hindern. Das aber müssen wir Dir im Voraus sagen, daß wir, wenn Du uns annimmst, ohne Rückhalt lehren werden, was wir müssen. Die Lehre ist nicht unsre, sondern unsers Gottes und der wird uns einst nach unserm Tode über dieselbe zur Rechenschaft ziehen.

Umswazi: „Wenn ich einen Lehrer annehme, so geschieht es unter keiner andern Bedingung, als daß er hier bei meiner Stadt wohne. Ich werde nichts mehr lernen," sagte er lachend, „ich bin zu alt; seht, so groß schon sind meine Kinder — das ist mein ältester Sohn; steh' auf, Junge!"

Der Knabe erhob sich; mit fröhlichem Gesicht stand er da.

„Diese Kinder und das junge Volk könnt ihr lehren. Von den Alten vertrage ichs nicht, daß sie zur Kirche gehen. Die Andern will ich Euch schicken. Ich weiß, die weißen Leute verstehen manches, was wir nicht verstehen; wenn ich nun hie und da was zu machen habe, was ich nicht kann, so müßt ihr mir auch helfen."

Die Brüder sagten, sie würden alles für ihn thun, was

sie könnten; wenn sie ihm aber sagten, sie könnten dies oder das nicht thun um Gottes willen, so müsse er sie nicht weiter plagen; es sei dem wirklich so. Sie fragten noch, ob man denn mit dem Wagen bis zu seiner Stadt würde gelangen können. Er entgegnete, daß schon Jäger hier gewesen wären, auch sei es gesund.

Hiermit war die Unterredung beendet. Das alte Volk pries den König, daß es nicht mehr zu lernen brauche, sonderlich seine alten Indunas um ihn. Einer bückte sich, die Gebehrden eines vor Alter gekrümmten Mannes nachahmend, und sagte, das sei nicht hübsch, wenn solche alten Leute noch nach der Lehre von Jehovah liefen. Die Brüder erinnerten sich daran, daß sie hier das Schicksal des Jesaias theilten, da man ihm zurief (Cap. 28, 9): „Wem soll er lehren die Erkenntniß, wem soll er zu verstehen geben die Predigt? — Den Entwöhnten von der Milch, denen, die von den Brüsten abgesetzt sind."

Den Brüdern wurde bedeutet, sie seien entlassen. So nahmen sie denn ihre Sachen; die Träger folgten, und Umsizi brachte sie durch ein Loch in der Kraalwand heraus und wies ihnen ein Haus an. Bald brachten Kaffern eine junge Kuh, welche Umswazi zum Schlachten überwies. Umsizi nahm dafür das Geschenk für den König in Empfang, drei wollene Decken, eine rothe, eine blaue und eine weiße, und vier messingne Armringe.

Viel Volk umlagerte das Haus um der geschlachteten Kuh willen.

Abends kam Umsizi noch einmal. Heimlich fragte er, ob die Brüder Umswazi nicht Pferde verschaffen könnten; sie wollten ja gerne zwei Ochsen kaufen, so sollten sie Geld dafür bezahlen, dies Geld nach Leidenburg nehmen und dort Pferde kaufen. Sie erwiderten, daß sie erstens kein Geld mit gebracht hätten, und daß zweitens das Geld für ein Pferd nicht das Geld für zwei, sondern für fünfzehn Ochsen sei.

Er ließ wieder sagen, so sollten sie Ochsen oder Rinder nach Leidenburg nehmen und damit ein Pferd für ihn kaufen. Das, ließen sie sagen, könnten sie auch nicht thun, sie seien

keine Händler, und Kinder würden sie nie verkaufen. Doch wollten sie, wenn sie nach Leidenburg kämen, den Leuten dort sagen, daß er gerne Pferde statt Ochsen kaufen wolle. (Damals wußten sie noch nicht, daß es in der Republik bei 500 Thlr. Strafe verboten sei, Pferde an einen Kaffer zu verkaufen.)

Die Brüder waren an dem Abend ziemlich gewiß, hier würde ihr Arbeitsfeld werden. Nur über ein Ding wollten sie mit Umswazi morgen noch sprechen, nämlich ob er unter dem Wort: er vertrage nicht, daß die Alten noch lernten, auch das verstände, daß sie diese nicht Gottes Wort lehren sollten, und wollten ihm sagen, daß sie auch außer der Kirche auf dem Felde oder in den Häusern das Wort unsers Gottes Allen verkündigen müßten. Doch waren sie dessen gewiß, wenn er verspräche, dies nicht zu verbieten, so müßten sie hier die Arbeit beginnen, auch wenn es ihnen um dies oder jenes Ding bittersauer werde. Sie sahen sich ringsum die Berge an, wo vielleicht ein Häuschen für sie stehen könne, und freuten sich, daß sie den jungen Prinzen in Zukunft würden lehren dürfen.

Am folgenden Morgen erhoben die Brüder sich frühe von ihrem Lager. Die Morgensonne beschien freundlich die Kuppen des vor ihnen liegenden Makondschwagebirges. Ein Haufe von 200 jungen Leuten eilte im Trabe singend den Bergen zu. Umswazi hatte ihnen befohlen, Stöcke zu schneiden zum Bau von Hütten.

Umsizi kam wieder: Der König sitze vor dem Kraal, er wünsche, daß die Brüder einige von den vielen Geiern schießen. Sie plagten ihn und er wünsche ihre Federn zu haben. Die Brüder gingen und thaten nach des Königs Wunsch. Bruder Grützner gab ihm die grüne Schnur seines Pulverhornes, an welcher der König gefallen fand.

Nachdem die Brüder in ihren Hütten gegessen hatten, kam der erste inceku (Kammerdiener) des Königs mit wichtiger Miene heran. Dem König gefalle Grützner's Gewehr, er wolle es gegen das seine vertauschen. Aber dies war ein altes ausgeschossenes unbrauchbares Ding. Die Brüder konnten ihr Gewehr nicht abgeben, durften es auch nicht, weil die Bauern

auf das Strengste verboten hatten, an die Kaffern Gewehre zu verkaufen, und die Gewährung jenes Wunsches sie in schweren Conflikt mit der Obrigkeit der Republik gebracht haben würde.

Der König war hierüber auf das heftigste erzürnt. Zwei Stücke hätten ihm die Brüder verweigert, sie wollten für ihn keine Kinder verkaufen und nun wollten sie ihm auch kein Gewehr geben. Was sie denn bei ihm wollten? Er wolle sie gar nicht wieder sehen. Durch ihre Weigerung hätten sie alles, was er gestern zugestanden, zu nichte gemacht.

Da sie selbst nicht kommen durften, sandten die Brüder den Saul als Unterhändler. Aber der König ließ auch diesen nicht vor, sondern Saul brachte die zornige Antwort des Wütherichs zurück: „Die weißen Leute dürfen von hier nicht fort, sie müssen mir das Gewehr geben!“ Eine bedenkliche Drohung; denn die Brüder hatten ihrerseits vom Fortgehen gar nicht gesprochen, und waren in den Klauen des Löwen!

Sie versuchten noch einmal, Saul als Boten zu senden. Der König ließ ihn vor, aber nur in seiner eigenen Angelegenheit; von den Lehrern dürfe er keine Botschaft mehr bringen. Diesen ließ er sagen, er sei der Sache müde; wenn er das größte Ding der Weißen, das Gewehr, nicht bekommen könnte, wolle er von ihrer Lehre nichts wissen. Ein Bündel Korallen, das die Brüder ihm zum Geschenk sandten, wies er zurück; ja, ließ er sagen, wenn er die geschenkten Decken nicht schon an sein Volk gegeben hätte, so würde er sie auch zurücksenden und seine Kuh zurückfordern. Auch Milch sollten sie an diesem Abend nicht mehr bekommen. „Ihr seid die Leute, ließ er ihnen sagen, die meinen Bruder getödtet haben. Denn Allison hat meinen Bruder getödtet.“

Unter diesem finstern Gewitterzorn des Wütherichs erwarteten die Brüder den herannahenden Abend. Umswazi ließ in seinem Kraal ein Regiment marschiren und exerziren. Die Paar Hundert Kaffern stampften im Takt, daß der Boden dröhnte. Bald bewegte sich der Haufe singend, die breiten Stoß-Assagaien erhebend, langsam vorwärts, bald sprangen sie vor sich hin, einige auf oder über die Kühe. Die Brüder standen

in der Nähe und sahen zu. Dann zogen sie sich in ihre Hütten zurück.

Also vergebens hatte der gnädige Gott diesem Heidenfürsten sein Evangelium angeboten; vergebens war all die Mühe und Gefahr gewesen, die die muthigen Zeugen bestanden hatten, um in diese Wildniß zu dringen. Mit tiefem Schmerz im Herzen sahen sie ein, daß ihnen nichts übrig blieb, als den Staub von ihren Füßen zu schütteln. Sie bereiteten Alles zur Rückreise für den folgenden Morgen. Konnten sie aber hoffen, daß der Unhold, in dessen Händen sie waren, sie ungehindert werde ziehen lassen?

Merensky schrieb in sein Tagebuch: „So stehen wir denn unter dem wüsten Haufen allein mit unserem Gotte. Ich stehe an unsere Strohhütte gelehnt — sie ist mein Schreibpult — und dort der Allmächtige unter den Swazis mit bittrem Zorn gegen uns im Herzen. Nun, unsere Wege sind auf das Buch dessen geschrieben, der mächtiger ist, denn er.“ Bruder Grützner aber meinte: „Es kann vor Nacht noch anders werden, als es am frühen Morgen war.“

Dann befahlen die Brüder ihre Seelen in die Hände des treuen Gottes, der sie hierher geführt hatte, und schliefen die Nacht ruhig und still. — Der Herr sandte seinen Engel, daß ihnen kein Leides geschah.

Siebentes Kapitel.

Rückreise nach Lydenburg.

Am folgenden Morgen, als die ersten Sonnenstrahlen die Kuppen der Berge rötheten, waren die Brüder reisefertig. Merensky begehrte von dem Besitzer der Hütte, in der sie geschlafen hatten, einen Stock. „Ich habe keinen!“ — „Ich will ihn mit Perlen bezahlen!“ — „Nein,“ sagte er, und fuhr, zu seiner Frau sich wendend, fort: „Wir möchten sterben!“

Die Leute blieben zurück; Umswazi wollte mit ihnen noch reden. Nur einen Träger durften die Brüder mitnehmen. Eilend erreichten sie in dreistündigem starkem Lauf den Kraal von Amauhla genkunzi. Dort holten die drei Dienstleute sie ein. Sie wollten durchaus einen anderen weiteren Weg nehmen; sie wollten nicht im Felde unter den wilden Thieren schlafen, hätten auch keine Reisekost durch die Wüste. Die Brüder aber blieben fest, banden einen Bündel Miliskopfe an ihre Gewehre, die sie diesmal selbst trugen; die Kaffern banden Fleisch von der Schlachtkuh an ihre Assagaien. So ging es in die wüsten Gebirge hinein, bergauf, bergab; der Herr gab Kraft zu den unerhörten Anstrengungen.

Als die Sonne dem Untergange sich zuneigte, hatten sie nach neun- bis zehnstündigem Laufe eine Kluft erreicht, in welcher sie einige Schirme von Zweigen und Gras fanden. Hier zündeten sie ihr Feuer an, brieten ihren Milis und schliefen köstlich in der frischen Bergluft.

Am folgenden Tage war Sonntag. Trotzdem liefen die Brüder scharf; es fehlte ihnen an Reisekost, und eine Möglichkeit war vorhanden, noch heute den Wagen zu erreichen. Auf Tschaka's Kraal erhielten sie etwas Milch und Bier; andere Kost war nicht vorhanden, auch von dem Nilpferd war nichts übrig geblieben, als einige Streifen dünner Haut.

So ging es dem Komanssi zu. Sie durchwateten ihn glücklich und waren, als die Sonne zum Untergange neigte, bei Capuna's Kraal. Auch hier rasteten sie nicht. In der Finsterniß geriethen sie in Sumpf und Moor. Als aber der Mond mit seinem Lichte die weißen Kieselhügel erglänzen machte, bellten ihnen die Hunde des Kraals, bei dem der Wagen stand, entgegen.

Ein alter Mann kam heraus; die übrigen Männer waren bei dem geflüchteten Vieh. Aber desto mehr Weiber und Kinder umringten die weißen Gäste. Der Alte brachte den Erschöpften auf ihre Bitte etwas Bier:

„Die weißen Leute sind todt," hieß es ringsum.

Den Wagen fanden sie völlig unberührt. Man machte

Feuer an, um umgumane, eine Hülsenfrucht der Kaffern, zu kochen. Die schmeckte von den blankgescheuerten Blechtellern besser, als aus den schmutzigen Kaffertöpfen.

Am achten zu Mittag langten die Leute an. Abends kam Umsumela. Er meinte, Swazi habe die Lehrer nur los sein wollen, darum habe er am Gewehr Ursache gesucht. „Ich freue mich, sagte er, „daß ihr so glücklich aus der Hauptstadt entkommen seid. Ich habe viel an Euch gedacht in den Nächten; aber auch ich, wenn auch Umswazi mich tödten wollte, würde meine letzte Assagai nicht aus der Hand geben. Ich werde Euer Freund bleiben und euch weiter helfen, selbst wenn Umswazi deshalb mir zürnen sollte.“ Er meinte, die Brüder seien die besten weißen Leute, die er je gesehen habe; ihm wäre es lieb gewesen, wenn sie in seiner Nähe geblieben wären.

Am neunten wurden die Vorbereitungen zur Rückreise getroffen. Die beiden Kaffern aus Emmaus wollten durchaus nicht weiter mitgehen, sondern auf einem näheren Wege nach Natal zurückkehren. Die Brüder bedurften ihres ganzen Ernstes, um sie zu bewegen, daß sie wenigstens bis zum nächsten Bauer sie begleiteten.

So ging es am zehnten fort. Eine Menge Neugieriger begleitete den Wagen. Auf dem letzten Kraal Swazi's wurde etwas Honig gekauft, und eine Ziege, der man hinten im Wagen ihren Stall bereitete, um sie unterwegs zu schlachten. Ein Wegweiser wurde auf eine Strecke gemiethet; denn die Brüder wollten jenen beschwerlichen Weg, auf dem sie gekommen waren, nicht zur Rückreise nehmen. Schwerlich hätten die Ochsen mit den wunden Klauen sie die steilen Berge hinaufgebracht. So ging es durch die Wüste ohne Weg und Steg. Die Brüder wollten sich auf der rechten Seite des Komanssi durchsuchen.

Rings umher war der Himmel geröthet vom brennenden Felde.

Am eilften trafen die Brüder auf einen kleinen reißenden Gebirgsfluß, der sie vom Komanssi trennte. Der Führer wußte keine Auskunft mehr zu geben. Die Brüder suchten daher selbst und fanden eine Fuhrt, die sie mit ihren Spaten abgruben.

Grützner war schon hindurchgewatet. Merensky saß mit Saul auf der Vorkiste, um die Ochsen gut zu treiben.

„Haltet euch fest," rief Grützner den Beiden zu. „Yebo, inkos," antwortete Merensky lachend, als sie in die Fuhrt fuhren. In dem Augenblick machte ein Hinterochse einen Fehler. Saul und Merensky bückten sich zu gleicher Zeit, um ihn zu schlagen, als der Wagen plötzlich von einem Felsrande tief ins Wasser schlug, so daß beide köpflings hinabstürzten vor die Räder; der eine links, der andere rechts von der Deichsel. Grützner schrie laut auf. Er dachte, Beide würden von dem fortgezogenen Wagen zermalmt werden. Aber Beide tauchten unversehrt wieder auf. Saul war von dem Rade mehrmals berührt und fortgeschoben worden, doch ohne verletzt zu werden. Wiederum hatte der Herr gnädig seine Hand ausgestreckt über seine Knechte!

Am folgenden Tage zeigten sich einige Wagenspuren. Doch verließ sie der Führer. Er wußte nicht weiter. Es ist mühsam, so zwischen den afrikanischen zerrissenen Bergen einen Pfad für einen Wagen zu suchen oder zu machen. Jetzt fährt man vorwärts, hat eine anscheinend ebene Fläche vor sich und freut sich, daß man ein Stück vorauskommen wird. Da jähnt plötzlich eine Kluft, welche die heftigen Gewitterregen gerissen haben. Die Wände sind hoch und steil; so viel man sieht, findet man keinen Durchgang; so muß man eine halbe oder eine Stunde vor ihr entlang aufwärts fahren und oben, wo sie ein Ende findet, sie umgehen. Ein Klipphügel liegt vorhin; man freut sich, er steigt sanft hinan, doch wenn die Ochsen keuchend den Wagen hinauf gebracht haben, sieht man, daß die andere Seite steil abfällt, und muß seitwärts ihn abgehen, und auch da durch Wegwälzen der Klippen den Weg bahnen. Ein Bach ist unten; seine Ufer sind nur zwei bis drei Fuß hoch, will man ihn jedoch passiren, so könnte die Achse brechen, man muß zum Grabscheit greifen und die Ufer abgraben. So etwa gings den Tag, und obwohl stets einer oder zwei dem Wagen vorliefen, um die besten Stellen zu suchen, so ging es doch recht langsam vorwärts.

Gegen Mittag kamen die Reisenden in einem engen Thale an, wo die Berge wie Mauern vor ihnen standen. Ein starker Wasserfall kam von oben herab. Dort aber mußte Hochfläche sein. Hatte man die gewonnen, so war die größte Schwierigkeit überwunden.

Die Brüder legten sich aufs Suchen. Bruder Grützner, der etwas voraufging, rief plötzlich: „Wagenspuren!“ Es gab da einen sehr steilen Weg, der auf die Höhe führte.

Aber obschon die Reisenden einige Zeit lang ausspannten, um die Ochsen frische Kraft gewinnen zu lassen, vermochten die ermatteten Thiere nicht, mit ihren kranken Füßen den Wagen hinaufzuziehen. Auf halber Höhe mußte ausgespannt werden. Aber auch hernach weigerten die Thiere, den Wagen zu ziehen. Die scharfen Steine verhinderten sie, fest aufzutreten. Es blieb endlich nichts übrig, als alles von dem Wagen abzuladen und die Sachen, zwei Kisten und vier Scheffel Milis auf die Höhe hinaufzutragen. Den leeren Wagen zogen die Ochsen nach. So wurde die Höhe erreicht.

Auf der Hochebene war alles abgebrannt. Das kohlschwarze Feld glich einer Wüste. In der Nacht erhielten die Brüder den Besuch einer großen Hyäne, die aber floh, als Saul das Gewehr ergriff.

Am Sonnabend erblickten die Reisenden, nachdem sie den ganzen Tag die geschwärzte Ebene durchzogen und durch den Staub den Kaffern ähnlich geworden waren, in der Ferne bekannte Berge. Hier und da eilten Quagga's truppenweise durch das Feld. Endlich, endlich fanden sie deutliche Wagenspuren, die sie denn auch glücklich in den lydenburger Weg brachten. Aber noch lange waren nicht alle Schwierigkeiten überwunden. Nahe am Komanssi stand das Feld in Flammen, welche prasselnd hin und her wogten. Die Brüder mußten hindurch, um einen Ausspannfleck zu erreichen, auf welchem die Ochsen Gras fänden.

Sodann war auch der Proviant zu Ende; kein Fleisch mehr, kein Brod, kein Zucker, kein Salz. Darum ging die Fahrt scharf vor. Wie mundete da am folgenden Abend bei

dem Bauer Gideon Joubert die Kost von süßen Kartoffeln und Milisbrei und Rostkuchen.

Am Dienstag wurden die Dienstleute entlassen. Sie kehrten durch Umswazi's Land nach Natal zurück. Joubert aber gab den Reisenden einen Buschmann mit, der den Wagen an den leichten Stellen trieb; an den schweren thaten dies die Brüder selbst, und so kamen sie denn Dienstag den sechszehnten Mai durch Gottes Gnade glücklich wieder in Lydenburg an.

Hiermit war unser Versuch, in das Volk der Swazi das gnädige Wort des Heils zu bringen, für diesmal abgeschlagen, und ist bisher nicht wieder aufgenommen worden. Gerade während der Zeit, daß die Brüder in Umswazi's Lande waren, hatte dieser einen neuen Raubzug unter den Molamboschen Kaffern und den Knopneuzen unternehmen lassen.

Wir aber schließen diesen Bericht mit dem Gebetswunsch, mit welchem Merensky sein Tagebuch über diese denkwürdige Reise beendigt:

„O möchte die Zeit doch erscheinen, wo die Füße dieses Volks, welche eilen, um Blut zu vergießen, möchten stehen in den Thoren Jerusalems, und gerichtet wären auf den Weg des Friedens! O möchte der Herr doch richten unter ihnen, daß ihre Schwerter zu Pflugschaaren und ihre Spieße zu Sicheln würden; daß doch auch diese Starken eine Beute dessen würden, der sein Leben auch für sie in den Tod gegeben hat. Das gebe der Herr durch seine unaussprechliche Gnade und Barmherzigkeit! Amen!"

Zweites Buch.

Maléo.

Ps. 2, 12: Küsset den Sohn, daß er nicht zürne, und ihr umkommet auf dem Wege. Denn sein Zorn wird bald aubrennen. Aber wohl allen, die auf ihn trauen.

Erstes Kapitel.

Schwierige Lage der Missionare in Lydenburg.

Aus dem Swazilande zurückgekehrt befanden sich unsere jungen Brüder in einer peinlichen Lage. Sich an ein anderes Missionsgebiet zu machen, dazu hatten sie keine Instruktion. Um eine solche einzuholen, waren, da ein Brief von Lydenburg nach Berlin drei bis vier Monate geht, dreiviertel Jahre Zeit erforderlich —; wenn anders überhaupt die Antwort in die Hände der Brüder gelangte. Denn bisher waren alle Briefe zwischen ihnen und Berlin nicht angelangt; und in dem Maße als man in Berlin um das Leben der tapfern Reisenden besorgt zu werden begann, in demselben Maße wurde die Lage der Missionare, denen außer der Instruktion auch die nothdürftigsten Geldmittel mangelten, eine unerträgliche. Erst im folgenden Jahre konnte Merensky durch lange, beschwerliche und gefährliche Wüstenritte nach Natal, Süd-Lessuto und Bethanien die Wege des brieflichen Verkehrs ein klein wenig ordnen.

Dazu wurden die Brüder von der Mehrzahl der Bauern keineswegs mit freundlichem Auge angesehen. Der transvaalsche Boer kann keinerlei Zwang und Gesetz über sich dulden. Namentlich kann er es nicht zugestehen, daß die Schwarzen ihm ebenbürtige Geschöpfe seien. Er nennt den schwarzen Mann auch gar nicht einen Menschen, sondern de zwarte natie, het zwarte schepsel, het zwarte beest, von dem gar nicht anzunehmen sei, daß der Herr Christus ihn auch in den Himmel haben wolle, der vielmehr nur zum Knecht des weißen Mannes

geschaffen sei. Die furchtbaren Grausamkeiten, die einzelne weiße Einwanderer mit Mord, Raub und Mißhandlung aller Art gegen die eingeborenen Stämme begangen haben, sind eine Zuchtruthe Gottes für die schweren Sünden der Letzteren, aber sie schreien auch gen Himmel wider die Ersteren. Solchen Greueln gegenüber aber ist schon das Dasein eines Missionars, der sein Leben im Dienst und aufopfernder Hingabe für die Bekehrung dieser armen Schwarzen darbietet, ein fortgesetzter Stachel im Gewissen, der da, wo er nicht Besserung erzeugt, scharfen Widerspruch und Feindschaft hervorrufen muß.

Dazu kamen die Erfahrungen, die der Bauer mit den englischen Missionaren hatte machen müssen. Es ist eine Pflicht der Selbsterhaltung, daß die Bauern bei hoher Strafe den Verkauf von Gewehren, Schießbedarf und Pferden an die Schwarzen verbieten. Denn der Alleinbesitz dieser ist das einzige Mittel, durch welches der Bauer gegen die ungeheure Ueberzahl der Schwarzen die Herrschaft sichern kann. Eben so ist es, da bei der entlegenen Lage der Republik Produkte, die als Handelsartikel nach den Kolonien gebracht werden könnten, selten sind, eine Existenzfrage für die Bauern, daß sie den Tauschhandel mit den Eingeborenen um Häute, Elephantenzähne, Straußfedern allein in der Hand behalten. Wenn nun englische Missionare einerseits Pulver und Blei an die Eingeborenen verkauften, und andrerseits Handel trieben mit Elfenbein und Straußfedern, so wurde dadurch der Bauer in seinen empfindlichsten Interessen verletzt, und begann in dem Missionar seinen Feind und Nebenbuhler zu sehen. Es geht daher auch das Gerücht um, daß Swazi schwerlich gewagt haben würde, Allisons Station zu vernichten, wenn er nicht der offenen oder geheimen Zustimmung der Bauern gewiß gewesen wäre.

Dieses ganze Maß von Feindschaft, Eifersucht und Mißtrauen fanden unsere Missionare bei ihrem ersten Eintreten in das Land als eines der Haupthindernisse ihrer Thätigkeit vor. Sie mußten aus dem Munde der Bauern von Vagabondenstreichen der zendelinge, ja sie mußten darüber disputiren hören, ob sie unter die guten oder die bösen Sendlinge zu

rechnen seien, ja, einer behauptete, nur darum gingen die Missionare so fern als möglich von den Weißen mitten in das Herz der Heidenvölker, damit sie dort um so ungestörter quaad doen (Unfug treiben) könnten.

Unsere Brüder Grützner und Merensky aber waren von Gott dazu besonders ausgerüstet, diese Vorurtheile zu überwinden. Frisch, kühn, unternehmend, dazu freimüthig und offen und aufrichtig fromm, andererseits dienstfertig und namentlich durch ihre ärztlichen Kenntnisse vielfach zu Diensten Gelegenheit findend, bahnten sie sich bald den Eingang zu den Herzen. Ein besonders feindlicher Bauer, der gedroht hatte, er werde den Pastor Huet, der sich der Schwarzen angenommen hatte, wenn er zu ihm käme, herausweisen, mußte Merensky eine Nacht beherbergen. Am andern Morgen fragte ihn Merensky, ob er wieder bei ihm ansprechen dürfe: „So komm nur," lautete die Antwort, „und wenn es bei Nacht wäre, so klopf mich heraus." Viele christlich angeregte Bauern erfreuten sich der geistlichen Speise, die ihnen die Brüder brachten, und leisteten ihnen durch Dienste, Geschenke, Reisebedürfnisse noch außer der allzeit nach Landessitte unentgeltlich gewährten Gastfreundschaft wesentlichen Vorschub. Als der Herausgeber dieser Blätter im Jahre 1867 mit dem Präsidenten der Transvaalrepublik Pretorius zusammenkam, äußerte dieser, unsere Missionare seien gute Leute, nuttige (nützliche) menschen, und wenn auch in einzelnen wenigen Distrikten, wie Zoutpansberg, Widerwille gegen sie existire, so würde auch dieser binnen Jahresfrist geschwunden sein.

Damals lag die Sache aber noch lange nicht so günstig. Die oberste Behörde des Landes bedurfte lange Zeit, um über die Frage klar zu werden, ob man überhaupt den deutschen Missionaren gestatten sollte, im Lande zu arbeiten; eine Erlaubniß, die man einem englischen oder französischen ohne weiteres versagt haben würde. Die Missionare füllten die Wartezeit mit Reisen aus, die sie nach Sekuati's Land Kriegerspost ꝛc. unternahmen. Weiter hinaus über den Lepalule in das Innere zu reisen, verbot ihnen der Landdrost Potgieter rund weg.

Wieder nach Lydenburg zurückgekehrt suchten die Brüder ihre Zeit nach Kräften zu verwerthen. Sie gingen in alle Familien umher mit der Bitte, das schwarze Dienstvolk zur Abendschule zu schicken. Bald hatten sie eine Versammlung von fünfundzwanzig Farbigen aller Stämme Südafrika's, Buschleute, Hottentotten, Zulu's, Swazi's, Betschuanen und Knopneuzen, die sie im Singen und in Gottes Wort unterrichteten. Meist hatten sie auch weiße Zuhörer, die zunächst gar nicht begreifen konnten, was denn die Missionare eigentlich mit den Schwarzen anfingen, und darum neugierig kamen. Dieser Beginn der eigentlichen Missionsarbeit wurde den Missionaren bald so lieb, daß sie hernach ungern daraus schieden.

Endlich am zweiten und dritten Juli hielt die Commission des uitvoerenden raads zu Utrecht die entscheidenden Sitzungen. In vorsichtig abgefaßten, ausführlichen Stipulationen wurden die Bedingungen festgestellt, unter denen den Brüdern die Erlaubniß ertheilt wurde, im Lande zu missioniren. Von den drei Bassutofürsten, Sekwati, Mapocho und Maleo wurde der letztere, der etwa dreitausend Seelen von dem kleinen Bassutostamm der Bakopa unter sich hatte, als derjenige bezeichnet, bei welchem der Anfang zu machen sei.

Zweites Kapitel.

Land und Leute des Bassutovolkes.

Bevor wir unsere Brüder zu dem Felsennest Maleo's geleiten, halten wir eine Umschau, die uns erst sagen soll, zu was für Leuten denn der Herr gegenwärtig die Predigt des Worts bringen wollte.

Die Südspitze Afrikas (die Cap-Colonie) war vor Zeiten von Hottentotten bewohnt. Nachdem diese theils ausgerottet, theils in das Innere verscheucht waren, bildete sich von hereinge-

holten Dienstschwarzen eine Mischlingsbevölkerung von circa 350,000 Seelen, die ohne Nationalsprache, Nationalsitte und eigene Fürsten mit wenigen Ausnahmen nur Dienstleute der Weißen sind, — alle mehr oder weniger mit dem Christenthum in Berührung gekommen, aber kaum zum achten Theil getauft; ein unglückliches Volk, welches man nach dem Namen der ursprünglichen Bewohner ebenfalls, aber fälschlich, Hottentotten nannte.

Van der Cap-Colonie aus gehen nach Norden zu drei Völkerstrahlen; die Ostküste hinauf die Kaffern, die Westküste hinauf die eigentlichen Hottentotten, in der Mitte die Betschuanen.

Die Kaffern sind im Süden die Amaxosa mit den verschiedenen Stämmen der Gheika, Ghaleka, Chlambe, Tembuki und anderen; unter ihnen zerstreut die Fingu, ein zersprengter Stamm, der aber durch Arbeitsamkeit und Intelligenz die übrigen überragt, sich kräftig emporarbeitet, dem Christenthum viel leichter zugänglich ist, und eine wichtige Brücke für die Christianisirung der Kaffern zu werden verspricht. Weiter nördlich wohnen die Zulu, in und nördlich von Natal, weiter nördlich die Swazi, und die Makwapa oder Knopneuzen (Knopfnasen, so genannt von künstlich auf der Nase und der Stirn erzeugten warzenartigen Auswüchsen).

Die Westküste hinauf ziehen sich die verschiedenen Stämme der Hottentotten, Namaqua, Herero, Damra. Mehr in der Mitte am Oranje und Vaalfluß sitzen die Griqua und Koranna-Hottentotten, eine verschwindende Nation.

Von hier aus wird die Mitte Südafrikas nach Norden zu ausgefüllt mit den zahlreichen Volksstämmen des großen Betschuanenvolkes, den Batlapi, den Barolong, den Bamangwato und anderen.

Ein Stamm des Betschuanenvolkes, nach Sprache und Sitte und geographischer Lage mehr an die Kaffern grenzend, sind die Bassuto. Südlich sitzen die Süd-Bassuto, welche unter ihrem Könige Moschesch in letzter Zeit gegen die Bauern des Oranjefreistaates so lange gekämpft haben, bis sie den Schutz der Engländer suchend, zu Capcolonie geschlagen worden sind. Etwa 80—100 Meilen nördlicher wohnen in der Transvaal-

republik die Nordbassuto, welche bis an die Kaffernstämme der Swazi, Molambo und Knopneuzen grenzen und mit diesen in blutigem Krieg leben. Inmitten der Koranna und an der Grenze der Kaffern wohnt zerstreut in felsichten Gegenden der Buschmann, den Hottentotten nach Farbe und Sprache verwandt, aber viel kleiner von Statur, ein verschlagenes, begabtes, aber sehr verwildertes, selbst noch mit vergifteten Waffen kämpfendes Volk. Ein Mittelglied zwischen Bassuto und Kaffer sind die Matebelen, nach Sprache, Wuchs und Sitte mit beiden verwandt. Ein mächtiger Matebelenfürst ist Moselakazzi, der nach dem Zambesi zu ein großes Reich gestiftet hat; ein weniger mächtiger Matebelenfürst ist Mapoch, der schon erwähnte, zu dem unsere Mission in nicht eben freundliche Beziehungen getreten ist.

Die Bassuto sind, gleich den übrigen Betschuanenstämmen minder kräftig und groß von Gestalt, auch minder kohlschwarz von Hautfarbe, als die eigentlichen Kaffern,[*] dagegen aber intelligenter und der Civilisation viel zugänglicher. Sie leben zumeist von Ackerbau, Viehzucht und Jagd. Am ersteren betheiligen sich nicht blos die Weiber, wie bei den Kaffern, sondern auch die Männer. Sie bauen vornehmlich Milis (türkischen Waizen) und Kafferkorn (eine Art Riesenhirse). Der Acker ist nicht Eigenthum der einzelnen Familien, sondern des ganzen Stammes. Niemand darf picken (mit der Picke das Land zur Saat bereiten) oder ernten an einem andern Orte oder zu einer andern Zeit, als welche der Häuptling angeordnet hat. Die Jagd auf Antilopen aller Art, Elephanten, Büffel, Löwen, Schakale, Giraffen, Nilpferde verrichten sie mittelst Assagaien (Wurfspieße) größeren und kleineren Maßes. Doch haben sie in letzter Zeit auch schon eine Anzahl von Schießgewehren durch Arbeit in den alten Colonien erworben, und es giebt unter ihnen sehr gute Schützen. Außerdem fangen sie das Wild in tiefen Fanggruben, die zuvor sorgsam mit Zweigen bedeckt sind.

Ihre Kleidung ist zum größten Theil aus Thierfellen bereitet. Die Weiber tragen vorn ein kürzeres, hinten ein längeres in zwei Zipfeln auslaufendes Schurzfell. Die Männer tragen

ein Stück Fell um die Hüften, auch wohl einen kurzen Fellmantel. In neuerer Zeit sind wollene Decken, die sie durch den Handel erhalten, ein beliebtes Kleidungsstück. Die schwarze Farbe gilt dabei für vornehmer, als die weiße. Ihre wolligen Haare halten sie kurz und scheeren sie, so daß bei einzelnen ein ovaler, bei anderen ein runder Fleck auf dem Scheitel stehen bleibt, Männer und Weiber auf gleiche Weise. Dazu tragen sie Arm- und Knöchel- und Halsbänder von Messing, Eisendraht oder Perlen.

Sie wohnen in Hütten, die kreisrund nach oben spitz zulaufen, und deren Eingang oval ist; den unteren Theil bildet eine Lehmmauer, die bisweilen recht hübsch von innen bemalt ist. Mehrere Hütten sind zu einer gemeinsamen Familienwohnung vereint, die Zwischenräume sauber festgeklopfter Lehmboden, der Höfe bildet, die mit Rohr- oder Strauchwänden von einander abgesondert sind. Die Hütte des Häuptlings unterscheidet sich von denen des gemeinen Volks nur wenig, sie ist etwas größer und umfaßt mehrere Nebenhütten. Unweit derselben ist der Kchoro, ein großer abgesonderter runder Platz, der gemeinsame Markt, auf welchem die Männer sich um den Häuptling versammeln, um Neuigkeiten auszutauschen, Raths zu pflegen und Bier zu trinken. Diesen Platz dürfen die Weiber nicht betreten. Der besondere Rathsversammlungsplatz auf dem Kchorong heißt Khotla und die vornehmen Räthe, die den engeren Hofstaat des Königs ausmachen, heißen Khotlamänner.

Sie wohnen gern in größeren Städten beieinander, deren einzelne Abtheilungen, sowie die kleineren Dörfer (Kraale) ihre eigenen Unterhäuptlinge haben. Der Oberhäuptling, der seine Würde erbt, besitzt ein unbegrenztes Recht über Leben und Tod, Krieg und Frieden, über Besitzthum und Arbeitskraft seiner Untergebenen. Er übt es oft in der willkührlichsten Weise aus und wird darin nur durch den Rath seiner Khotla-Männer einigermaßen beschränkt.

In der Familie genießt der älteste Sohn neben dem Vater ein großes Ansehen. Nicht leicht würde der Vater etwas wichtiges unternehmen ohne Rath und Zustimmung des Sohnes,

dessen Ansehen bei zunehmendem Alter in dem Maße steigt, als das des Vaters sinkt.

Die Vielweiberei besteht zu Recht, wird aber nur von den Reicheren, Mächtigeren und Fürsten in ausgedehnterem Maße geübt. Die Weiber werden um einen Kaufpreis, der meistens aus Vieh besteht, gekauft. Die verbotenen Verwandtschaftsgrade bei den Ehen haben viel Aehnlichkeit mit den mosaischen.

Die Sprache der Bassuto ist der der Kaffern verwandt, nur daß die Schnalzlaute (Klixe) fehlen. Ihr Bau zeigt eine ziemlich streng durchgeführte Grammatik; durch Vorsilben und Endsilben wird die Biegung und die Wortbedeutung bestimmt. Z. B.: Mo-suto heißt ein Suto, Ba-suto, heißt mehrere Suto, Le-suto heißt das Land der Suto, Se-suto die Sprache der Suto. Die Sprache ist bilderreich und nicht ohne eigenthümliche Feinheiten. Manche Bilder erinnern an europäische Anschauungen, z. B. Heimkehren = Sterben, Finsterniß = Trauer, Ausgleiten = Sündigen; gelbes Herz = Neid.

Die religiösen Vorstellungen der Bassuto sind sehr unentwickelt. Von einem höchsten Wesen haben sie eine Ahnung; sie nennen es Morimo (Modimo). Doch bilden sie auch die Mehrzahl Badimo, unter welchem Worte sie eine Art höherer Geister verstehen. Sie erzählen von einer ungeheuren Höhle, Marimatle, in welcher die Badimo's wohnen. Auch haben sie eine Sage von einem Hubeane, dem Sohn des höchsten Schöpfers, der Himmel und Erde gemacht hatte. Der letztere übergab seinem Sohne die Kühe und Schafe zu hüten, welche damals noch keine Jungen hatten. Eines Tages kommt er zu seinem Vater und zeigt ihm Kälber und Lämmer, die jene geworfen haben; und fragt zugleich den Vater: Von wannen kommen sie? Der Vater sagt: Ich weiß es nicht. Da schlägt ihn Hubeane und sagt: Du weißt nicht, von wannen sie kommen? Sie kommen von mir. Dann schlägt er den Vater wieder, daß er flieht. Darauf ist Hubeane Alleinherrscher; von ihm sollen die Menschen erschaffen worden sein.

Das Wort Badimo bezeichnet auch die Geister der Abgeschiedenen, deren Wohnplatz unter der Erde ist gegen Sonnen-

aufgang. Sie spuken herum, und man schlachtet ihnen, um sie zu beruhigen, an der Stelle, wo sie gesehen worden sind, einen Bock. Wird Jemand krank, so haben die Badimo schuld. Man holt einen Bock, schüttet Wasser in ein Gefäß, thut Zaubertränke hinzu und hält den Bock mit dem Kopf ins Wasser, daß er von dem Zauberwasser trinken muß. Dann hält man ihm Maul und Nase zu, daß er erstickt, schneidet ihn auf und ersieht aus den Einweiden den Sitz der Krankheit.

Auch Thiere verehren die Bassuto mit abergläubischer Furcht, ja einzelne Stämme der Betschuanen nennen sich nach dem von ihnen verehrten Thier. Die Banoku sind die Stachelschwein-Leute, d. h. die das Stachelschwein besingen (verehren), die Bakwän die Krokodil-Leute, die Batlapi die Fisch-Leute, die Batlou die Elephanten-Leute. Wenn sie sehen, daß Jemand ihrem heiligen Thier wehe thut, sind sie schmerzlich betrübt. Wird eins getödtet, so speien sie darauf, reiben sich damit die Augenbrauen und singen: „Man hat unsern Bruder getödtet, unsern Meister, einen von den Unsern, den wir besingen." Sie würden glauben, sterben zu wissen, wenn sie das Fleisch dieses Thiers berührten. Doch machen sie aus den Ueberresten durch Vermischung mit allerlei Zaubertränken Arzneien.

Gefürchtete Leute im Volk sind die Baloi, die Zauberer, die des Nachts umherschweifen, Uebles zu thun, und deren sich die Einzelnen bedienen, um ihren Feinden zu schaden. Zaubereigeschichten erhalten das Volk in beständiger Furcht. Die größten Zauberer sind meistens die Fürsten selbst. Sie machen Regen (mittelst einer Art Antilope), vertreiben den Hagel (mittelst einer kleinen Knochenpfeife, die mit dem Fell einer Wassereidechse überzogen ist), verzaubern die Wege (durch querübergelegte Zauberstäbe, die dem Feinde, der sie überschreitet, die Macht zu schaden nehmen), sie feien die Waffen zum Kriegszuge, sie senden dem Feinde verzauberte Gegenstände in das Land, um ihn schwach zu machen.

Als Sekukuni mit Mapoch Krieg führen wollte, fand letzterer vor seinem Kraal eines Morgens einen Kornkorb, aus welchem ein Rhinoceroskopf hervorschaute. Ein panischer

Schrecken ergreift die ganze Bevölkerung: „Den Kopf hat uns Sekukuni geschickt, um uns zu verzaubern.“ Mapoch — selbst ein großer Zauberer — weiß sich zu helfen. Er versammelt alle seine Zauberer, die sich mit Gerten um den Kopf herstellen und auf ihn losschlagen mit den Worten: „Rhinoceroskopf steh auf! Rhinoceroskopf steh auf!“ Nachdem sie dies eine Weile fortgesetzt haben, geben sie die Erklärung ab: „Da der Kopf allein nicht gehen will, so muß man ihn forttragen und zwar dahin, von wo er gekommen ist; nämlich nach Sekukuni's Land.“ In der nächsten Nacht werden Korb und Kopf über die Grenze geschafft, und die Herzen sind erleichtert, der Bann ist ja gebrochen!

Oberflächlich angesehen sind die Leute untereinander und gegen Fremde, mit denen sie in gutem Vernehmen stehen, freundlich, gutmüthig, gesellig, harmlos. Aber wer tiefer in ihr sittliches Leben hineinschaut, dem enthüllt sich der ganze Sumpf des Heidenthums in Unzucht, Völlerei, Lüge, Mord, Ehebruch in den allerscheußlichsten Gestalten.

Diesem armen verblendeten Bassutovolk, welches seit Jahrhunderten immer tiefer in die Nacht des Aberglaubens und der Sünde versunken war, sollte nun durch unsere Missionare das Licht gebracht werden, das sie errettete und zu Kindern Gottes machte. Der Name des Stammes, zu welchem sie zuerst sich wandten, ist Bakopa, ihr Fürst Maleo.

Derselbe hat sich seinen Wohnsitz mitten im Löwenfelde ausgesucht, einen spitzen Felskopf mit Namen Leschuchuru taba 'nkwanie (Leschuchuru heißt Berg des Dickichts; sonst übersetzen die Missionare den Namen: Berg der Mägde, Magdeburg), dessen Gipfel mit dichtem Gestrüpp von Aloe, Mimosen, baumhohen Euphorbien bestanden, schon von Natur unzugänglich, aber durch mächtige Schanzmauern noch mehr befestigt ist. So schaut er als trotzige Bergfestung, dem Lilienstein an Gestalt und Höhe zu vergleichen, in der Mitte zwischen zwei ähnlichen aber niedrigeren Felsköpfen trotzig weit hinaus ins Land.

Um die Mitte des Spitzkopfes auf halber Höhe liegen die

Häuser der Stadt, mehrere Hundert an Zahl, welche den ganzen, circa 3000 Seelen starken Volksstamm beherbergen.

Die Stadt ist in einzelne Kraale getheilt, von denen jeder aus einer Anzahl von Häusern besteht, die sammt dem dazu gehörigen Viehkraal durch einen Pfahlzaun umschlossen sind. Die Gassen zwischen den Kraalen sind außerdem durch Hecken von Feigenkaktus, der bis zu 15 Fuß hoch wächst, unzugänglich gemacht. Jedes Haus im Kraal hat wieder seinen besonderen Zaun, meist von Rohr. In jedem Hause ist wieder ein rundes Gemach abgemauert, welches zum Schlafen dient, mit einer niedren Thür, durch die man hineinkriecht, und die durch ein Schiebebrett verschlossen wird. Die Wände dieses Schlafzimmers sind von Außen in drei- und viereckigen Feldern mit rothen, schwarzen und weißen Streifen (also den Farben des norddeutschen Bundes) bemalt.

Am höchsten nach dem Gipfel zu liegt der Hauptkraal, von Maleo und seinen achtzehn Weibern, und vielen Kindern bewohnt. Seine Häuser unterscheiden sich nicht wesentlich von den übrigen, nur daß sie nett und hübsch ausgemalt und noch reinlicher als die andern sind. Ueberhaupt halten die Bassuto im Gegensatz zu den Kaffern auf Reinlichkeit, alles hängt und steht in seiner Ordnung; nur freilich der Fußboden ist nach afrikanischer Weise mit Kuhmist glatt gestrichen — gerade wie in den Häusern der Missionare.

Maleo ist kein freier Häuptling. Als von dem Zulufürsten Tschacka gedrängt vor etwa 40 Jahren Moselekazzi, der Kaffer, sich auf die Betschuanen warf, alles vor sich niederwarf und aus den Resten der zertretenen Völkerstämme das Matebelenvolk bildete, waren die Bauern die einzigen, die ihm widerstanden, ihn auf's Haupt schlugen und ihn nöthigten, weiter nördlich nach dem Zambesi zu seine Wohnplätze zu suchen. Deshalb beanspruchten und behaupteten die Bauern eine Art Oberhoheitsrecht über die zurückgebliebenen kleinen Stammreste, und wenn größere Fürsten, wie Sekwati, eine Art freundschaftlicher Unabhängigkeit bewahrten, so mußten die kleineren Häuptlinge, wie Maleo und Mapoch, die Oberlehnsherrschaft der Bauern

anerkennen, für die ihnen angewiesenen Wohnplätze Tribut bezahlen, und den Befehlen des Kommandanten gehorchen, in dessen Bezirk sie wohnen. Die Bauern hatten Maleo zwei verlassene Bauernplätze zur Wohnung angewiesen, obschon es ihm im Uebrigen frei stand, wegzuziehen, wohin er wollte. In einem loseren Unterthanenverband stand er zu dem benachbarten mächtigen Bapedihäuptling Sekwati. Doch trug er beider Oberherren Joch mit Unmuth und sann, da beide nicht mehr die frühere Macht besaßen, sammt seinem Nachbar, dem Matabelenfürsten Mapoch, auf Wege, wie er sich selbständig machte. Vor der Hand aber war er in Abhängigkeit von den Bauern, von denen er einen Missionar erbat, theils um der von diesem erhofften Geschenke willen, theils weil er den seinem Stamme einwohnenden Trieb nach größerer Bildung theilte, theils weil er im Missionar einen geeigneten Unterhändler für seinen Verkehr mit den Bauern zu haben hoffte.

Sein Volk war mit dem Christenthum nicht ganz unbekannt. Wie alle Bassutostämme hatte es alle Jahre eine Anzahl junger Leute in die Hafenstädte gesandt, die dort eine Zeit lang gearbeitet, und sich Gewehre und allerlei Geräthe verschafft hatten, auch einiges von Handwerken gelernt, dabei auch einige Brocken von den Wahrheiten der christlichen Religion mitgebracht hatten. Andries Sefako, ein naher Verwandter des Königs, sprach ziemlich fließend holländisch und konnte daher unseren, der Sprache völlig unkundigen, Brüdern als Dolmetscher wesentliche Dienste leisten.

Drittes Kapitel.

Aufbruch der Missionare nach Taba Leschuchuru.

Von dem reformirten Pastor zu Lydenburg, van Heiningen geleitet, von den Bauern mit Pferden unterstützt, ritten am 16. Juli 1861 unsere beiden Brüder auf die zackigen Häupter der Steenkampsgebirge zu, holten am 17. den Veldcornet Holsthuisen, einen freundlichen jungen Mann, und am 18. den alten ehrenfesten Commandanten Piet Nel aus ihren Bauernhäusern ab, und am 19. ritten alle fünf Reiter, ein stattlicher Trupp, durch die Hecken des taba leschuchuru bis zum Hofe vor Maleo's Hütte. Der Häuptling erschien, sein Volk war versammelt, zwei kleine Feldstühle, zwei Büffelschädel und ein Holzklotz wurden den Fremden als Sitze angewiesen. Neben Maleo saß Andries, der Dolmetscher.

Der alte Nel begann: „Maleo, denkst Du noch daran, daß das Gouvernement an dem Tage, als Du seine Gesetze annahmst, sagte, es würde Dein Vater sein? Siehe nun, heute zeigt es, daß es Dein Vater ist. Heut schickt es Dir diese Männer, welche euch Gottes Wort lehren sollen, welche euch sagen werden, daß da auch ein Tag des Sterbens ist. Mein Herz ist froh, daß ich sie Dir bringen kann, daß ich das noch sehen kann mit meinen Augen. Ihr sollt nun werden, wie die weißen Leute, ihr sollt unsere Brüder werden!"

Maleo war es zufrieden und Nel fuhr fort: „Du, Maleo, sollst sie beschirmen; es sind das meine Brüder, ich will ruhig schlafen können, wenn ich daran gedenke, daß ich sie Dir gebracht habe. Nicht das geringste Böse muß Dein Volk ihnen thun."

„Ja," antwortete Maleo, „das ist gut und wahr; Du mußt aber die Swazi auch nicht über mich kommen lassen!" Ein merkwürdig prophetisches Wort!!

Darauf sprach Merensky einige Worte, die den Häupt-

ling auf Gott den Herrn hinwiesen. Er war sehr vergnügt, daß er den Lehrern den Unterhalt nicht zu geben habe, nahm seine Decke, die ihm als Geschenk mitgebracht war, bewirthete seine Gäste mit Bier, und sie nahmen Abschied.

Zuvor traten die Brüder in die Hütte eines Mannes, der bereits etwas holländisch sprach. Der junge Mann stellte ihnen seine Frau vor und fragte: „Werdet ihr auch kommen, mich zu lehren?“ — „Ja,“ antwortete Merensky — „aber wirst Du auch eine zweite Frau nehmen?“

„Nooit, nooit“ (niemals) antwortete er, „zal ik twee vrouwens vat, ik zal zit met de boek en leer, leer.“ — „Nooit,“ wiederholte er noch einigemale mit Nachdruck. Ein schönes Angeld für die Sendlinge!

Hierauf ritt die Gesellschaft fort, um den Bauplatz zu suchen. In dem Thal des Rietflusses, etwa dreiviertel Stunden von Maleo's Felskopf entfernt, nur durch eine Bergreihe davon geschieden, lag ein alter verlassener Bauernplatz des Willem Grobler, Rietklooff genannt. Von diesem wurde ein schöner Fleck Säeland abgemessen, die Grenzsteine gesetzt, und unter einem Baume ein kurzes Protokoll aufgenommen. Dann ritten alle zu Maleo's Stadt zurück, und sämmtliche anwesende Weiße, so wie auch Maleo und seine Capitäne unterzeichneten das Protokoll.

In Lydenburg wieder angekommen, ging es nun eiligst an das Ausbessern und Packen des Wagens. Die Ochsen wurden herangebracht, und am 31. Juli konnten, im Herzen froh, unsere Brüder aufbrechen. Ein Buschmann, der die Abendschule besucht hatte, brachte eine Henne als Mitgabe auf die Reise. Zwei Leute von Maleo trieben den Wagen.

Am Abend kam der Reisezug bei Malan, dem Schmied an, woselbst der Wagen noch völlig ausgebessert werden sollte. Bruder Grützner erprobte seine alte Kunst.

Freitag, den 3. August früh sollte aufgebrochen werden, Merensky schlief noch im Wagen, als ihn der Ruf Grützners aufweckte: „Helft, ich habe den Arm gebrochen!“ Merensky sprang heraus, und schnitt dem Freund das Hemd herunter, und richtig die Röhre des Oberarmbeins stand zerbrochen her-

vor! Natürlich war es nun mit dem Weiterreisen fürs erste vorbei. Merensky mußte seine ärztlichen Kenntnisse hervorholen, die dann der Herr auch so weit segnete, daß es Dienstag, den 7. weiter gehen konnte hinein in die Steenkampsberge.

Es war kalt. Trockene, aber dichte Nebel zogen über die Berge, das kahle hohe Feld sah wüst und traurig aus. Bei Willem Steenkamp wurde ausgespannt. Der erzählte, daß er im vorigen Jahre noch sieben Löwen auf seinem Platz geschossen habe, einen in seinem Viehkraal.

Ein zweiter Höhenzug, Korfsnek, mußte überfahren werden. Mit Mühe erreichte man die Höhe. Es hatte in der Nacht viel geregnet, alle Bäche waren voll Wasser, die sumpfigen Stellen grundlos. Nicht lange dauerte es, so steckte der Wagen bis an die Achsen im Sumpf, und als die Ochsen mit Gewalt anzogen, da legte er sich auf die Seite und streckte alle Viere in die Luft. Schnell wurde abgeladen, und zum nächsten Bauernhofe geeilt, um Hülfe zu suchen.

Das war aber nicht so leicht gethan. Ein Gewitter entlud sich mit afrikanischem Regen. Es wurde stockfinster; keine Spur vom Wege zu sehen. Wenn die Reisenden auf zwei Schritt sich von einander entfernten, mußten sie sich durch Rufen wieder zusammenfinden. Der Platzregen strömte; oft ging es knietief durch Regenläufe und Schlamm. „Wir sind verirrt," rief der Bassutoführer. Er schrie, um irgend wo einen Hund zur Antwort zu veranlassen. Da tauchte nicht weit von den Reisenden ein Licht auf. „Gott sei Dank, da ist der Platz!" riefen die Missionare. Sie eilten auf das Licht zu, bis sie vor einem Fluß standen. Er war angeschwollen. Merensky und der schwarze Begleiter umfaßten sich, sie nahmen Grützner in die Mitte, und so gings mitten durch den angeschwollenen Fluß. „Hier zyn menschen!" „Kom maar binnen!"

Die Hausfrau brachte schnell trockne Kleider und warmen Kaffee. Die Reisenden schliefen vortrefflich!

Nachdem am folgenden Tage der Wagen aus seinem Lagerplatz mit Hülfe des Bauern aufgerichtet war, ging es frisch vorwärts; aber bald fühlte Merensky, daß ein heftiges Fieber

das Blut durch seine Adern jagte. Müde und elend schlich er mit Grützner hinter dem Wagen her. Die alten Nels thaten das mögliche, um die Reisenden zu pflegen; die Frau erzählte am andern Morgen, daß sie die ganze Nacht nicht habe schlafen können aus Mitleid, daß die Brüder in diesem Zustande unter die „zwarte natie“ gehen sollten. Sie aber gingen. Die Ochsen ermatteten, die Brüder konnten kaum noch vorwärts, als sie am 14. August Maleo's Stadt erreichten. Mit Mühe raffte Merensky sich auf, um den König zu grüßen, dann eilten die Brüder nach Rietkloof, wo sie am Abend anlangten.

Der eine mit zerbrochenem Arm, der andere mit heftigem Fieberschütteln im ganzen Körper, das waren die Boten, mit denen der Herr seine Bassutomission eröffnete. Er, der alle seine Siege nur mit zerbrochenen Waffen erkämpft.

Sie aber sangen: „Hebe an! Zion heb' am Elend an, — an dem Elend, an dem Staube, so ist deine Sach' gethan! Habe gar nichts — aber glaube!“

Das war der Anfang unserer Arbeit unter den Bassuto!

Viertes Kapitel.

Erste Einrichtung der Station.

Als Maleo an einem der folgenden Tage vernahm, daß beide Brüder krank seien, und nicht einmal einen Kraal für ihre Ochsen hätten, war ihm das gar nicht recht. Er sandte also sofort ein „Commando“ Dienstleute, um einen Kraal für die Brüder zu machen. Diese gaben Platz und Größe an, der Sohn Maleo's kommandirte, und es dauerte nicht lange, so war das Werk gethan. Singend kamen und gingen die Arbeiter, Dornzweige abhauend und heranschleppend; und als Alles fertig war, sagte man, Maleo habe ausdrücklich befohlen, es dürfe Keiner Bezahlung fordern.

Tags darauf wurde Andries für ein halbes Jahr als Dolmetscher gemiethet, und damit die Sprachstudien begonnen. Merensky's Fieber wich einer Dosis Chinin, und er konnte frisch ans Werk gehen. Eine rechte Erquickung bereitete ihm der Sohn des sehr freundlichen benachbarten Bauern Hendrik Grobler: „Andries," sagte er zum Dolmetscher, „Andries, denkst Du noch daran, was ich mit Dir sprach, als wir dort im Busch Holz fällten, daß ich sagte, ich wünschte, daß ihr einen Lehrer möchtet haben? Andries, nun habt ihr Lehrer; nimm es wahr, Deine Seele ist mehr werth, als alle Schätze der Erde!" Das war ein Trunk frischen Wassers für die Brüder in der Wüste!

Nun wurden alle Hände gerührt. Merensky arbeitete an einem Pfahlhäuschen, zu welchem Maleo's Leute unentgeltlich das Holz gefällt hatten, die gedungenen Schwarzen stellten die alte zerfallene Wasserleitung her, und schon am 31. August rieselte das Wasser überreich durch die 1500 Fuß lange Schloot auf das Stationsland, und am 1. September zogen die Brüder mit Freude und Dank gegen Gott in das acht Schritt lange und vier Schritt breite Hüttlein ein. Die Wände waren noch nicht mit Lehm beworfen, der Wind wehte durchs Rohr, das Licht fiel durch ein Fenster, in welchem Leinwand die Stelle des fehlenden Glases einnahm; aber die Brüder waren froh, doch unter Dach zu sein. Neben ihnen saß bald Andries, im Schreiben sich übend, und um sie her drängten sich die Bakopa und fragten, wann sie denn nun Unterricht bekommen würden.

Zuvörderst aber hatten die Brüder vor, sich ein wohnlicheres Haus zu erbauen, damit sie von da aus das Volk in Ruhe unterweisen könnten. Sie setzten und brannten Ziegelöfen, fällten Holz — schönes festes kampferhaltiges Tamvodiholz, welches im Jahre 1867 dem Schreiber dieser Blätter als Feuerungsmaterial treffliche Dienste leistete. Am Sonnabend, dem 22. September konnte der Grundstein gelegt werden; schon am 26. erhob es sich über den Boden, als am folgenden Tage unser Grützner — zum zweiten Mal den Arm brach, quer durch den ersten Bruch; ein schwerer und gefährlicher Bruch,

zu einer Zeit, wo er den Arm nöthiger hatte, als vielleicht je zuvor in seinem Leben. Auch Merensky wurde wieder krank. Der Herr nahm Beide in seine Hochschule, in welcher geduldige Leute viel lernen können!

Als im November Merensky mit dem Sohn vom Nachbar Grobler wieder ausfuhr, um Holz zu fällen, hatte er seltene Gesellschaft. Am Abend sah er nicht weit vor dem Ausspannfleck zwölf Giraffen, und zwei Gnu's. Während er diese verfolgte, sprang zehn Schritt von ihm ein Löwe auf, lief zweihundert Schritt und stellte sich unter einen Dornbaum. Als es dunkel wurde, umheulte den Wagen ein solcher Schwarm Hyänen, daß man eilig das aus Lederriemen geflochtene Trecktau unter den Wagen bringen mußte, um es vor den Bestien zu retten. Am andern Morgen, als sie wegzogen, brüllten die Löwen den Reisenden nach.

Wenige Nächte später machte eine Hyäne auf der Station einen Besuch, wirthschaftete mit den zum Trocknen ausgespannten Fellen, und trug einen Hahn und ein Stück Trecktau mit fort. Die Brüder stellten ihr einen Selbstschuß, aber sie kam nicht wieder.

Eine an das Wunderbare gränzende gnädige Bewachung erfuhren die Brüder einige Zeit darauf.

Schon drei Nächte hintereinander hatte es stark gewettert. Die Brüder nagelten darum drei Matten vor die offene Thür ihres Pfahlhäuschens, und setzten ihre Kisten und Kasten vor. Gegen Mitternacht erwachen sie von dem Geheul des Sturmwinds, der im Nu die Kasten über den Haufen und die Matten aus den Nägeln gerissen hatte. Noch ein solcher Stoß, so war das Häuschen niedergeworfen. Die Brüder fassen daher die Matten und stemmen sie mit Gewalt vor die Thür, um dem furchtbaren Sturm das Eindringen in das Häuschen zu wehren. Lange halten ihre Kräfte nicht an; bald sind sie vom Hagel schmerzlich zerschlagen und von kaltem Regen übergossen. Da die Matten nicht aushielten, stemmen sie das Zelt vor die Oeffnung der Thür. Bald stehen sie im Wasser, das auch durch das Dach hereinströmt. In ihrer Noth schreien sie zum Herrn,

und da endlich, als ihre Kräfte fast erschöpft sind, läßt plötzlich der Sturm nach. — Am folgenden Morgen sehen sie, was der Herr gethan hatte. Er hatte ein zwanzig Fuß langes Brett, das auf den vollendeten Mauern des Hauses lag, durch die Gewalt des Sturms gerade so vor die offene Thür des Pfahlhäuschens schleudern lassen, daß es mit einem Ende auf der Erde, mit dem andern auf dem Dach ruhte, gerade als hätte einer es mit Fleiß dorthin gestellt gegen die Wucht des Sturms.

Auf den Bergen war viel Wild zerschlagen, die Wasserleitung zerspült und zerrissen, die Brüder mußten sich entschließen, das eine der drei einzigen Bretter, die sie im Besitze hatten, zu opfern, um für ihr Häuschen eine Thür zu erhalten.

Anfang December war denn auch das neue große Haus fast fertig; 42 Fuß lang, 18 Fuß breit, aus gebrannten Ziegeln aufgeführt — kein Weißer hatte beim Aufbauen geholfen. So treulich steht der Herr den Seinen bei auch in äußerlichen Dingen, wenn sie die Sache mit Ihm anfangen.

Die Brüder richteten sich nun ihre Junggesellenwirthschaft nach Kräften wohnlich ein. Am meisten reute sie die schöne Zeit, die sie auf das Bereiten des Mittagbrods verwenden mußten. Zwar der Speisezettel war sehr einfach: Heut Kartoffeln und Fleisch (NB., wenn welches vorhanden ist), morgen Süßkartoffeln, übermorgen Reis — dann gehts wieder von vorn an; solls ein Fest sein, werden getrocknete Pfirsiche dazu gekocht. — Aber so einfach die Sache ist, so erforderts doch seine Zeit, und die kann ein Missionar in Afrika, wie überall, wenn er sonst das Herz auf dem rechten Fleck hat, auch anderweitig besser verwerthen.

Wie sehr man übrigens in Afrika darauf angewiesen ist, alle Umstände so zu benutzen, wie sie gegeben sind, das möge zum Schluß dieses Kapitels uns ein Fall lehren, wie Merensky und Grützner über den Willgerevier (Weidenfluß) gesetzt sind. Weihnachten war herangekommen, das Deckgras aber genügte nicht, um das Dach des neuen Hauses zu vollenden; neues Deckgras war noch nicht gewachsen, Briefe aus der Heimath fehlten gänzlich. So machen sich denn die Brüder auf, nach

Emmaus zu reiten. Bei brüllenden Löwen vorbei kommen sie glücklich ans Drakengebirge, zum Willgerevier. Der ist aber hoch angeschwollen und droht, die Reisenden bis zu Weihnachten nicht hinüberzulassen. An Brücke, Kahn und Fähre ist eben so wenig zu denken, als an Durchfahren. Was thut Merensky? Er baut seinen Wagen ab, nimmt die buikplank (die Bodenbretter des Wagens) heraus, benutzt sie als Floß, bindet ein Seil daran fest, welches die am Ufer in Händen behalten, nimmt ein zweites Seil in seine Hand, gebraucht den Spaten als Ruder, und gewinnt das jenseitige Ufer. Nun ist die Verbindung hergestellt; mittelst der Fähre werden die nöthigsten Sachen und dann Bruder Grützner herübergebracht, und während die Kaffern den Wagen hüten müssen, bis das Wasser sich verlaufen hat, pilgern die Brüder nach Emmaus, und genießen dort das liebe Weihnachtsfest im trauten Bruderkreise. — Der Missionar in Afrika (wie der daheim) muß eben in allen Sätteln gerecht sein, und so wie das Herz, so auch den Kopf auf dem rechten Fleck haben.

Fünftes Kapitel.

Beginn des inneren Aufbaues der Station.

„Aller Anfang ist schwer!“ Das sollten unsere Missionare nun auch bald erfahren, als sie die eigentliche Arbeit an den Seelen in Angriff nahmen. In äußerlicher Hinsicht zwar stellte sich das Volk bald weit freundlicher, als im Anfang. Die Großen wurden zutraulicher, und die Kinder grüßten nun schon ganz manierlich, goeden dag, mynheer, anstatt wegzulaufen und aus der Ferne goeden dag, baas zu brüllen. Auch fanden die Missionare manches, was sie nicht erwartet hatten. Milies, ein Verwandter des Königs, brachte ein sorgfältig in ein weißes Tuch gebundenes Paket hervor, in welchem unter andern das

neue Testament, ein Buchstabirbuch und die erste Lehre von Christo in der Südbassutosprache, eingewickelt war; ein anderer hatte ein altes zerrissenes Bibelblatt sorgsam aufbewahrt, und kam nun, um die Auslegung einer Stelle auf demselben zu erbitten. Andries und Milies kamen auch zu besonderem Unterricht, und Grützner hoffte, sie bald als Catechumenen bei sich zu sehen.

Zunächst freilich wurde das Werk aufgehalten durch eine fast fünfmonatliche Abwesenheit der Brüder, die durch allerlei Verlegenheiten (vergl. Cap. I. pag. 49) genöthigt waren, auf den andern Stationen Hülfe zu suchen. Im Mai kehrte Grützner mit den jungen, aus Europa nachgesandten Brüdern Endemann und Nachtigal zurück. Es wurde beschlossen, daß Grützner mit Endemann das Werk bei Maleo fortsetzen, Merensky aber, der einstweilen noch nach Bethanien weiter gereist war, nach seiner Rückkehr mit Nachtigal weiter gehen sollte. Als denn nun im Mai 1861 das Werk mit frischem Eifer wieder aufgenommen wurde, da mußten die Brüder bald erfahren, wie stumpf solch armes Heidenherz sei. Einen Alten, der sich auf dem Bauche liegend sonnte, forderte Grützner auf, er möchte mit kommen, Gottes Wort zu hören. Der lachte laut auf und meinte, das brauche er nicht zu wissen. Einen andern, der sein Fell ausbesserte, konnte er auch nicht bewegen, mitzukommen. „Nimmst Du denn Dein Fell mit, wenn Du stirbst?“ — „Nein das nicht, aber jetzt wird es kalt.“ Auf dem Kraal versammelten sich zwar 20, 30, 60, 90 Leute zur Predigt; aber die plauderten laut, der König voran, oder sie lachten, oder sie brachten gegenseitig ihr Haar in Ordnung. Sie kamen und gingen, wie die Zuhörer eines Bänkelsängers auf deutschen Jahrmärkten. Manche waren trunken. Dazu kam, daß die Brüder die Sprache nicht kannten, ja, daß die Sprache selbst für Begriffe, wie „Gnade“ und „Seligkeit“ gar keine Worte besaß, so daß die Neulinge in der Sprache vor der Aufgabe standen, dieselbe mit neuen Worten zu bereichern.

In dieser Zeit schwerer Geduldprüfung waren Andries und Milies, zwei Bakopa, die bereits in der alten Colonie

gedient hatten, der Trost der Missionare, denn in beiden zeigte sich bald ein rechter Ernst zu lernen; ja das Verlangen getauft zu werden. Ihre Lernbegierde wurde der Anlaß zu besonderen Bibelstunden, die Grützner in seinem Hause hielt, und zu welchen sich bald 6—8 Leseschüler einfanden. Unter den Leseschülern waren Monamudi (Adam) und Sesako, zwei Söhne von Maleo, von welchen der erstere nebst Jacob bald direct ihr Verlangen, getauft zu werden, bekundeten. Grützner hatte für den Leseunterricht das Gesangbuch der Südbassuto mitgebracht. Endemann unterrichtete im Schreiben und Singen. Doch hatten die Leute zum Schreibunterricht — obschon er ihnen für den Verkehr mit den Brüdern doch sehr dienlich sein konnte, keine rechte Lust. Lesen wollten sie gern lernen, um das Wort Gottes lesen zu können. Wie beschämend! Heiden wollen lesen lernen, um die Bibel lesen zu können und so mancher Christ hat die Bibel nur dazu in der Hand gehabt, um sie zu Leseübungen zu benutzen!

Hier und da fanden die Brüder einzelne, die beteten — nach ihrer Weise lang ausgestreckt und auf dem Angesicht liegend, von anderen hörten sie, daß sie bereits ernstlich ihren Glauben, selbst auf die Gefahr von Maleo's Zorn hin, bekannt hatten.

Der König nämlich wurde in dem Maße, als er sah, daß das Wort Gottes, sonderlich unter seinen eigenen Verwandten, Eingang gewann, unmuthig und feindlich gegen das Werk der Missionare; ja er verbot einzelnen geradezu, noch ferner zu den Lehrern zu gehen. Jacob aber antwortete auf dies Verbot: „ich muß lernen und werde das Buch nie lassen.“ Adam hatte seinem Vater geantwortet: „Und wenn Du mir hundert Stück Vieh giebst, so behalte ich doch das Buch, ich kann das Buch nicht lassen.“ Und als Maleo ihm dann mit der Todesstrafe drohte, antwortete er: „Ja tödtet mich nur, das wird mir ganz erwünscht sein.“

Andries Sekato aber machte so gute Fortschritte in der Erkenntniß des Heilswegs, und zeigte ein solch lebhaftes Verlangen nach dem Heil in Christo, daß die Brüder zum heiligen Christfest 1861 das erste Tauffest in Gerlachshoop feiern konnten,

bei welchem unter Gegenwart aller derer, die die Bibelstunde regelmäßig besuchten, Andries nebst seinem vierjährigen Sohn und seinem anderthalbjährigen Töchterlein die heilige Taufe empfingen — die Erstlinge aus den Heiden des neu aufgeschlossenen Missionsgebiets der Nord-Bassuto! Die Station selbst aber nannten die Brüder hinfort nicht mehr Rietkloof, wie der Bauernplatz geheißen hatte, sondern Gerlachshoop; zum Andenken an den frommen General (s. das erste Kapitel des ersten Buchs pag. 8), dessen prophetische Hoffnung sich jetzt zu erfüllen begann.

Sechstes Kapitel.

Ein Zauberfest und seine Folgen.

Je entschiedener die Catechumenen ihren Glauben bekannten, und je mehr ihre Zahl von Monat zu Monat wuchs, desto bestimmter wurde die Feindschaft des Königs. Er versagte den Brüdern nicht blos die bis dahin gern gewährten Dienstkräfte zu Stations-Arbeiten und zu Reisen, sondern er sprach es auch geradezu aus: „Ich will nichts wissen von dem neuen Gott. Ich will meinen Gott behalten, der nur einen Arm, ein Bein, und ein Auge hat, und ich will das Fleisch des an der Lungenkrankheit gefallenen Viehes essen" (was die Missionare den Christen verboten). Und als ihm die Lehrer mit Gottes Zorn drohten, antwortete er: „Wer ist Gott? Ich bin Gott! Ich! Ich!" Malimane aber, der Thronfolger — welcher auch bereits etliche Male am „Leseunterricht" sich betheiligt hatte, wandte sich, seines Vaters Fußtapfen folgend, wieder ab: „Ich will nicht mehr lernen, sprach er zu September, ich will es nicht anders haben, als meine Voreltern! Was ist aus denen geworden? Was ist aus Malimane geworden, nach dem ich genannt

bin? Wenn die in der Hölle sind, so will ich auch mit ihnen brennen, und Dein Gott kann nur tüchtig Holz anfahren, daß es ein großes Feuer werde!"

Zum ersten öffentlichen Ausbruch kam der Zorn des Königs am 12. September 1862.

Angesichts eines drohenden Kriegs mit Sekukuni beschloß Maleo, seine Kriegsleute und deren Waffen durch Zauberei stark zu machen. Zu dem Ende sammelt am Morgen des bestimmten Tages der Zauberer eine gewisse unreine Flüssigkeit (s. Berichte 1863, p. 37) in ein Horn. Dann wird auf den Kriegshörnern moghoshi geblasen, auf dessen Klang alle waffenfähigen Männer, ihre Kraalvorsteher an der Spitze, sich haufenweise um das Haus des Königs versammeln. Dort wird gesungen, getanzt und gesprungen; ein Ochse wird geschlachtet und vom Zauberer am offenen Feuer in Stücken gebraten. Sodann muß Mann für Mann vortreten. Der Zauberer steckt zwei Finger in das genannte Horn, befeuchtet sie mit seinem Inhalt und fährt damit in die Nasenlöcher jedes Kriegers. Ist diese Ceremonie zu Ende, so muß die Mannschaft aufs Neue vortreten, und jeder bekommt, nachdem er mit einer Zaubersalbe eingerieben ist, ein Stückchen Fleisch von dem gebratenen Ochsen.

Am Abend vor dem Feste kam Andries zu Grützner mit der Nachricht, David habe ihn gefragt, ob er mitgehen solle zu dem Zauberfest; er, Andries habe ihm geantwortet, David wisse ja nun recht gut selbst, was er zu thun habe, er sei ja nicht dumm, wie früher. Doch, fügte Andries hinzu, fürchte er fast, David werde hingehen zur Zauberei, denn er fürchte Maleo.

Grützner machte sich sofort auf, um, so weit dies möglich, seine Schäflein aus dem Rachen des Wolfs zu reißen.

Er kam zu dem Kraal, wo Jacob und Plaatje wohnten. Letzterer stand am Zaun. „Gehst Du nicht zum Königssohn?" — Nein, ich bleibe hier! — „Wo ist Jacob?" — Er ist fortgegangen, um zu trinken, er wird auch hier bleiben! — „Gut so, Kinder, ich gehe, nach den Andern zu sehen!"

Je näher Grützner dem Königshofe kam, desto größer wurde das Gelärm und Getümmel. Gewehrschüsse, langgezogene

oder kurz abgestoßene Töne durch Kudu-, Ochsen- und andere Hörner geblasen, Kriegsgesang und Geschrei betäubte ihn fast. Die einzelnen Abtheilungen der Krieger zogen in wunderlichem Aufzuge dem Königshofe zu. Einige hatten rothe englische Uniformen an, von allen möglichen Regimentern, andere trugen Beinkleider, oder deren Fragmente, andere hatten ein Hemd angezogen oder einen Tschako aufgesetzt; wieder andere hatten Schärpen von allerlei Zeug, Felle und Schwänze um die Hüften gebunden, oder waren mit weißer Erde kreuzweis über Brust und Rücken bemalt, Straußen- und andere Federn fantastisch um und an dem Kopf befestigt. Ein buntes Gewimmel. Dazu hatte jeder sein Gewehr oder Assagai und Schildfell in der Hand. Sie sprangen, machten verstellte Angriffe und Manöver; einzelne tanzten vor der Front im Kriegsschmuck, und verrenkten dabei den Leib, so gut sie konnten, wodurch sie sich die Bewunderung der in lautes Freudengeschrei ausbrechenden Zuschauer zuzogen.

Wäre das nicht alles im Dienste des Teufels geschehen, der malerische Anblick hätte sehr anziehend sein können. So aber blutete dem Missionar das Herz. Er spürte unter den Haufen umher, ob er in ihnen Christen oder Catechumenen finden könnte.

Da sieht er ihrer drei, Tschueni, Tschukudu und Tubudi. „Kommt heraus! Dies ist Teufelsdienst; den dürft ihr nicht mitmachen!" — Ach, mein Herr, wir gehen nicht gern hin, wir kehrten ja viel lieber um; aber man wird uns strafen! — „Und wenn man es thut, ihr dürft nicht mit, selbst wenn ihr sterben müßtet." — Unser Herz ist bange vor Maleo! — „Fürchtet euch nicht. Der Herr ist stärker als Maleo!"

Alle drei traten aus dem Haufen und gingen in Tschueni's Haus. Da sollten sie bleiben, bis Grützner nach den Uebrigen sich umgesehen hätte.

Er kam bis zum Königshofe. Maleo commandirte, einen langen Stock in der Hand tragend. Er erwiederte freundlich den Gruß des Missionars, und ließ ihm einen Stuhl bringen. Dieser aber setzte sich nicht, sondern suchte nach den Christen.

Lange konnte er keinen entdecken. Endlich sahe er sie ganz hinten; dort standen sie in innerer Bangigkeit, Angst und Betrübniß auf dem Angesicht.

„Kommt doch hier fort!" bat Grützner Sefako und September (Sohn und Schwiegersohn des Königs). „Wir dürfen ja nicht! Frage Maleo für uns!" Grützner ging zum Könige. Aber der schlug die Bitte rund ab; der Dolmetscher rieth, nicht weiter in ihn zu dringen, heute sei Maleo's Sonntag, da müsse er die Leute haben. Wenn dann Grützner's Sonntag käme, könne er sie wieder haben. — Ja, solch Christenthum läßt sich auch der Heide gefallen, wo man heute Christo dient, morgen Belial, — heute Gotte, morgen dem Mammon!

Der Missionar setzte sich tief betrübt in das Versammlungshaus. Es war heute leer. David Matschaka kam heran: „Ich weiß nicht, was ich thun soll? Ich bin arm, und habe nichts zu bezahlen, und Maleo wird Strafe diktiren!" — „Aber David! Wo bleibt Deine Seele?" — In dem Augenblick kam Maleo herein; David kehrte zum Haufen zurück.

Da konnte der Missionar seine Thränen nicht halten. Der König sah es, spottete und ahmte unter dem Jubel der Umstehenden Ton und Gebehrde eines Weinenden nach: „Du siehst ja, er hat geheult!" sagte er zu einem alten Rathsmann, „nun lauf und hole ihm doch seinen Matschaka!" David kam, und Grützner ging, froh, doch diesen einen losgemacht zu haben, mit ihm in Tschueni's Haus, woselbst er zu seiner Freude auch Adam, Maleo's Sohn, fand.

Alle Christen vereinigten sich dort zum Gebet, flehten um Kraft und Schutz. Dann standen sie fröhlich auf und sprachen: „Wir wissen, wir werden Strafe zahlen müssen, aber was thut das auch?"

Am Abend, als Adam im Kreise der Krieger neben seinem Vater Maleo am Feuer saß, zeigte dieser mit dem Finger auf ihn. „Da, seht ihn! der da, der dort sitzt, ist nicht mehr mein Kind; er hat einen andern Vater; er hört nicht auf mich. Durch die Gläubigen wird noch Krieg und Unglück über uns kommen. Ich werde sie alle todtschlagen müssen!" Adam ging

schweigend von dannen. Er wollte zu Mapoch fliehen; aber auf Rath des Missionars blieb er, und hielt geduldig aus.

Das Wegbleiben der Gläubigen vom Zauberfest war eine laute Predigt, die durch das ganze Volk schallte. Andries alte Mutter kam zu ihm und bat: „Kannst Du denn gar nichts anderes lernen, als das Buch? Du siehst ja, der König will Adam tödten; er wird euch alle noch tödten, und was soll ich dann anfangen? Adams Mutter hat zwei Augen. Wenn sie ihr das eine ausschlagen, so kann sie mit dem andern noch sehen. Aber was mache ich? Du bist mein einziges Kind!" Der Sohn suchte sie zu beruhigen. Aber heute hatte sie kein ander Wort, als: „Laß doch das Lernen!"

Gegen alles Erwarten ließ Maleo alle Christen, die vom Zauberfest fortgeblieben waren, ungestraft. Er griff aber zu einem andern Mittel. War Grützner zu seinem „Sonntag" gekommen, um ihm die Leute fortzurufen, so that er nun das Gleiche mit Grützner.

Nächsten Sonntag, den 14. September waren die Kirchgänger wie gewöhnlich versammelt, als plötzlich Maleo erschien und sie mit Schimpfreden aus einander trieb. Er machte Grützner die schwersten Vorwürfe; er lehre doch selbst, daß die Kinder den Eltern gehorsam sein sollten, und nun hielte er sie mit Gewalt davon ab, seinem Befehle nachzukommen. Dann ging er mit in den Hof, wo gepredigt werden sollte. Fünfzehn Schritte von ihm standen Haufen von Heiden, die, des Königs Weisung folgend, nach Leibeskräften lärmten und tobten. Und das wurde nun längere Zeit hindurch wiederholt. Der König schrieb Sonntags allgemeine Arbeiten, Jagden, Reisen aus, durch welche er die Christen zu der Wahl nöthigte, entweder ihm ungehorsam zu sein, oder von der Predigt des Worts fortzubleiben, und für die wenigen, welche trotzdem kamen, bestellte er Lärm-Macher, die den Gottesdienst störten. Dazu tobte und drohte er immer häufiger, er werde alle Gläubigen tödten.

Diese fortgesetzten Störungen bewogen die Missionare zur Wiederaufnahme des alten Plans, eine eigene Kirche auf dem Wege zwischen Taba Leschuchuru und Gerlachshoop an dem

dazu längst zwischen ihnen und dem Häuptling verabredeten Ort zu bauen. Bisher hatten sie auf des Königs Kchorong gepredigt; was den Vortheil gewährte, daß ab und zu der König selbst unter den Zuhörern war, und daß überhaupt auf diesem allgemeinen Versammlungsort mehr Leute sich sammelten. Es hatte aber auch den Nachtheil, daß die Weiber den Kchorong nicht betreten durften, also allzeit von der Predigt ausgeschlossen blieben, wenn nicht etwa hier und dort einige aus der Ferne am Zaun standen und lauschten.

Als nun die Missionare den Bau des Gotteshauses begannen, gab der König nicht blos nicht die versprochenen Arbeiter, sondern sandte Boten hin mit der trotzigen Frage, wer ihnen denn gestattet habe, dort zu bauen. Grützner antwortete dem Boten, einem Sohn des Königs, daß Maleo selbst ja den Ort mit ausgesucht habe. Der sah es auch ein, aber setzte hinzu: „Mir scheint, seitdem Du meines Vaters Leute vom Zauberfeste zurückgehalten hast, ist er ein anderer geworden!"

Am andern Tage fanden die Missionare den ausgehobenen Fundamentgraben zugeschüttet. Auf die Vorstellungen Grützner's erwiederte der König: „Wir sind damit noch nicht fertig, daß Du mir meine Leute, und zwar gerade die besten, weggenommen hast. Wo Du baust, das ist mein Boden, den laß ich mir nicht nehmen." Der Veldkornet Holsthuisen legte in Abwesenheit des Commandanten Piet Nel sich ins Mittel, und befahl Maleo, den Bau nicht zu hindern. Maleo erwiederte ihm: „Wenn Du so thust, dann muß ich es geschehen lassen. Das Haus mag er nun bauen; aber das sage ich heute vor Deinen Ohren: Wer da hineingehen wird, den werde ich tödten: Aber ich sehe, daß um dieser Sache willen noch Krieg kommen wird." Weiter fuhr er fort: Was macht ihr um diese Sache so viel Aufhebens? Hab ich denn gestohlen? hab ich rebellirt? Was habe ich gethan? Der Lehrer spricht, er will mich reich machen; er kann seinen Reichthum selbst behalten. Ich will nicht lernen! ich will nicht! ich will nicht! Was hilft es auch. Sekwati hat die Lehrer angenommen und ist doch gestorben. Was hilft das Lernen, wenn wir doch sterben müssen!" — Endlich sagte

er gerade heraus: Mit Dir (dem Feldcornet) bin ich nun fertig. Nun aber werde ich noch meinen Capitän fragen!" Er meinte Mapoch, und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß er vorhabe, sich mit diesem zu einem Aufstande wider die Bauern zu verbinden.

Grützner fuhr fort mit Bauen. Das Fundament wurde wieder ausgehoben, eine Quelle umzäunt, und mit einem Walle umfriedigt.

Um die Missionare völlig zu sichern, schrieb auch der alte Commandant Piet Nel (den Maleo so sehr ehrte, daß er ihn auch seinen Gott nannte) an ihn einen Brief. Er tadelte ihn, daß er den Sendlingen untersagt habe, die Kirche zu bauen, und daß er die Kaffern, welche lernen wollten, zu tödten gedroht habe: „Ich habe die Sendlinge dahin gestellt, die Kaffern können nicht dafür. Maleo muß mich und Holzhausen erst tödten; dann kann Maleo die Missionare wegjagen und die Kaffern tödten. Ich gehe jetzt nach Pretoria, und wenn ich zurückkomme, muß ich hören, daß die Kirche fertig ist, und daß Maleo den Menschen aufgepaßt und ihnen geholfen hat."

Der Brief machte einen tiefen Eindruck auf den König. Er stützte den Kopf auf die Hand, und sprach: „Rufe meine Kinder, die Sache ist zu groß: Sie müssen es auch hören."

Als auch diesen der Brief verlesen war, schrie er: „Ja, macht mich nur todt! Etwas anderes kommt doch nicht heraus!" Dann zeigte er auf Adam: „Der hier macht mich todt; erst wird er mich tödten und dann weglaufen! Dazu habe ich Kinder groß gezogen!" Dann sprach er zu Andries: „Sage nur dem Lehrer, er soll den Feldcornet bestellen, der soll kommen und mir den Hals abschneiden. Denn ich lasse nicht von meinem Worte: Wer noch lernt, den mache ich todt! Ich warte nur noch auf Nel. Die Assagai ist geschliffen!"

Wenige Tage darauf sandte er Männer auf die Baustätte, ließ alles Begonnene dem Erdboden gleich machen, die Pfahlumzäunungen herausreißen und den Damm um die Quelle zerreißen.

Inzwischen erfuhren die Missionare, daß der König auch

noch einen anderen Grund hatte, diesen Bauplatz nicht zu wünschen. Derselbe lag zu nahe an seiner Stadt. Er fürchtete, daß bei dem sicher erwarteten Kriege mit den Bauern diese sich in der Kirche festsetzen, vielleicht hinter dem Wall ihre Kanonen aufpflanzen und die Stadt beschießen würden. So nahmen die Brüder denn Abstand von diesem Platz und vertauschten ihn gegen einen anderen, wodurch der Friede einstweilen wieder hergestellt wurde. Das war Mitte Januar 1863.

Siebentes Kapitel.

Frisches Aufblühen der Gemeinde unter dem Druck.

Wenn der Wütherich meinte, er wolle das junge Gemeindlein mit Gewalt unterdrücken, so hatte er sich verrechnet. Der Heide kannte nicht die Kraft Gottes, der die Seinen unter dem Drucke wachsen läßt. Der heilige Geist war bereits viel zu mächtig geworden in dem Bakopavolk, als daß er jetzt noch hätte gedämpft werden können.

Im Juli 1862 war die Zahl derer, die die Taufe begehrten, auf acht herangewachsen. Sie folgten dem Unterricht mit großer Aufmerksamkeit und vielem Verstand.

Als die Unterweisung auf die Wiederkunft des Herrn kam, fragte Grützner den Maeli, woran er erkennen würde, ob der wahre Christus komme, oder der falsche. Er antwortete: „Man muß an ihm die Merkmale, die Gottes Wort angiebt, messen, und sehen, ob es passe.“ Ein andermal fragte er: „Wie ist das möglich, daß Christus zur rechten Hand Gottes sitzt und dennoch zu seinen Jüngern sagen kann: Siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende!?“ David, erst seit zwei Monaten Catechumen, antwortete, ohne dazu irgend wie unterwiesen zu sein: „Gerade weil er im Himmel sitzt, kann er bei uns sein. Siehe die Sonne; sie steht am Himmel, und gerade darum scheint sie überall hin!“

Als vom Gebet die Rede war, fragte Grützner die Einzelnen, ob sie auch beten, und was sie beten. Jocob antwortete: „Ich bete alle Morgen und Abend: Lieber Herr Jesu, der du bist vom Himmel auf die Erde gekommen und hast auch mich erlöst durch dein Sterben, vergieb mir doch meine Sünden, und bring mich in den Himmel! Gieb mir auch deinen heiligen Geist, der mein Herz regiere, damit ich nicht wieder abfalle und zurückgehe!" Platje betete: „O Jesu, du König, der du geboren bist in Bethlehem, und von Johannes getauft im Jordan, vergieb mir meine Sünden und schenke mir deinen heiligen Geist!" Adam betete: „Herr, ich glaube, daß du mein Vater werden willst!" — O, wie hüpfte dem Missionar das Herz, als er diese in den Seelen der Schwarzen gezeitigten Früchte pflücken durfte!

Am 20. Juli 1862 wurde das erste heilige Abendmahl gefeiert in dieser Heidenwüste. Drei Tage später fand eine merkwürdige Tauffeier Statt.

Der freundliche und gefällige Nachbar von Gerlachshoop, Hendrik Grobler, hatte die Brüder wiederholt gebeten, seine Kinder zu unterrichten. Sie hatten alle seine Anerbieten von Bezahlung zurückgewiesen, und Bruder Endemann sich endlich um den Preis bereit erklärt, daß er seine Dienstmagd, Sarone, ein Mädchen aus den Knopneuzen, mit zum Religionsunterricht zulasse, und gestatte, daß sie getauft werde. Dies war etwas in der Transvaalrepublik unerhörtes, und die Beiden, sonst so ernst christliche Eheleute, hatten nicht wenig dieserhalb in ihrem Herzen zu überwinden.

Als nun der Tauftag (23. Juli) herankam, fand Bruder Grützner alles, Groß und Klein, eifrig beschäftigt. Der Vater machte den Wagen zu Abreise zurecht, die Kinder arbeiteten im Garten, die Frauen nähten, der verheirathete Sohn gerbte an einem Ziegenfell. Nur Sarone hatte ihr gutes Kleid angezogen, und freute sich über Schürze und Halstuch, die ihr Endemann zum Andenken sandte. Weiter wurden aber keine Vorbereitungen gemacht; alle übrigen blieben bei ihrer Arbeit.

Um vier Uhr fragte Grützner, ob nun nicht angefangen

werden solle. „Ja, antwortete Frau Grobler, mein Herr muß nur machen, wie es bei ihm Brauch ist!“ — Alles blieb bei seiner Arbeit. — „Nun seid so gut, um eine Bibel!“ Sie wurde gebracht. „Ich denke, wir singen erst ein Paar Verse!“ — „Ja, wenn mein Herr will!“ — Somit setzte man sich. Die verheirathete Tochter und die Schwiegertochter ließen ihre Näherei auf den Schooß gleiten und nahmen das Gesangbuch zur Hand. Der Sohn schabte draußen eifrig weiter an seinem Fell! — „Ich denke, wir machen die Thür zu?“ — Ja, mein Herr!“

So wurden von denen drinnen ein Paar Verse gesungen und die Taufrede über Joh. 10, 16 gehalten: „Ich habe noch andere Schafe, die nicht aus diesem Stalle sind.“ Der Missionar legte den Bauern ans Herz, welche Gnade ihnen wiederfuhr, daß in ihrem Hause die erste schwarze Magd getauft werde. Dann hielt er dem lieben schwarzen Mädchen den Segen vor, den sie empfinge und die Verpflichtung, die sie übernehme. Sie schluchzte laut, und der Missionar mußte sich halten, daß er nicht ein Gleiches thue. Dann beantwortete sie die Tauffragen fest und bestimmt und wurde getauft in dem Namen des dreieinigen Gottes. Mit dem Gesang „Hallelujah, ewig Dank und Ehre“ wurde die Handlung beschlossen.

Nach der Taufe sprach Grobler: „Ick heb niet een kleen beetje daarover gedacht, dat er velen zullen over spotten en veel zal over gesproken worden, maar hoe zal ik doen! ik kan niet anders!“ Der Sohn schabte inzwischen unausgesetzt an seinem Fell! Das Pferd hatte sich losgemacht und trabte nach Hause zu, der Missionar hinterher, bis sie Abends beide in Gerlachshoop ankamen.

Das war die erste Taufe einer schwarzen Bauermagd in Transvaal. Das Wort ist wahr: „Er ging in einer armen Gestalt, den Teufel wollt er fangen!“ Gott aber sei Dank für seine unaussprechliche Gabe!

Als der Zorn Maleo's in Folge des Zauberfestes in höheren Fluthen einherging, fingen in dem Maße als die

Schwankenden zurückblieben, die Gläubigen an, sich um so fester um die Lehrer zu schaaren. Sie begannen aus freien Stücken, manche Arbeiten den Lehrern unentgeltlich zu thun, weil diese ja „ihre“ Lehrer seien. „Dauert Euch auch das Lernen zu lange?“ — „Nein, das Lernen dauert uns nicht zu lange; aber wir möchten doch gern getauft und Gottes Kinder werden, denn wir wissen ja nicht, wann wir sterben!“

Groß war also die Freude, als zum Sonntag den 22. November mitten in der Verfolgungszeit der zweite Tauftag in Gerlachshoop angesetzt wurde.

Schon am Sonnabend vorher fanden sich die fünf Männer mit ihren Kindern auf der Station ein. Die drei größern Mädchen bekamen jede ein Kleidchen, die kleineren Kinder Hemden, für einen ganz kleinen Jungen mußte noch schnell aus einer Kinderschürze ein Hemdchen genäht werden. Das war eine große Herrlichkeit, namentlich für die etwas größeren Mädchen, als sie sich in ihrem Hochzeitstaat sahen.

Am Tauftage versammelten sich alle in der Wohnung des Missionars. Auch die Frauen der Täuflinge waren mitgekommen; sie wollten, obgleich Heidinnen, doch selber ihre Kinder zur Taufe bringen. Ein Lied in Sessuto wurde gesungen, dann hielt Grützner seine Ansprache in Sessuto, die erste ohne Dolmetscher, Adam, Maleo's Sohn, wurde zuerst getauft. Das war ein armer Prinz, er hatte keinen eigenen Rock; der von Jacob erborgte Winterrock wurde ihm bald zu warm, und er zog es vor, in Hemdsärmeln zu sitzen. Nach ihm kam Jacob Mpureng, ein Unterhäuptling, dann Maeli (Milies), Plaatje, Machlaku und David Matschake, dann die neun Kinder. Das Herz der Missionare ging in Sprüngen; denn nun bestand die kleine Christengemeinde der Station schon aus siebzehn Seelen, sechs Erwachsenen und eilf Kindern.

Gleich am Tauftage meldeten sich wieder sechs Leute zum Unterricht. Dazu kam nun auch ein Regen unter die Frauen, die sich bisher ganz fern gehalten hatten. Jacobs Frau sagte zu ihrem Manne: „Wir haben immer gefragt: Wer ist Modimo? (Gott), nun bist Du Modimo, Du bist es heute ge-

worden." Er antwortete! „Nicht Modimo, sondern Modimo's Kind bin ich geworden. Macht nur, daß Ihr es auch werdet." — „Ja, antwortete die Frau, ja, es ist wahr, wir werden auch anfangen müssen, — ich hab' es heute selbst mit meinen Ohren gehört, der Lehrer hat in unserer Sprache gesprochen! Ich war ganz erschrocken darüber, aber ich habe es nun Alles selbst gehört!" September's alte Mutter sagte: „Ihr müßt mir sagen, wann Sonntag ist, daß ich auch höre; ich wollte, ich wäre auch Gottes Kind!"

Im Anfange des folgenden Jahres (1863) war die Zahl der Catechumenen bereits wieder auf acht herangewachsen. Als der Tag ihrer Taufe herannahte, sprach Grützner zu ihnen: „Euch ist nun sieben Monate lang die christliche Wahrheit dargelegt worden. Prüft Euch jetzt ernstlich selbst, ob das, was Ihr gehört habt, in Wahrheit dasjenige ist, was Ihr suchet, oder ob Ihr sagen müßt: Wir haben bei dem Herren etwas anderes gesucht! Nächste Stunde sagt mir Eure Meinung!"

In der nächsten Stunde nun legten sie ihr Bekenntniß ab. Sefako sagte: „Ich suche nichts anderes, als zum Herrn Jesu zu kommen, damit ich durch ihn selig werde!" Ratobane sprach: „Ja, ich suche allein den Herrn; aber da kommt noch oft mein altes Herz und macht mir bange, ob ich auch werde stets bei ihm bleiben. Doch ich vertraue auf ihn. Er wird wohl nicht zugeben, daß ich mich wieder von ihm verirre und verloren gehe. Das, was ich sage, spricht nicht nur mein Mund, das spricht das Herz!" Tschukudu sprach: „Nicht mein Mund, sondern mein Herz spricht: Ich will gern selig werden!" Tlake, der Dienstjunge, sprach: „So klein bin ich nicht, daß ich nicht sagen könnte, was auch die andern sagen, daß ich gern möchte selig werden!"

Am 26. Juli 1863 konnten denn durch Gottes Gnade wiederum sechszehn Seelen, sieben Erwachsene und neun Kinder, in den Gnadenbund Gottes aufgenommen werden. Fünf der Erwachsenen waren nahe Verwandte des Königs: Sefako des

Königs Sohn, Nkoro sein Schwiegersohn, Tubaki und Tschukudu Schwiegersöhne von Maleo's Bruder, Tlake's Schwester ist Maleo's Frau.

Unmittelbar nach der Taufhandlung meldeten sich wieder zwölf zum Taufunterricht, unter ihnen zwei Frauen, die ersten aus den Bakopa. „Warum will denn Deine Frau lernen?“ fragte Grützner den Tschukudu. — „Sie hört nun auf ihr Herz!“ war die einfache, schöne Antwort.

Auch zum Gottesdienst kamen nun mehrere Frauen nach Gerlachshoop. Grützner schrieb voller Freuden in sein Tagebuch: „Mit des Herrn Hülfe wird ihm unter den Nordbassuto ein großes Volk gewonnen!“

Bald darauf wurde ein eigenthümliches Gericht auf der Station abgehalten. Die Täuflinge mußten alle ihre Zaubersachen ausliefern. O wehe, was für in wunderlich Gemisch von Satansspuk kam da zum Vorschein! — Der kleine Ziegenwächter Kati brachte ein Täschchen aus Alligatorfell, das er bisher zur Heilung seiner schwachen Brust getragen hatte. Ein anderer brachte ein bezaubertes Antilopenhorn, mit dessen Hülfe er früher unangefochten durch Feindesland gehen zu können vermeint hatte, dazu einen Vogelknochen mit Alligatorhaut überzogen; auf dem hatte er früher gepfiffen, um den Hagel zu vertreiben. Ein Dritter brachte ein Ziegenhorn, mit Zaubersalbe gefüllt, das sollte ihm helfen, auf der Jagd Glück zu haben, und wenn er sich verirrte, wieder nach Hause zu finden. Dazu gab er ein Stück Baumwurzel, ein Zauberholz, mit dem er sich getrost in Feindesland gewagt hatte. Sein Name ist: „Die Feinde sehen nicht.“ Von der Wurzel werden kleine Spänchen abgebissen und nach allen Himmelsgegenden gespien mit den Worten: Die Feinde sehen nicht! die Feinde sehen nicht! dann können ihn die Feinde nicht sehen. Auch eine Tigerklaue wurde herbei gebracht, die gegen allen Unfall schützen sollte, und dergleichen mehr.

Die Missionare nahmen alle diese Sachen nicht umsonst, sondern bereiteten dafür am nächsten Sonntag der Gemeinde ein neues Fest.

Die magdeburger Missionsfreunde hatten eine schöne neue große Glocke geschenkt, die wurde am 20. September in Gegenwart der ganzen Gemeinde eingeweiht. Der erste Glockenklang im Bassutolande ertönte. Die Gemeinde sang unter Begleitung einer Zieh-Harmonica: Allein Gott in der Höh' sei Ehr! Die Vorlesung und Auslegung des 147. Psalms machte den Beschluß. Das war die zweite Beziehung, die zwischen dem Magdeburg an der Elbe und dem Magdeburg in Südafrika angeknüpft wurde!

Wie lieblich klang es nun in den Wüsten der Bakopa, die früher nur das Gebrüll der wilden Thiere und die unheimlichen Gesänge der Heiden gehört hatten. Grützner und Endemann hatten bereits mehrere Kirchenlieder in Sessuto übersetzt. Singend kamen und gingen die Kirchengänger und die Täuflinge, deren Zahl bald auf Neunzehn heranwuchs! Einzelne der Getauften begannen bereits auf eigene Hand ihren Landsleuten Unterricht im Lesen zu ertheilen, eine Abendschule mußte eingerichtet werden, der Raum des Kirchleins wurde zu eng. Eine besondere Freude hatten die Brüder, als sie eines Abends Andries mit Schreiben beschäftigt fanden, und näher hinzutretend erfuhren, daß er sich auf eigene Hand daran gemacht hatte, den kleinen Catechismus für seine Landsleute in die Sessutosprache zu übersetzen. Ein mächtiges Regen begann! — Die Missionare dankten fröhlich ihrem Herrn. Alle Entbehrungen und Opfer, die sie gebracht, vergaßen sie gern, Vaterland und Freundschaft gaben sie mit Freuden daran; denn sie sahen mit ihren Augen, wie die Wüste zu grünen begann durch des Herrn allmächtigen Oden!

Achtes Kapitel.

Neue Verfolgungen. Krieg zwischen Maleo und den Bauern.

Zähneknirschend sah Maleo, wie alle seine Versuche, das Feuer des Gottesworts unter seinem Volke zu ersticken, das Gegentheil zum Erfolge hatten.

Als nun die Christen seinem ausdrücklichen Verbot zuwider die Predigten der Missionare besuchten, ließ er sieben von ihnen vor sich fordern. „Ich habe euch rufen lassen! Werft nun das Buch weg!“ Da die Christen schwiegen, fuhr er in Wuth fort: „Wessen Leute seid ihr? Die meinen nicht! Nun tödte ich Euch!“ — Damit ergriff er Tschukudu's Hut, zerriß ihn, nahm seinen Stock und stieß nach den Gläubigen: „Ich sage Euch, mit dem Lernen ist es nun aus! Wer nun noch lernt, den tödte ich! Dann wollen wir sehen, ob ihr wieder lebendig werdet!“

Ein Mann aus dem Volk nahm an des Königs Vorgange ein Beispiel und mißhandelte einen Christen, der seiner Frau von Gottes Wort erzählt hatte. Der König erfährt es, läßt den Mann rufen, und sagt zu ihm: „Warum hast Du ihn nicht todtgeschlagen?“ — „Ich fürchtete mich vor Dir, Du würdest mich strafen!“ — „Ach was! Dies Gesindel, was lernt, ist nicht mein Volk. Ich befehle Dir, wenn so etwas wieder vorkommt, schlägst Du den Mann todt!“

Sonntag, den 11. October ging Maleo mit zwei Männern zum Fluß, um zu baden. Als er unterwegs Kirchgängern begegnet, ergrimmt er und befiehlt seinen Begleitern: „Treibt sie zusammen!“ Dann nimmt er seinen Stock, und geht auf sie los! „Wo kommt ihr her?“ — „Vom Lehrer!“ — „So!“ — Da begann der König selbst auf die Christen einzuhauen, bis der erste, zweite, dritte Stock ihm in den Händen zerbrochen war.

Aus vielen Wunden blutend kamen die Zerschlagenen zu Grützner. „Was werdet ihr nun thun?“ fragte dieser.

„Was wir thun werden?“ antwortete Ramaetane, „wir werden weiter lernen! Er kann uns ja doch nur todt machen!“

Tschukudu war nicht mit zu Grützner gekommen. Er saß in seiner Hütte und las, tiefen Ernst im Angesicht. „Ich höre, Dich hat Maleo am meisten geschlagen? Ja, antwortete Tschukudu, und richtete sich unter schweren Schmerzen auf, und zeigte stumm dem Lehrer die Beulen und Wunden auf Kopf und Rücken!

Auf dem Rückwege begegnet der Missionar dem Könige: „Ich bin gekommen, damit Du mich tödten mögest!“ „Warum?“ — „Ich habe gesündigt!“ — Daß ich nicht wüßte! — „Ja, ich habe Deine Leute zur Kirche gerufen. Deshalb hast Du sie geschlagen. Es ist meine Schuld; darum bin ich gekommen. Hier, nimm meinen Stock und tödte mich!“ — Damit reicht er den Stock dem Könige. „Bin ich denn Dein Vater?“ antwortet dieser. „Dich habe ich nicht zu strafen!“ „Aber die armen Leute schlägst Du, weil sie Gottes Wort hören; und doch bist Du es gewesen, der mich hieher gerufen hat, sie zu lehren! Du weißt, ich suche nicht Reichthümer, ich suche Eure Seelen!“

Hier ergrimmte der König und schrie: „Ich habe Dich nicht gerufen. Das ist der Commandant Nel gewesen! Ich habe mit der Kirche nichts zu thun! Wer ist Gott? Ich bin Gott! Ich! Ich!“

Doch nun ergrimmte auch der Missionar im Geiste und rief: „Maleo, hier vor allen Deinen Leuten sage ich es Dir heute: Der Tag wird kommen, wo Du Gott wirst sehen! Er wird Dich noch ganz anders schlagen, als Du Deine Leute heute geschlagen hast! Ich werde Dich einst an den heutigen Tag erinnern, daß ich es Dir gesagt habe!“

Solche Worte wollte der König nicht in Gegenwart seiner Leute hören. Er schickte sie also fort, und brach dann schimpfend in die Worte aus: „Ich werde sie tödten, alle miteinander!

Tödten, tödten werde ich sie. Und Du! Was suchst Du hier? Nimm Deinen Wagen und laufe! Ich brauche Dich nicht!"

Ohne Abschiedsgruß wandte sich Grützner und kehrte in sein Haus zurück. Hier schlug er die Bibel auf und fand die Worte: „Sie zogen Daniel aus dem Graben, und man spürte keinen Schaden an ihm. Denn er hatte seinem Gott vertraut! Da hieß der König die Männer, so Daniel verklagt hatten, herbringen und zu den Löwen in den Graben werfen sammt ihren Kindern und Weibern!" (Dan. 6, 23 ff.)

Noch eine kurze Ruhezeit sollte dem Ausbruch des Zornwetters voraufgehen. Die Bauern, die schon längst die zweideutige Haltung Maleo's mit Argwohn beobachtet hatten, sandten eine Gesandtschaft zum Könige, ihn zu warnen. Zu dieser beriefen sie auch Grützner. Als Maleo ihn in dieser Gesellschaft erblickte, ging er auf ihn zu und sprach: „Ach das kommt ja oft vor, daß zwei, die bei einander wohnen und sich auch lieb haben, sich zanken. Aber wenn das vorbei ist, ist es wieder gut. Wir haben uns gegenseitig etwas ausgescholten. Aber heute ist das vorbei. Es ist auch von mir nicht so gemeint gewesen." — Ueber diese Worte des Königs brachen die Umsitzenden in Lobeserhebungen aus: „Ja, großer Löwe! — Ja wildes Thier!"

Den folgenden Sonntag, den 18. October, konnten die Brüder noch einmal in aller Lieblichkeit feiern. Die Gläubigen waren sämmtlich zum Gottesdienst gekommen. Sie waren so recht innig im Gebet versammelt und der Missionar predigte ihnen das Wort aus innerster Herzensbewegung heraus. Am Abend ergingen sie sich mit Freuden in ihrem Gemüsegarten, in welchem alles üppig sproßte. Sie sahen darin ein lieblich Bild ihrer Missionsarbeit.

Als sie nun aber so eben zur Nachtandacht sich vereinigten, da raschelte es draußen. Durch die halb geöffnete Thür steckt Tschukudu sein ehrlich Angesicht, und ruft hinein: Schlaft nicht diese Nacht. Mapoch's Volk will kommen, Euer Vieh zu stehlen!" Er war mit Lebensgefahr gekommen, um diese Botschaft zu überbringen.

Starr vor Erstaunen sahen sich die Brüder an. Schnell

wird das Vieh in Sicherheit gebracht, und Grützner patrouillirt mit geladenem Gewehr. Der Schreck läßt ihn in einem Busch einen heranschleichenden Kaffer erkennen. Er drückt sein Gewehr los. Das allarmirt die Dienstleute, die sofort heraneilen, um dem Lehrer beizustehen. Durch den Schuß sind die Räuber, die schon nahebei waren, zurückgeschreckt. Im nächtlichen Kriegsrath aber wurde beschlossen, das Vieh in das nächste Bauernlager in Sicherheit zu bringen.

Die letzte Freundlichkeit Maleo's war Schelmerei gewesen Insgeheim hatte er längst mit Mapoch conspirirt und jetzt, da er im Begriff war, mit ihm in Gemeinschaft die Bauern anzugreifen, hatte er ihm auch zur Ausplünderung unserer Station die Wege gewiesen.

Mapoch ist der bereits mehrfach erwähnte Matebelenfürst, welcher, obgleich doppelt so stark als Maleo, doch in ähnlicher Abhängigkeit, wie dieser vom Bauernregiment stand. Auch er hatte längst auf den Tag gewartet, wo er das verhaßte Joch abschütteln könnte. Ihn machte das völlig uneinnehmbare Felsennest sicher, das er mit seinem Volke bewohnte.

Mapochs Felsberg nämlich steht mit einem langen Bergrücken in Verbindung, dessen Ausläufer er ist. Er kann deshalb nicht von allen Seiten belagert werden. Der Berg ist kahles Felsgeröll, und trägt nur an einer Stelle auf halber Höhe eine Menge großer Bäume, die mit Sorgfalt gepflegt werden. Durch Ricinus, Cactus und Schlingpflanzen ist das Dickicht undurchdringlich gemacht. Hier befindet sich Mapochs Haus, und daneben eine große Höhle, weit genug, um all sein Vieh bei feindlichem Ueberfall zu bergen. Rings umher sind die Hütten der Kaffern, von denen man jedoch von unten her nichts sehen kann, weil jede einzelne durch eine steinerne Schanzmauer gedeckt ist. Fließend Wasser auf dem Berge schützt dessen Vertheidiger vor dem Durst bei etwaiger Belagerung.

Von diesem Felsennest aus unternahm der gefährliche Räuber manchen Raubzug, und brachte jedesmal seine Beute in Sicherheit. Ursprünglich auch ein Unterthan Sekukuni's, hatte er sich auch von diesem losgemacht, und plünderte nicht

selten dessen Außenkraale. Dem Feldkornet Holzhausen, der ihm einmal sechszehn Kühe abgepfändet hatte, ließ er seinen Gruß entbieten: „Du hast mir sechszehn Kühe genommen; ich habe sie Dir nicht gegeben. Du kannst sie essen. Aber ich bitte Dich, heb' die Knochen auf; die werde ich mir eines Tages wieder holen." Die Bauern konnten nun wissen, woran sie waren.

Durch Gemeinsamkeit der Interessen wurde Maleo mit Mapoch immer enger verbunden. Gern ordnete er sich ihm unter. „Mapoch ist mein Vater!" „Mapoch ist mein Gott," hörte man ihn öfters sagen. Er träumte, mit diesem kühnen Fürsten in Gemeinschaft Sekukuni zu tödten und die Bauern zu verjagen.

Da endlich, als in Betreff des zwischen diesen beiden Häuptlingen bestehenden Bündnisses kein Zweifel mehr obwalten konnte, beschlossen die Bauern, beide mit Hülfe der Swazi „auszuklopfen," und mit Maleo, als dem Schwächeren zu beginnen. Damals geschah es, daß Maleo zuerst Grützner warnte, er möge doch wegziehen, weil beim bevorstehenden Kriege sein Leben und Eigenthum nicht sicher sei, und daß, als ihm dieser Versuch, des gehaßten Lehrers sich zu entledigen, fehlschlug, er in den Plan einstimmte, daß Mapoch ihm sein Vieh raubte.

Nachdem in der Mitte October die Missionare dies alles in Erfahrung gebracht hatten, mußten sie auf ihre eigene Sicherheit bedacht sein. Die Wagen wurden mit dem Nöthigsten beladen. Ein Commando der Bauern wurde als Escorte zur Flucht erbeten und gesandt. Es war am Freitag, dem 23. October mit Sonnenuntergang zur Stelle.

„Ehe wir gingen, schreibt Grützner, konnten wir uns noch einen Augenblick einschließen und dem Herrn für alle erfahrene Gnade danken, und uns und unser Gemeindlein Ihm auch für die Zukunft ans Herz legen. Dann gingen wir. — — Es wird in Gottes Wort ein Werk des Glaubens genannt, den Raub der Güter mit Freuden zu erdulden. Gott Lob, der Herr schenkte es uns! Zwei Drittel unserer Sachen sind dort geblieben; weder Stuhl noch Tisch haben wir mitnehmen können. Von Büchern konnte ich nur die nöthigsten mitbekommen. Vielleicht bekommen wirs noch wieder!"

Nach dem Weggange der Brüder entbrannte der Krieg in aller teuflischen Grausamkeit. Die Bauern bezogen Lager, um sich gegen die Kaffern*) zu vertheidigen, während ihre verlassenen Höfe mit allem Inhalte durch Letztere bald in Aschen- und Trümmerhaufen verwandelt wurden. Noch heute starrt jene Gegend von ausgebrannten Ruinen. Durch diesen mit furchtbarer Hartnäckigkeit von Seiten der Schwarzen geführten Krieg wurde der ganze Wohlstand der Bauern jenes Distrikts vernichtet bis auf diesen Tag; und viele damals verlassene Bauernansiedelungen sind bis heute noch nicht wieder in Bearbeitung genommen worden. Wege, die damals einen lebhaften Verkehr vermittelten, fand der Herausgeber dieser Blätter im Jahre 1867 wüst und grasbewachsen.

Neuntes Kapitel.

Wiederaufblühen der Station Gerlachshoop.

Ein von den Bauern Ende November beabsichtigter Angriff auf Maleo's Felsenkopf hatte einen unerwarteten Ausgang genommen. Maleo war durch Spione von dem Ueberfall rechtzeitig unterrichtet, und hatte seine Vorkehrungen getroffen. Der Angriff wurde vollständig abgeschlagen nicht ohne erhebliche Verluste der Bauern.

Zu diesem Erfolge hatten die christlichen Unterthanen Maleo's nicht wenig beigetragen. Sie hatten sich vor dem Kampfe zum Gebet vereinigt, dann waren sie muthig auf die gefährlichsten Posten gegangen und hatten kaltblütig den Angriff aufgenommen.

Eben so tapfer aber hatten sie auch ihrem himmlischen Könige gedient. Andries hatte allsonntäglich in seinem Hause,

---

*) Mit diesem Namen bezeichnet der transvaalsche Bauer alle Schwarzen, auch die Bassuto und andere Betschuanen.

und nachdem dieses bei der Belagerung mit 70 anderen eingeäschert war, in David Matschaka's Hause regelmäßigen Gottesdienst gehalten; ja auch zu Wochengottesdiensten hatten sich die Christen vereinigt während der ganzen Zeit, daß die Lehrer fern waren.

Maleo hatte sie in der ersten Zeit geplagt. Aber seit dem abgeschlagenen Angriff der Bauern hatte er seinen Sinn völlig geändert. Hatte er doch mit Augen gesehen, daß der Glaube an den Herrn Jesum ihm die Herzen seiner Unterthanen nicht nahm, sondern nur zu viel treuerem Gehorsam stärkte. Von nun an ließ er sie ruhig gewähren. Ja, man hörte bald die wunderliche Mähr, er sehne sich danach, daß die Missionare wieder kommen möchten. Auf seine Vermittlung hin erklärte auch Mapoch, er führe mit den Missionaren nicht Krieg.

Die umgeänderte Stimmung des Königs war kaum verlautbart, als sich die beiden Brüder Grützner und Merensky sofort (am 11. Januar 1864) von Patametsane aus aufmachten, um Maleo aufzusuchen und die alten Verbindungen wieder anzuknüpfen. Auf dem Wege fanden sie eine Hütte, mit drei schwarzen Wächtern besetzt, welche sofort, als sie die beiden Reiter erblickten, ihre Gewehre in Bereitschaft setzten. Diese ließen sich nicht irre machen, sondern ritten auf sie zu. „Es sind die Mynheers!" riefen die Schwarzen, und ihre Gewehre wanderten wieder in ihre Umhüllung. Sie liefen heran, reichten ihnen die Hand, und fragten Grützner einmal über das andere: Wann kommst Du wieder?

In die Stadt angelangt wurden die beiden Reiter von dem Jubel der Kinder empfangen. Maleo zeigte sich freundlich und entgegenkommend. Sie verweilten aber an diesem Tage nicht lange bei ihm, sondern eilten nach der verlassenen Station. Hier wurden sie freudig überrascht durch fünf Christen, die dort Wache haltend ihrer warteten. Jetzt konnten dieselben den Brüdern alle Gebäude, alle Geräthe unversehrt wieder übergeben. Ja, sie hatten selbst die Gärten in der Zwischenzeit besorgt, alles sorgsam eingeerndtet und für die Missionare aufbewahrt. Dazu konnten sie ihnen von der Gemeinde gute

Nachricht geben, daß dieselbe treu zusammengehalten, ja in Tschukudu's Hause sogar eine Abendschule eingerichtet hatte. Die Heiden hatten wiederholt gesagt: „Wir sehen, Ihr seid noch unsere Leute, wir haben uns in Euch geirrt!" Maleo habe einem seiner Räthe, der ihm zumuthete, die Gläubigen zu strafen, geantwortet: „Sei Du still! Ihr habt mich betrogen! Ihr hättet mich beinahe verführt, meine Kinder zu tödten. Scher Dich! Du hast genug Bier getrunken!" Dem Volke habe er ausdrücklich befohlen: „Ihr laßt des Lehrers Haus stehen! Er muß es, wenn er kommt, so wieder finden, wie er es verlassen hat." Zu Mapoch habe er Botschaft geschickt: „Laß des Lehrers Haus stehen, denn es ist mein Haus!"

So hatten denn die Brüder am folgenden Tage mit Maleo leichte Arbeit. „Wo sind die Häuser der Bauern?" sagte der König zu Grützner, „alle sind abgebrannt. Geh' selbst und siehe, ob es nicht so ist! Dein Haus allein ist stehen geblieben. Das bin Ich! Ich bin es, der es erhalten hat, Ich habe es los gebeten von Mapoch! Ich! Ich!" Bald waren denn auch die Verabredungen wegen der Wiederkehr der Missionare festgestellt.

Am 28. Januar brachen die Brüder Grützner und Moschütz, letzterer an des nach Patametsane im Bapedilande gezogenen Bruders Endemann Stelle zum Katecheten für die Station bestimmt, aus Sekukuni's Lande auf. Als sie am 26. Abends schon ausgespannt hatten, kam der Viehjunge hastig herangestürzt: „Die Matebelen kommen!" Grützner ging hinaus und sah, wie über ein Dutzend schwarzer Bewaffneter auf den Wagen zuschritten. Sobald sie aber den Lehrer erkannten, grüßten sie freundlich und sprachen: „Mapoch hat uns längst befohlen, Euch und Euren Platz nicht zu belästigen. Denn Ihr seid, sagt er, von weit hergekommen, bei uns schwarzen Menschen zu bleiben, Ihr seid unsere Leute!" Sie erklärten, heute sei Grützner ihr König und blieben denn auch richtig über Nacht als Schutzwache beim Wagen. Am folgenden Tage sandten die Brüder an Mapoch zwei Decken als Geschenk.

Freitag den 28. hielten die Brüder ihren Einzug in Ger=

lachshoop. Was war das für eine Wiederkehr! Die Liebe der Schwarzen hatte das Haus geweißt, den Fußboden frisch geglättet, das Gras um die Gebäude her beseitigt. Am Sonntag wurde wieder in allen Freuden Gottesdienst auf Gerlachshoop gefeiert.

Nun wurde die Missionsarbeit im alten Umfange wieder aufgenommen, ja erweitert, denn man beschloß auch die in der Zwischenzeit eingerichteten Gottesdienste in der Stadt beizubehalten. Moschütz, den der König freundlich aufnahm, sollte sie versehen. Außerdem wurden Wochengottesdienste eingerichtet, denn die Leute drängten und sehnten sich nach Gottes Wort. Der Taufunterricht konnte sofort mit sechszehn Katechumenen begonnen werden, deren Zahl bald auf dreiundzwanzig stieg. Ein fröhliches Himmelfahrtsfest konnten die Brüder in allem Frieden feiern. Mit Mapoch wurden so freundliche Beziehungen angeknüpft, daß Grützner es wagen konnte, diesem Mordgesellen in seiner eigenen Raubhöhle einen Besuch abzustatten.

Grützner konnte in sein Tagebuch schreiben: „Wie freut man sich doch, daß auch hier solch ein Häuflein ist, das dem erhöhten Fürsten des Lebens dient! Der Herr bescheere uns allen aus Gnaden eine selige Himmelfahrt.“ Der Sonntag vor Pfingsten sammelte noch mehr Zuhörer um das Wort — selbst der Thronfolger Malimane, jener bittre Feind, war dazu erschienen.

Nur ein Misklang tönte durch die hoffnungsvolle Freude der Missionare. Maleo selbst, obschon er, für jetzt wenigstens, die Missionare und sein Volk gewähren ließ, blieb für seine Person derselbe trotzige Verächter Gottes, der er vor dem Kriege gewesen war.

Grützner erzählte ihm eines Tages, daß in Sekukuni's Lande so viel Leute lernten. Der König entgegnete: „Ja, laß sie lernen! Aber ich will nicht! Ich hasse das Lernen!“ Als dann aber Grützner seinen Schmerz darüber aussprach, daß schließlich viele geringe Unterthanen des Königs würden selig werden, während der König selbst in der Hölle brennen müßte, — da wurde dieser ganz unsinnig, und schrie einmal über das

andere: „Ja, ja! das liebe ich! da will ich hin! Ich will in das Feuer! das liebe ich! Ja! Ja!“

Der Unglückliche ahnte nicht, daß er sein eigen Todesurtheil ausgesprochen hatte; und daß Gottes Gerichte, die er so frevelhaft auf sich herabrief, bereits seiner warteten.

Zehntes Kapitel.

Untergang von Maleo und seinem Volk.

Zweimal haben wir von Beziehungen berichtet zwischen dem Magdeburg an der Elbe und dem in Bassutolande. Die dritte Beziehung sollte die schrecklichste sein.

Es war am Dienstag vor Pfingsten, den 10. Mai 1864, gerade 233 Jahre nach dem Tage, wo Magdeburg durch Tilly eingeäschert wurde, als die Hausfrau in Gerlachshoop den nach gehaltener Morgenandacht am Frühstückstische sitzenden Brüdern meldete: „Draußen ist ein heftiges Schießen zu hören!“ Grützner meinte, es werde wohl irgend eine heidnische Festlichkeit auf dem Königsberge gehalten werden. Aber als das Schießen heftiger wurde, eilten die Männer hinaus, nach Leschuchuru zu.

Welch ein grausiger Anblick wartete ihrer, als sie um die Bergecke biegend Maleo's Felsenberg vor sich sahen. Die ganze Stadt stand in lichten Flammen, ein fürchterliches Geschrei tönte von ihr her. Hier rannten schon einzelne Flüchtlinge von Maleo's Volk, verfolgt von fremden schwarzen Kriegern mit Schildfell und Assagai. Einer kommt zu Grützner heran und bringt ihm die Nachricht: „Die Swazi's sind da und haben uns überwunden!“

Eilig rannten die Brüder nach der Station zurück, und brachten zunächst das Vieh in den Kraal. Dann kamen einzelne Flüchtlinge, auch eine Tochter Maleo's. Sie erzählte: „Als ich aus der Stadt entfloh, waren die Swazi beinahe Herren der-

selben. Mein Vater Maleo lebte noch; er focht, umgeben von allen seinen Kindern und von den Alten des Volkes. Nur einer von ihnen war am Bein verwundet."

Nun sattelte Grützner sein Pferd, und ritt, während Moschütz als Wache beim Viehkraal blieb, der Stadt zu. Es fielen nur noch einzelne Schüsse. Aber aus der brennenden Stadt her erscholl verworrenes Geschrei, Jubel mit Heulen vermischt. Grützner kehrte nach der Station zurück. — Jetzt hatte das Schießen ganz aufgehört. „Die Swazi werden zurückgeschlagen sein," meinte man, und um den Verwundeten Hülfe zu bringen, gingen beide Missionare in die Stadt.

Als sie näher kamen, lauschten sie, ob sie Geschrei vernehmen können. Alles ist ganz still. Noch näher herangekommen, hören sie sich mit Namen gerufen. Andries Sekato hatte sich mit einigen Getauften auf einen benachbarten Felshügel geflüchtet und berichtete den Brüdern: „Die Stadt ist von den Feinden gänzlich eingenommen; nur wenige Kriegsleute sind entkommen!"

Die Weiber und Kinder hatten sich auf die Spitze des Berges geflüchtet. Die Swazi, nachdem sie bei dem ersten Angriff auf die Stadt mit schwerem Verlust zurückgeschlagen waren, hatten eine Abtheilung ihres Heeres hinten herum bis zu der nicht genug beschützten Spitze des Felskegels gesandt und mordeten unter den Weibern und Kindern. Als die unten am Berge die Kaffern zurücktreibenden Krieger dies Geschrei der Ihrigen von oben her hören, entsinkt ihnen der Muth, sie wenden sich zur Flucht und werden, nun von zwei Seiten angegriffen, nach tapferer Gegenwehr fast sämmtlich niedergemetzelt.

Gott der Herr selbst hatte Gericht gehalten. Denn Maleo, als ihm die Annäherung der Swazi gemeldet wurde, hatte stolz geantwortet: „Ich habe die Bauern besiegt, und sollte mich vor den Swazi's fürchten? Zwei Männer nur sind, die die Bauern besiegt haben, Ich und Moschesch." Dann hat er seinen Kriegern nicht einmal genügende Munition verabfolgt, sondern ihnen gesagt, sie möchten nur ihr eigenes Pulver nehmen. Die mit Schanzmauern zur uneinnehmbaren Festung gemachte Spitze

seines Bergkegels, auf welche sich die Weiber flüchteten, hatte er unbegreiflicher Weise ganz unbesetzt gelassen. Gott der Herr selbst hatte ihn mit Blindheit geschlagen, um ihn zu verderben. Schon stimmten die Krieger der Bakopa unten am Berge ihr Siegeslied an über die Swazi, von denen sie über Hundert erlegt hatten, als von oben herab der jähe Tod sie faßte.

Als die Brüder dies alles erfahren hatten, mußten sie eilen, um nach Gerlachshoop zurückzukehren. Wie leicht konnten die siegestrunkenen Swazi auch die Station überfallen, ausplündern, verbrennen. Alle nöthigen Vorsichtsmaßregeln wurden getroffen. Am Abend kam ein Bote von den am Leben gebliebenen Söhnen Maleo's. Sie ließen sagen: „Unser Vater Maleo ist todt, dazu sind seine Söhne Malimane, Magabsane und Adam auch erschlagen. Beinahe das ganze Volk ist ausgerottet! Wir sind von allem entblößt. Was sollen wir machen?" Mit Schlafdecken, Kleidern und Nahrungsmitteln bepackt, kehrt der Bote zu ihnen zurück. Dann bricht die Nacht herein. Unter dem Schutze des Wächters Israel schliefen unsere Geschwister sicher und unbelästigt.

Kaum graute der Tag, da kamen drei Frauen langsam heran; sie hatten auf der Spitze des Berges verwundet unter Leichenhaufen gelegen, dann waren sie hervorgekrochen und den meldeten nun, die Feinde seien fort. Auf diese Nachricht gingen die Brüder, so viel Verbandsachen, Arznei, Wein, Erfrischungen mitnehmend, als sie konnten, nach der brennenden Stadt, um den Verwundeten Hülfe zu bringen. Aber sie waren noch nicht bis zur Hälfte des Wegs gekommen, als ihnen das entsetzliche Siegesgeheul der Swazi entgegenschallte, die sich eine halbe Stunde von der Stadt gelagert hatten. Nicht lange, so berichtet ihnen ein Flüchtling von der Bergspitze, ein Commando Swazi gehe gerade auf die Station zu. Mit verhaltenem Athem, ihre Seele Gott befehlend, gingen die Brüder diesem Trupp der Swazi entgegen.

In der Begleitung der Schwarzen waren sieben Bauern, und unter den Swazi selbst fand Grützner einen alten Bekannten von 1860 — den Capuna, den Befehlshaber von

Swazi's Büffelregiment (s. pag. 22), der die Reise der Brüder zu König Swaz vermittelt hatte. Jetzt verhieß sein finsterer Blick nichts Gutes.

Vier Weiber Maleo's hatten ihm gesagt, der König habe sein Geld, sein Schießpulver und seine Tigerfelle den Missionaren zur Verwahrung gegeben. Darüber war Kapuna wüthend geworden und wollte sofort nach der Station. Die Bauern aber, da er sich nicht halten ließ, haben ihn wenigstens begleitet. Kapuna jedoch, unbeirrt durch ihre Gegenwart, brüllte: „Ich sehe, ihr haltet es mit Maleo; wie würdet ihr sonst so allein neben ihm sitzen! Alle Bauern sind weggezogen, nur ihr nicht! Ihr seid Schuld, daß so viele meiner Leute im Kampfe getödtet worden sind; denn ihr habt Maleo das Schießpulver gegeben. Zweihundert Mann von den Meinen sind todt. Die habt ihr ermordet. Ich werde nicht ruhen, bis ihr getödtet seid. Ihr müßt todt gemacht werden!"

Die Missionare blieben dem Wüthenden gegenüber ruhig, verwehrten ihm die Haussuchnng, und beriefen sich den Bauern gegenüber auf ihr Recht als Bürger der Republik. Diese Festigkeit nöthigte den Kaffer, andere Seiten aufzuziehen, vornämlich nachdem ihm Grützner eine Decke, — die letzte, die er entbehren konnte — zum Geschenk gemacht hatte.

Auch Grützners Frau hatte bereits so viel gelernt, daß einem Kaffer gegenüber ruhige Festigkeit der sicherste Schutz sei. Als daher Kapuna die Gelegenheit wahrnehmen und wenigstens von dem Inhalt der reich gefüllten Zuckerdose in seinen Sack wandern lassen wollte, riß sie ihm dieselbe einfach aus der Hand, so daß er verdutzt aufstand. Auch ein Schlachtochse, den er forderte, wurde ihm rundweg abgeschlagen.

Endlich brachen alle auf, auch Moschütz und Grützner, so daß die Frau des Letzteren allein im Hause blieb. Grützner sollte die vier Weiber Maleo's Angesichts der Bauern und Swazi vernehmen, was das mit den Schätzen des Königs, die er verborgen haben sollte, für eine Bewandniß habe, Moschütz wollte sich nach den Verwundeten und Gefangenen umsehen. Gegen Grützner ließ aber weder Kapuna noch die Bauern irgend

ein ferneres Wort von der Aussage der Weiber verlauten, so daß er bald umkehrte. Moschütz fand in der brennenden Stadt noch einige plündernde Swazi, und begab sich deshalb lieber zu dem Lager der Feinde, um zu sehen, ob er etwas für die armen Gefangenen thun könne.

Auf dem Wege von der Stadt zum Lager fand der junge, tapfere Bruder Truppe von gefangenen Weibern, die von Kriegsleuten geleitet, Wasser und Holz und Beutesachen in das Lager schleppen mußten. Einige sah er erschöpft niedergesunken, andere mit dem Tode ringend. Das Commando der Swazi war das gefürchtete Regiment inyati, „Büffel in der Nacht," etwa tausend Mann stark, junge rüstige Männer. Dieselben hatten sich in kleinen Kreisen von zwei- bis dreihundert Mann gelagert, und brieten, kochten und schmausten an den Wachtfeuern. Ihre Schildfelle und Assagaien hatten sie neben den erbeuteten Karossen und Decken an die Dornsträucher gelehnt. Gefangene Weiber mußten Korn mahlen, Kürbisse schälen und andere Arbeit verrichten.

Da sie meistens verwundet waren, verband sie Moschütz mit Leinwandlappen und Arnicaumschlägen. Die Swazi sahen dem mit großen Augen zu. Als sie aber hörten, Moschütz sei ein Lehrer, da schimpften sie, zeigten mit höhnischen Gebehrden auf die brennende Stadt und redeten häßliche Worte. Moschütz that, als hörte er nichts.

Unter den Weibern fand er die Frau des Ramaetane. Sie fragte nach ihrem Mann. Er war erstochen. Sie weinte. Moschütz mußte mit weinen. Ihr ältestes Kind war getödtet, ihr jüngstes trug sie auf dem Rücken. Der Missionar reichte ihr die Hand und eilte weiter.

Jammervoll war es anzusehen, wie die geraubten Kinder wie die Schlachtschafe neben einander saßen; viele von ihnen waren mit Assagaien gestochen. Weinten sie, so wurden sie hart geschlagen.

Mit der Zeit wurden die Unmenschen freundlicher gegen Moschütz, brachten ihm ihre Patienten zum Verbinden; ja endlich boten sie ihm von ihrem gekochten Fleisch an, und ge-

statteten ihm, durch das ganze Lager zu gehen. Da war satanischer Jubel, Kriegsspiele aller Art; einige schossen zum Vergnügen mit den erbeuteten Gewehren, andere hatten sich von Kopf bis zu Fuß mit Tigerfellen und Federn ausgeschmückt und führten wilde Tänze auf, mit der Stimme die wilden Thiere nachahmend.

Seinen Rückweg nahm Moschütz durch die brennende Stadt. Leichen lagen über Leichen. Aasgeier nagten an ihnen und flogen schaarenweis über die Brandstätte. Das Haus, in welchem bisher Kirche gehalten war, wurde eben durch Feuer verzehrt. Von der Spitze des Berges drang das Gewimmer der Verwundeten und Sterbenden herab. Einzelne Swazi durchwühlten die Schutthaufen nach Beute.

Auf die Station zurückgekehrt, fand Moschütz etwa zwanzig Leute, Bakopa, die sich sofort aufmachten, um zu sehen, ob sie nicht aus den Verwundeten heraus noch etliche retten möchten. Nachts klopften Andries und Tschukudu an die Thür. Andries hatte seine Frau und zwei Kinder glücklich aufgefunden und gerettet. Das arme Weib hatte verwundet, ohne Pflege und Nahrung achtunddreißig Stunden lang mitten unter den Leichen und Verwundeten gesessen.

Am andern Tage um Mittag kam sichere Botschaft, die Swazi seien abgezogen. So machte sich denn alles auf den Weg, um zu retten, was noch zu retten war.

Gleich beim ersten Kraal fanden sie ein todtes Weib, auf deren Rücken ein noch lebendes Kind gebunden war. Sie lösten es und setzten es einstweilen in den Schatten eines Busches. Dann ging es in die Trümmer hinein! Welch entsetzlicher Anblick! Ueberall Leichen von Männern, Weibern und Kindern. Da war ein Weib mit ihrem Kindlein auf dem Rücken über einen Zaun gebeugt, todt. Eine andere war auf ihr Angesicht niedergestürzt, das arme Kind ihr vom Rücken gefallen, auch todt. Andere hingen als Leichen in den Dornenhecken, durch welche sie hatten fliehen wollen. Aber auf die Spitze des Berges vorzudringen, wurden die Brüder durch den entsetzlichen Leichengeruch verhindert.

Durch all diesen Jammer hindurch irrten die übrig gebliebenen Bewohner der Stadt und suchten den vermißten Vater, Bruder, Mann, Weib, Kind; die Brüder suchten nach den Gemeindegliedern. Sie sahen Adam und Platje als Leichen. Von den dreizehn erwachsenen Getauften der Stadt fehlten die acht reifsten und besten: Adam, Jacob, Platje, Tubaki, Nkoro, Khaschi, David, Tlake. Am Leben waren Andries Sekato, Maele, Ratschabane, Tschukudu, Sefaku. Von zweiundzwanzig getauften Kindern waren nur sechs gerettet, die übrigen erstochen oder gefangen. Aus der Zahl der gefördertsten Katechumenen hatten vier die Bluttaufe empfangen, Ramaetane, Mabone, Senjatse und Nkobi. Etwa die Hälfte des ganzen Volkes von Maleo lagen als Leichen oder als Sterbende auf dem vor wenigen Tagen noch so laut vom heidnischen Singetanze ertönenden Felskopf. Die andere Hälfte war zum größeren Theil gefangen, im Besitz ihrer Feinde. Die Ueberlebenden pflegten so gut als möglich diejenigen, denen noch zu helfen war. Söhne trugen ihre ermatteten Eltern auf dem Rücken aus der Brandstädte, Weiber wankten, auf den Tod verwundet vom Berge herab.

Endlich kamen die Brüder auch zu der Stelle, wo die Leiche Maleo's lag. Sie war von den überlebenden Kindern umgeben, welche eine Matte über sie gebreitet hatten. Als die Lehrer herzutraten, schlug ein Sohn die Hülle zurück, und zeigte ihnen seinen todten Vater. Er lag auf dem Angesicht, sein Rücken mit Stichen durchbohrt. Wehmüthig blieb Grützner eine Weile bei dem todten Häuptlinge stehen, Worte Gottes gingen durch seine Seele. Dann deckten die Umstehenden in kindlicher Ehrerbietung den Leichnam wieder zu.

Das war das Ende Maleo's und seines Volks.

An dem Tage, als ihm der Herr seinen Boten zusandte, hatte er zu dem alten Nel gesagt: „Gern will ich ihn annehmen, aber laß nur die Swazi's nicht über mich kommen!" Er hatte das Wort verachtet, bis zur Gotteslästerung. Die Swazi's, von den Bauern gerufen zur Vollstreckung des Gerichts, waren gekommen. Denn wo das Aas ist, sammeln sich die Adler! — Was war dem Maleo noch in der eilften Stunde

angeboten! Er und sein Volk hätten können eine gesegnete Christengemeinde sein. Nun bleichen ihre Gebeine unbegraben auf dem öden mit Ruinen bedeckten Felskopf Leschuchuru!*)

Elftes Kapitel.

Die letzten Tage von Gerlachshoop.

Nach und nach sammelten sich die aus dem Gottesgericht übriggebliebenen Reste des Bakopastammes in Gerlachshoop. Auch von den Gefangenen wußten eine ziemliche Anzahl ihrer Bande sich zu entledigen und kamen, zum Theil noch von dem Lande der Swazi sich flüchtend, bei den Brüdern an, die sie alle nun, Christen und Heiden, als ihre Väter, als „die Unseren" ansahen und anredeten. Sie schaarten sich um die Missionare, wie Schafe in der Wüste um ihre Hirten.

Acht Tage nach dem Abzug der Swazi kam der alte Commandant Piet Nel und ordnete an, daß die Volksreste sich wieder zu einer Gemeinschaft vereinigten. Ramopudu, als der große Sohn Maleo's, wurde Stammeshaupt. Neue Wohnplätze wurden dem Volke jenseits des Rietflusses gegenüber der Station Gerlachshoop, etwa in einer Entfernung von zehn Minuten angewiesen.

Während der Krieg mit Mapoch, der den Angriff der Swazi auf seine Bergfestung völlig abgeschlagen hatte, noch fortdauerte, wurde mit Ramopudu ein förmlicher Friedenscontract geschlossen. Man gestattete den Bakopa, gegen besonderen Erlaubnißschein Gewehre zu haben, und sie begannen, sich von der erlittenen Niederlage zu erholen. Die Wohnungen wurden schnell aufgebaut, die Felder in Arbeit genommen, und auch die geistliche Arbeit ließ nicht auf sich warten. Der Catechu-

---

*) Wie der Herausgeber jene Stätte der Gottesgerichte drei Jahre später gefunden hat, darüber siehe sein „Reisejahr in Südafrika" p. 402 ff.

menenunterricht konnte mit siebzehn Erwachsenen begonnen werden, von denen am 3. Juli 1864 neun nebst zwei Kindern getauft wurden. Schon am folgenden Tage meldeten sich fünfunddreißig Erwachsene, und etwas später ungefähr eben so viel, so daß die Brüder bald eine Schaar Heilssuchender um sich versammelt sahen, wie nie zuvor. Es schien, als ob das „Leben aus dem Tode“ in Maleo's Volk seine reiche Erndtezeit feiern solle.

Aber das alles war nur ein letztes Aufflackern des Lichts. Schon führte der Fürst der Finsterniß andere Truppen ins Feld, um die jung und frisch aufwachsende Saat völlig wieder zu zertreten.

Kaum begann das Volk zu einigem Wohlstand sich wieder zu erheben, als von allen Seiten her die mächtigen Nachbaren über sie herfielen, um sie auszuplündern und gewaltsam die Leute in ihr Land hinüberzuführen. Mapoch trat mit dem entschiedenen Anspruch auf, Maleo sei sein Sohn gewesen, und sämmtliche Leute Ramopudu's mit Leben und Eigenthum gehörten ihm an. Von der anderen Seite her machte Sekukuni seine alten Ansprüche als Oberlehnsherr der Bakopa geltend; und einer von Sekukuni's mächtigsten Untervasallen Masserumule, der mit Mapoch in offener Feindschaft lebte, war der erste, der unter Anführung seines Sohnes Sikoane ein Commando sandte, um in der kleinen Gemeinde aufzuräumen, und alles, was dem Matebelenstamme angehörte, zu morden und auszuplündern.

Kaum waren die Bapedi mit ihrer bluttriefenden Beute heimgekehrt, als Mapoch eine Botschaft sandte, er betrachte die Bakopa, weil sie nicht mit den Masserumuleschen Bapedi gefochten hätten, nun als seine Feinde. Dann wieder hieß es, Sekukuni bereite ein Commando, um sie alle aufzuheben und in sein Land zu verpflanzen. Unter solchen Umständen wurden alle Gemüther durch eine allgemeine Muthlosigkeit herabgedrückt; Niemand wagte seinen Acker zu bestellen, weil er nicht wußte, wer ihn aberndten werde; niemand wagte sein Haus fest zu bauen, weil er nicht wüßte, wann er daraus vertrieben werden würde.

Noch schlimmer wurde die Lage, als um Weihnachten 1864 herum wirklich ein Commando von Mapoch anlangte, nach Herzenslust plünderte und raubte, und Ramopudu nebst zweien seiner Leute mitnahm. Uneinigkeit über die Frage, wer der richtige „große Sohn“ Maleo's, und als solcher rechtmäßiger Capitän sei, entzweite die Leute untereinander; dann sandte Sekukuni wieder eine Botschaft und ließ sie, um sie vor ähnlichen Ueberfällen, wie der Mapoch'sche, zu schützen, in sein Land entbieten. Das alles nahm den armen Zersprengten die letzte Freudigkeit, an diesem Orte zu bleiben. Sie zerstreuten sich in die Berge und Klüfte, und zogen dann zum großen Theil auf das Hoogeveld. Der bereits ganz klein gewordene Stamm zerspaltete sich wieder in drei kleinere Stücke unter drei kleineren Capitänen. Der christliche und christlich angeregte Theil ging unter Ramopudu am 27. Januar 1865 nach dem so eben durch Merensky neuangelegten Botschabelo, woselbst wir ihm in dem letzten Buche wieder begegnen werden. Etwa 130 Seelen aus dem ganzen Volk Maleo's sind nach Botschabelo für das Reich Gottes gerettet, ein Brand aus dem Feuer, eine Beute, die der Herr Jesus dem Satan entrissen hat. Ein köstlicher und alle Hoffnungen und Erwartungen weit übersteigender Erfolg der selbstaufopfernden Hingabe der Brüder!

Diese hatten, bevor sie von Gerlachshoop schieden, noch einen Abschied von Mapoch, wie er dem wilden Wesen dieses wüsten Gesellen entsprach. Er hatte ein Commando nach Pata Metsane gesandt, welches das sämmtliche Vieh Masserumule's raubte und in Sicherheit brachte. Unter demselben war auch sämmtliches Eigenthum von Endemann und Grützner, zweiunddreißig Haupt. Die Stationsochsen hatten zum Glück unsere Brüder Endemann und Nachtigal einige Tage zuvor zur Brautreise mit nach Natal genommen, und sie entgingen also den Klauen des Räubers. Eingedenk nun der früheren erheuchelten Freundlichkeit Mapochs machte Grützner den Versuch, in dessen Höhle zu gehen und sein Vieh zurückzufordern. Mapoch schien zuerst noch zu schwanken. Als er aber hörte, daß es sich um zweiunddreißig Ochsen handle, da wies er den Lehrer mit

grinsendem Hohne ab. Seitdem ist er auch schon in seinen Sünden gestorben und steht mit all seinen Greuelthaten vor dem Richtstuhl des lebendigen Gottes.

Die Station Gerlachshoop aber war nun völlig verödet. Kein Schwarzer mehr da, den die Brüder unterweisen konnten, keine Aussicht, daß wiederum Volk auf diesen Platz ziehen werde. So war denn auch für die Brüder des Bleibens nicht länger hier. Am 13. Februar reiste Grützner und Moschütz auf des nachbarlichen Freundes Hendrik Grobler Wagen ab nach Botschabelo. Ihm folgten nach drei Tagen die Geschwister Kupfernagel.

Das Land und die Gebäude von Gerlachshoop sind durch verbriefte Urkunde des Gouvernements auch nach dem Abziehen der Brüder als Eigenthum der Berliner Missionsgesellschaft anerkannt worden. Es fehlt also nur noch an Schwarzen, die sich dort wieder ansiedeln werden. Das kann eben so gut in diesem Jahr, als im nächsten geschehen — oder auch später. Sind erst wieder Leute dort, so werden unsere Brüder nicht lange auf sich warten lassen; und dann wird es, so Gott will, nach Tod und Sterben auch ein fröhliches Auferstehen geben für unsere liebe Station Gerlachshoop!

Drittes Buch.

König Sekukúni.

Joh. 12, 24. 25: Wahrlich, wahrlich ich sage Euch: Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibet es allein; wo es aber erstirbt, so bringt es viele Frucht.

Wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren, und wer sein Leben auf dieser Welt hasset, der wird es erhalten zum ewigen Leben!

Erstes Kapitel.

Der erste Besuch bei König Sekwati.

Eine der Reisen, durch welche die Brüder die Lydenburger Wartezeit (s. pag. 49) auszufüllen suchten, führte unsern Merensky zu König Sekwati, noch bevor wir in Gerlachshoop eingesetzt hatten. Er wollte wiederum die Jäger in der Wildniß aufsuchen, als die Einzigen, von denen er genaue Nachricht über Land und Leute im Inneren einziehen konnte.

Am 16. Mai 1860 aus Lydenburg geritten, sah er schon nach einer Stunde einen Wagen am Flusse stehen. Die Bauerfamilie, als sie des Reiters gewahr wurde, unterbrach ihre Mahlzeit, man holte einen Feldstuhl aus dem Wagen. Merensky, als er dies gewahrte, sprang ab, schüttelte den Leuten die Hand und wurde aufgefordert, abzusatteln. So ist's Bauernsitte, der Fremdling war sofort eingeführt, und lieber Gast. Gert Schumann, so hieß der Bauer, theilte Merensky mit, daß er nächstens seinen Sohn mit einem Wagen zu Sekwati senden wolle, um Vieh zu erhandeln. Bald war die Verabredung getroffen, daß Merensky den Wagen begleiten wolle.

Am 2. Juni brach derselbe mit Grützner von Lydenburg auf. Am dritten Tage Abends hatten die rüstigen Wanderer den Spekboomrevier erreicht, und gedachten schon im Freien zu übernachten, als der eine Dienstkaffer meinte, der Viehplatz, zu dem man hin wollte, könne wohl nicht fern sein. Sie liefen abermals eine Stunde, und gewahrten am Flusse eine schwarze Masse, die sich bewegte. Da es ja Büffel oder Rhinocerosse sein konnten, traten sie vorsichtig näher, aber es waren Ochsen.

Der Fluß wurde nicht ohne Mühe im Finstern durchwatet, und die Reisenden waren am Ziel. Bald war das Feuer des Viehplatzes erreicht, um welches ein Weißer mit zwölf Kaffern lagerte. Der Weiße erhob sich und reichte den Fremden die Hand. Aus einer Riethütte trat eine reinlich gekleidete junge Frau, freundlich grüßend; die Kaffern sagten: goeden dag, baas, und die Gäste waren zu Hause!

Das Feuer beschien die Gegenstände ringsum. Neben der Riethütte, welcher ein Kudu-Fell als Thür diente, stand der Wagen. Ein schöner Kudukopf und das Fell einer großen Hyäne lagen am Boden, ein Rhinocerosschädel wurde dem einen der Gäste als Stuhl angeboten. Ein großer Baum, der Haus und Wagen überragte, war mit Stücken Wildfleisch behangen, die man trocknete. An dem einen Ast hingen die mehr als zolldicken Streifen einer Rhinoceroshaut, die zu Sambocken zerschnitten war. Die Reisenden erfuhren, daß ihr freundlicher Wirth Hermanus Stein heiße, und ein Stiefsohn von Gert Schumann sei.

Schon am folgenden Tage machte sich alles jagdfertig. Spuren von Kudu (einer großen Art Antilope mit hohen gewundenen Hörnern), Büffeln, Rhinoceros und Elephanten durchkreuzten den Weg. Eben sah man auch eine Heerde Kudu in der Ferne; als plötzlich Hermanus Stein erschreckt von der Seite sprang. Eine etwa acht Fuß lange grau- grünliche Schlange lag dicht am Wege sich sonnend, die schreckliche imamba (von den Bauern beestbyter genannt), deren Stich binnen wenigen Minuten tödtet. Hermanus erzählte, daß sein Oheim vor kurzem an dem Biß dieser Schlange gestorben sei.

Da die Nachricht eintraf, daß bei Sekwati die Lungenseuche herrsche, fürchtete der alte Gert, den Ochsenwagen zu senden; sein Sohn sollte zu Pferde hingehen und der Alte bot sein eigenes Pferd Merensky an, um denselben zu begleiten. Da ein drittes Pferd nicht vorhanden war, mußte Grützner zurückbleiben und studirte inzwischen Hengstenbergs Offenbarung Johannis.

Merensky und Hermanus ritten am Donnerstag den 7.

gegen neun Uhr fort. Ein Dienstkaffer (dort werden auch die Bassuto von den Bauern Kaffern genannt) ging voraus, um Proviant zu tragen, d. h. Kaffee, Zwieback und den Kaffeekessel. Als sie ihn nach zweistündigem Reiten einholten, lief ein Quagga durch die Büsche. Merensky schoß und traf. Die Männer zogen sofort das prächtige Fell ab; der Kaffer aber ging auf einen Hügel und schrie in langgezogenen Tönen durch die Büsche, — er wollte seine hungrigen Freunde zur Mahlzeit herzurufen. Denn die Betschuanen lieben das Quaggafleisch leidenschaftlich. Es kamen denn auch sofort etliche, die das Fleisch erhielten und dafür das Fell zu Gert Schumann zurücktragen mußten.

Die Reisenden erreichten den alten Treckpaad der Bauern, der sie bis an den Steelport brachte. Sie ahnten beim Durchreiten dieses Flusses nicht, in wie anderen Verhältnissen sie vier Jahre später ihn an derselben Stelle wieder überschreiten würden.

Bei einem Betschuanenkraal, der am Abend erreicht wurde, näherte sich ihnen ein älterer, holländisch redender Schwarzer, und erzählte, er sei auch in der alten Colonie gewesen. „Kennst Du denn einen Moruti (Lehrer)?“ fragte Merensky. „Ja, ja, sagte der Alte, ich weiß, es giebt Lehrer, die lehren die Kaffern das Kapitel.“ — „Wenn nun ein solcher zu Euch herkäme, würdet Ihr gern auf seine Worte hören?“ — „Ja, baas, ich würde nicht auf meinem Platze bleiben, sondern zum Lehrer gehen, wenn einer käme!“ — „Nun sieh, sagte Hermanns, hier ist ein Lehrer!“ — „Ja, ja, antwortete der Alte, ein Lehrer sieht nicht aus, wie ein Bauer, er sieht nicht aus wie baas Schoemann's Kind“ — und bald nannte alles Volk Merensky „Mynheer“ statt „baas“. Dies war die erste Begrüßung unseres Missionars in Sekwati's Land. Denn der Steelport bildet die Grenze zwischen ihm und den Bauern.

Eine Matte auf dem Boden im Freien war das Bett, ein Stein das Kopfkissen der Reisenden, die Schabracke die Leibdecke; die Füße wurden gegen das Feuer gestreckt. So schliefen sie, bis sie um drei Uhr von der Morgenkälte geweckt wurden.

Sie bliesen das Feuer wieder an, wärmten sich mit Kaffee und ruhten wieder, bis gegen Sonnenaufgang der Ton der Pauke sie munter machte. Man sagte ihnen, die Weiber wüschen sich am Fluß. Diese trafen sie dann auch bei ihrem Weiterreiten an, tanzend auf einer Steinplatte, Weiber und Mädchen. Die Pauke war ein hüsch behauener, ausgehöhlter Block, über dessen Oeffnung man ein Quaggafell gespannt hatte. Eine Frau schlug das Instrument mit den Händen, und alles sang und tanzte nach dem Takt.

Plötzlich aber erhoben alle ein schrillendes Geheul und stürzten, die Frau mit der Pauke voran, mit Stöcken auf einen Gegenstand los. Es war der Dienstkaffer der Reisenden, der sich blicken ließ, und dem sie, wenn er sich nicht gerettet hätte, nach ihrem Gesetz all sein Gut abgenommen haben würden. Denn ein Mann darf sich nicht dem Badeplatz der Weiber nahen.

Nachdem die Reisenden meilenweit das hohe Lolugebirge zur Linken gelassen hatten, öffnete sich dasselbe in einer wild romantischen Feldschlucht. Diese wurde durchritten, und Taba Mosségu, die Königstadt, lag vor ihnen, ein breit hingestreckt aus der Ebene sich erhebender Felsenberg, mit Hütten bedeckt, und mit einem breiten Kranz von Hütten umsäumt. Diese volkreiche Stadt, die den Berg umkränzt, führt den Namen Letlaschua. Dort angelangt, wurden die Reisenden in des Königs Haus geführt, welches sich durch nichts von gewöhnlichen Häusern unterschied. Dies aber hatte seinen guten Grund, eben so wie die andere auffallende Erscheinung, daß die Leute dem Könige selbst, der alsbald vorüberging, gar nicht sonderlich viel Respekt erwiesen.

König Sekwati nämlich ist ein alter, gebrechlicher, aber sehr kluger Mann, welcher fürchtet, daß, wenn die Nachbaren seinen alternden gebrechlichen Leib sähen, sie bald mit ihm Krieg anfangen würden. Deshalb läßt er sich von keinem Fremden sprechen, sondern schiebt einen Kraalhäuptling, Mukir, vor, welcher den König allen Fremden gegenüber repräsentiren muß. Derselbe wohnt unten am Fuß des Felsberges, gerade

unterhalb der Stelle, wo auf halber Höhe des Berges der König selbst wohnt.

Gegen Mittag, als die Reisenden so eben im Hofe des Königs ihren Kaffee bereiteten, erscholl die Pauke wieder, und herab kamen Schaaren von Mädchen, welche so eben durch besondere Feierlichkeit für heirathsfähig erklärt wurden. Die Männer ringsum flüchteten; denn die die Mädchen begleitenden Weiber drohten mit Stöcken. Mukir blieb, auf einem Quaggafelle liegend, auch die Fremden blieben. Die Mädchen waren mit großen, breiten, weißen Streifen im Gesicht und am Leib kreuzweise bemalt; an den Armen und Beinen trugen sie Ringe. Als sie vor Mukir waren, fielen sie auf's Angesicht, und sangen, mit Gesicht und Händen taktmäßig den Boden schlagend, eine wunderliche Melodie in vollen Tönen.

Merensky zog sich in einen Winkel zurück und schlummerte ein. Als er erwachte, sah er eine große Versammlung um sich geschaart. (Pseudo-)Sekwati saß inmitten aller Großen des Volks, der königlichen Prinzen und der Geheimen-Räthe und Capitäne. Neuankommende grüßten den König: „Guten Tag, Löwe!"

Der Dolmetscher Mamaricha (die Bauern nannten ihn Finger) trat vor, und sprach zum Volk:

„Hier ist ein Mann, der will uns das Wort Gottes lehren, welches Friede gebietet, welches sagt, daß einer den andern nicht krank im Felde liegen lassen darf, sondern ihn aufnehmen soll und nach Hause bringen. Ich frage Euch, wollt Ihr diesen Mann unter Euch haben?"

Ueberrascht und erstaunt entgegnete Merensky: „Wie kannst Du, Sekwati, schon von mir sprechen, ehe ich gesprochen und gesagt, was ich wolle? Es ist recht, ich bin ein Lehrer des Wortes Gottes, der Jehovah ist. Das Wort wird Euch nicht lehren, wie Ihr Gärten und Felder bestellen müßt, aber es lehrt, wie wir den Willen Gottes thun sollen, und dadurch glücklich und selig auch nach unserem Tode sein können."

Sekwati: „Ja, ich bin allzufroh!"

Merensky: „Menschen, die dies Wort Jehovahs sehr

lieb haben, schicken mich, dies Wort die zu lehren, die es noch nicht kennen; ich frage nun Dich, Sekwati und Dein Volk, wollt Ihr das Wort Gottes hören und auch es lesen lernen? Doch merkt wohl, ich kann nicht sagen: Morgen, oder in einem Monat oder in einem Jahr werde ich kommen. Ich muß Euer Wort nehmen und es den großen Herren im Dorf, und über die See schicken, und wenn die sagen, ja ich soll zu Dir gehen, dann werde ich kommen!"

Sekwati: „Ja, ich bin allzufroh und zufrieden. Wenn Du nicht gleich kommen kannst, so kann ich dies nicht ändern, aber ich bin schon so alt; ich werde nicht mehr lesen lernen, und das alte Volk auch nicht."

Merensky: „Das thut nichts, Sekwati. Ich will dennoch Dein und Deiner Alten Vater sein, Dich lehren mit dem Munde, Dich leiten auf einem Wege, der gut ist; ich werde Dir rathen in schweren Dingen, damit Du nicht anstoßest!"

Sekwati: „Ja, ich bin zufrieden; ich bin allzufroh. Doch es ist kalt, wir müssen uns ans Feuer setzen."

Merensky: „Was sagt das Volk?"

„Nein, antwortete der Dolmetscher. Wenn der König sein Wort gegeben hat, wer mag dann dagegen sprechen?"

Nun wurde den Reisenden ein Schlachtbock gebracht. Doch ließ der Alte fragen, ob er nicht auch eine Keule davon bekommen werde. Einen Büschel Korallen, und einige Stücke Zwieback nahm er mit Dank an. In der Nacht schlief Merensky in einer von den Schwarzen erborgten neuen Decke trefflich.

Als es Tag wurde, sattelten die Reisenden auf. Mukir saß auch schon wieder an seinem Feuer.

Am Steelport wurde abgesattelt und der müde Missionar schlief ein, bis ihn die Stimme des Büffeljägers rief: „Wollt Ihr denn schlafen, bis Euch die Löwen wecken?"

Als man bei Gert Schumann anlangte, hatten die Jäger eben einen Büffel erlegt. — Am eilften Juni traf Merensky mit Grützner zu Fuß in Lydenburg wieder ein.

Zweites Kapitel.

Einiges aus der Vorgeschichte des Bapedi-Volks.

Das Volk der Pedi (Peli, Peri), über welches Sekwati König war, ist von Alters her der angesehenste Stamm unter den Nord-Bassuto gewesen, und die Geschichte seiner Fürsten zeigt neben den gräßlichsten Bildern von Krieg und Mord doch auch manchen Zug von Edelmuth, Tapferkeit und großherziger Gesinnung.

Vor Zeiten wohnten die Bapedi südwestlich von ihrem gegenwärtigen Wohnplatz da, wo jetzt die Batlapi sitzen. Unter ihrem noch heute gefeierten Könige Tobejan brachen sie auf. In der Gegend von Patametsane angelangt, theilten sie sich in zwei Züge. Der eine zog östlich. Sie stießen beim Aufbruch auf einen Duiker, eine kleine Antilope, und beschlossen, dies Thier, das sie pudi nannten, zu besingen, d. h. zum Volksgötzen zu erheben. Sie nannten sich daher Babinapudi, Besinger des Pudi. Die anderen unter Tobejan zogen nördlich; sie fanden auf dem Wege Stacheln des Stachelschweins (noku) und sprachen: Das ist ein schönes Thier, das solche Stacheln trägt, und nannten sich Babinanoku. Bis dahin war der Khabo, der graue langgeschwänzte Affe ihr heiliges Thier gewesen.

Auf Tobejan, der seine Nachbaren sich kämpfend unterwarf, folgte eine Reihe von Herrschern, bis am Anfang dieses Jahrhunderts der kräftige Tulare das Volk auf den Gipfel der Macht erhob. Von dem erzählt man, daß er die Löwen im Kampfe überwunden habe. Er baute deshalb auch seine Stadt in der Ebene. Denn er verschmähte es, wie andere Häuptlinge in den Felsklüften zu bauen, weil sein Name ohnehin weit und breit gefürchtet war. Er besiegte selbst die Mapulana, die mit vergifteten Waffen kämpften.

Als Tulare im hohen Alter 1824 sein Ende herannahen fühlte, rief er alle seine Kinder um sich und sprach: „Kinder,

es werden nach meinem Tode Schaaren schwarzer Ameisen (Kaffern) kommen; wenn ihr die besiegt, so wird das Reich stark bleiben. Wenn ihr dieselben nicht überwindet, werden weiße Ameisen (die Bauern) kommen, und euch besiegen. Da steht Makher mein Bruder; wenn ihr den tödtet, so wird das Reich zerfallen. Dann wird der Kleinste von Euch König werden, und Elefant und Rhinozeros werden hier ihr Wesen treiben, wo jetzt meine Stadt steht!" Damit starb er.

Nach seinem Tode folgten Bruderkämpfe, in denen auch Makher getödtet wurde. Als das Volk mit Keulen auf ihn eindrang, bat er: Tödtet mich lieber mit der Assagai. Man that es nicht. Da füllte er sterbend beide Hände mit Erde, und hielt sie so fest, daß Niemand sie öffnen konnte. Dabei verfluchte er Land und Leute und starb.

Nun folgten, wie Tulare geweissagt hatte, schwere Unglücksjahre, in denen das Volk der Pedi fast aufgerieben wurde. Namentlich in einer erbitterten Schlacht gegen Moselekazzi blieb die Blüthe des Volks auf dem Schlachtfelde. Die Kaffern wurden Herren des Landes; das war die schwarze Ameise. Die wenigen Ueberreste des Pedivolks verkrochen sich in den Schluchten. Einen Berg besetzten die Makhema, die sich von Menschenfleisch ernährten, bis Sekwati späterhin sie allesammt niedermetzeln ließ. Einer von diesen Menschenfressern, der sich flüchten konnte, lebt heute noch in Botschabelo.

In der Folge wußte ein ungewöhnlich starker Mann Moranrang sich zum Fürsten aufzuwerfen. Gegen diesen zog Sekwati, Tulare's jüngster Sohn, der allmählich die Reste der Bapedi wieder gesammelt hatte. Als die Krieger zusammenstießen, sprach Sekwati zu den Seinen, die sich vor dem Helden scheuten: „Fürchtet euch nicht, Moranrang hat keine Augen mehr, er ist wie ein Vogel, der mit dem Kirri (Keule) geworfen ist und sterben will!" So drangen die Bapedi auf ihn ein. Bis zu Mittag wehrte er sich, wie ein verwundeter Büffel. Als ihn dann aber die Kraft verließ, setzte er sich auf seinen Schild und rief seinen Feinden zu: „Ruft eure Eltern, daß sie mich tödten, ihr seid Kinder!" Sie aber riefen: waketscha

(Du lügst!) und erschlugen ihn. Seinen Schild brachten sie zu Sekwati.

Noch widerstand diesem Makhers Bruder Khawä. Sekwati, der immer noch erst wenige Krieger hatte, soll, als er gegen den Uebermächtigen ausging, Weiber bewaffnet haben, um die geringe Zahl der Seinen zu verdecken. Khawä's Volk wurde geschlagen und floh. Aber Khawä, der Held, verschmähte es, zu fliehen. Er kämpfte allein gegen Schaaren der Feinde, bis sein Schild mit Wurfspießen gespickt war. Keiner konnte ihn tödten. Ein Knecht Sekwati's rühmte sich, seine Streitaxt fräße Häuptlinge, und drang auf ihn ein. Khawä aber schlug ihm die Waffe aus der Hand und tödtete ihn. Als Sekwati das hörte, sandte er Botschaft hin und ließ Frieden gebieten, und den ermatteten Kämpfer zu sich rufen. Müde legte dieser den Schild auf den Boden, klappte nach Landessitte in die Hände und rief „Twelabatu" (der Gruß an die höchsten Häuptlinge). So saß er todesmatt und ergrimmt vor Sekwati, die Streitaxt in der Hand. Der junge Mutle schalt ihn: „Khawä, Du Mukoni, willst mit den Bapedi fechten?" Weinend vor Wuth forderte ihn dieser zum Zweikampf. Sekwati aber sprach zu Mutle: Laß den Khawä in Frieden, der ist ein Held! Dann ließ er ihn unter sicherem Geleit wieder in seinen Kraal bringen.

Späterhin rief ein Mopedi aus Rache für erlittene Strafe die gefürchteten Swazi ins Land. Diese raubten und plünderten; Sekwati aber sammelte sein Kriegsvolk, jagte ihnen nach, schlug sie aufs Haupt und brachte alles geraubte Vieh wieder zurück.

Ein andermal sandte Pandah, der durch ganz Südafrika gefürchtete Zuluhkönig, ein starkes Heer gegen Sekwati's Hauptstadt Piring. Dieser rüstete sich zur Gegenwehr. Die Weiber trugen Felsblöcke auf die steilen Abhänge, um die Stürmenden zu zerschmettern. Die Feinde rückten nahe an die Stadt, brüllten ihr Kriegsgeschrei und zogen dann noch einmal zum Flusse zurück, um zu trinken. Dann kamen sie in mächtigem Anlauf auf die Stadt, die mit einer Dornenhecke umgeben war. Auf diese warfen sie ihre Schilde, und sprangen auf denselben hinüber,

und fingen an, die Häuser zu zerbrechen und in Brand zu stecken. Sekukuni aber, der die Bapedi befehligte, rief: „Die Feinde brechen unsere Stadt entzwei, das dürfen wir nicht zulassen!“ und stürmte vom Felskopf herab. In kurzer Zeit waren die Zuluh aus der Umzäunung herausgeworfen.

Draußen suchten sie sich wieder zu sammeln, aber in die dichten Knäuel fielen die Schüsse der Bapedi und tödteten Viele. In diesem Augenblick brach auch ein Hinterhalt auf sie ein, und jagte die Feinde in die Flucht, so daß sie mit Zurücklassung ihrer Beute ihr Heimathsland suchten. Sekwati jedoch verfolgte seinen Sieg nicht weiter, sondern sandte ein Geschenk von Straußenfedern an Um Panda mit der Bitte, er solle nicht wiederkommen. Dieser ließ ihm zurückantworten, er sehe, Sekwati sei ein Mann, er sei sein Bruder.

Ein Jahr später versuchte Hendrik Potgieter, der kühne Bauernführer, sich mit Sekwati zu messen. Allein die Bapedi warfen die Stürmenden vom Felskopf Piring zurück, so daß den Bauern nichts übrig blieb, als das Felsennest zu belagern, und ihm das Wasser abzuschneiden. Als nun aber viele vor Durst starben, sandte Sekwati Geld an die Bauern, und die Botschaft, er sei ein Weib, sie sollten ihm Frieden gewähren. Diese aber stellten unerfüllbare Bedingungen. Da ordnete Sekukuni und Mojalludi einen Heereszug; sie nahmen die Weiber mit Wassertöpfen in ihre Mitte, und brachen durch das Lager der Feinde, und gewannen also wieder Wasser, worauf die Bauern abzogen. Sekwati hatte also den Swazi, den Zuluh und den Bauern, den drei mächtigsten Kriegsherren Südafrika's, Widerstand geleistet, und das Bapedireich stand weit und breit wieder als das mächtigste Bassutoreich da. Trotzdem verfolgte Sekwati, der bald darauf Piring mit dem starken Felsenberge Taba Mossegu vertauschte, so viel an ihm war, Gedanken des Friedens; namentlich suchte er mit den Bauern, so weit immer möglich, im guten Einvernehmen zu bleiben. Denn diese waren die weiße Ameise des Tulare.

Dies war auch der Grund, weshalb er um jeden Preis Missionare in seinem Lande zu haben wünschte.

Zu diesem Ende sandte er schon vor Jahren Botschaft zu dem befreundeten Süd-Bassutokönig Moschesch.

Auf diesen Moschesch hatte die Berliner Missionsgesellschaft bereits bei der Aussendung ihrer ersten Sendboten 1834 das Auge geworfen. Die Boten der Pariser Missionsgesellschaft aber waren den Berlinern um ein Jahr zuvorgekommen, und hatten in großem Segen gearbeitet. Die Bitte Sekwati's um Lehrer hatten sie aus Mangel an Mitteln und an Personen nicht erfüllen können. Jetzt war die Zeit gekommen, wo die Berliner Missionsgesellschaft die von Anfang an beabsichtigte Bassutomission in dem nördlichen Theil des Volks durch Merensky eröffnen durfte, welcher im Juni 1837 gerade in den Tagen, als Sekwati die erste Botschaft zu Moschesch um Missionare sandte, in Schlesien das Licht der Welt erblickt hatte.

Inzwischen hat der Herr aber dem Kommen unserer Sendboten bereits auf anderem Wege die Bahnen vorbereitet.

Theils aus Wanderlust, theils um das Volk wehrhaft zu machen, zogen alljährlich Hunderte von Bassutojünglingen in die Hafenstädte, um dort einige Jahre zu dienen und dann mit Gewehren und allerlei anderem erarbeiteten Gut in die Heimath zurückzukehren. Sie brachten aber außer ihrem Gut auch manchen Brocken von Gottes Wort zurück, der dort sauerteigartig wirkte.

Unter diesen wandernden Jünglingen waren zwei, die der Herr zu besonderem Dienst sich ausersehen hatte. Der eine hieß Jan Mafadi, der andere Jacob Mantladi.

Jan Mafadi wurde, als er in Uitenhagen arbeitete, von einem anderen Farbigen belehrt, die Welt werde in Feuer untergehen, das stehe in Gottes Wort. Er wollte es nicht glauben. Da träumt er, wie Feuer und heißes Wasser vom Himmel fällt und alles versengt. Er erwacht und glaubt. Er erzählt es den anderen Schwarzen; aber die verlachten ihn. An einem andern Tage wird er von einem Gläubigen ermahnt, er solle beten. Er versucht es. Da träumt er, er höre eine Stimme, die ihm zuruft: „Siehe!“ Als er aufsieht, gewahrt er ein weißes Stück Papier, das gen Himmel fliegt; und hört

dazu die Stimme: „Wenn Du glaubst, wird Deine Seele, wenn Du stirbst, auch also gen Himmel steigen!“ Da glaubt er, und hat keinen größeren Wunsch, als, daß er wolle selig werden. Bald darauf hat er einen dritten Traum. Er stand auf dem Felde und sah gen Himmel. Und der Himmel that sich voneinander und Mafadi konnte hineinsehen, und je tiefer er sah, desto schöner wurde es, bis er endlich ein wunderschönes helles Licht schaute, und eine Stimme hörte: „Das ist Gottes Thron, und Du sollst auch dahin kommen!“ Da freute sich Mafadi, erwachte und nicht lange, so ging er nach Port Elisabeth zum Missionar, wurde unterwiesen und getauft.

Jacob Mantladi, als er in der Colonie arbeitete, wurde ebenfalls von einer gläubigen Kaffernfamilie zum Gebet ermahnt. Als er nun einmal unter dem Busch einsam betete, vernahm er eine Stimme, die sprach: „Ich lebe wahrhaftig, ich bin der Herr!“ Er erzählt dies seinen Kameraden; die aber verlachen ihn. Da träumt er wieder, es spricht jemand zu ihm: „Stehe fest, höre nicht auf das andere Volk! Bete!“ So geht auch er nach Port Elisabeth, wo er mit Jan Mafadi zusammentrifft.

Dort liegt eines Tages ein anderer Getaufter von dem Pedivolk im Sterben. Der spricht zu seiner Umgebung: „Betet, und sucht den Herrn! Ich sterbe und gehe jetzt zu Christo, der mein Herr ist; um zwölf Uhr werde ich heimgehen!! Der Mann starb wirklich um zwölf Uhr. Und von da an hat Jacob geglaubt, ohne je wieder zu wanken. Als Jan bald darauf in seine Heimath zurückging, schloß sich Jacob ihm an, ohne jedoch getauft zu sein. Unterwegs träumte ihm noch einmal, der Herr sage zu ihm: „Mantladi, wenn Du in Dein Land kommst, mußt Du kein Bier mehr trinken; wenn Du es trinkst, wirst Du zornmüthig werden.“ Und der Mann hat seitdem keinen Tropfen Bier getrunken bis auf diesen Tag.

Die beiden Pilger brachten, die Tage abzählend, auch den Sonntag mit in ihr Heimathland, und feierten ihn dort beständig als den Tag des Herrn.

In Letlaschua trafen sie zwei berühmte Zauberer an,

Sewuschan und Kathedi, denen sie erzählten, was sie von Gottes Wort wußten. Der Herr segnete ihr Zeugniß, so daß auch diese beiden Starken mächtig ergriffen wurden, und alle vier eine kleine Betgemeinde bildeten, die den Herrn täglich im Gebete mit der Bitte anlagen: „Herr sende uns Lehrer, die uns im Worte unterrichten!“

Nun wissen wir, warum es Merensky, auch nachdem er in Gerlachshoop bereits eine gesegnete Missionsthätigkeit begonnen hatte, keine Ruhe ließ, sondern seine Gedanken immer wieder und wieder zu Sekwati's Volk zog.

Drittes Kapitel.

Einzug der Friedensboten in Sekwati's Land.

Am 6. Juni 1861 war Merensky von seiner oben erwähnten Reise nach Natal und Bethanien in Gerlachshoop zurückgekehrt. Er hatte einen Ritt von ungefähr zweihundert deutschen Meilen gemacht. Schon am 11. war er, dem Bruder Endemann einstweilen die Verwaltung von Gerlachshoop überlassend, mit Grützner unterwegs nach Sekwati's Lande, um einen neuen Ort für die Altäre des Herrn zu suchen.

Bei den lieben Nachbarsleuten Grobler wurde ausgespannt. Das lohnte sich dort; denn gewöhnlich wurde erst durch ihre Hülfe Proviant und anderer Reisebedarf vollständig. Die Brüder waren nicht mehr Fremdlinge im Lande. Ueberall, wohin sie kamen, empfing man sie mit Achtung und Liebe.

Sie wandten sich zuerst nach Lydenburg, um mit dem Landdrost C. Potgieter Rücksprache zu nehmen. „Wir wollen eine neue Station bei Sekwati errichten!“ — Dann müssen Sie Meldung ans Gouvernement machen!“ — „An welches?“ Die Frage war in jener Zeit, da die Leitung der Regierungsangelegenheiten durchaus noch nicht geordnet war, leichter gethan, als beantwortet. Denn Potgieter repräsentirte mit dem

General van Dyk im Distrikt Lydenburg allein die Regierung. Da diese beiden nichts einzuwenden hatten, zogen unsere Reisenden in Gottes Namen weiter. Sie erfuhren aber bereits in Lydenburg, daß vor kurzem ein Haufe von Sekwati's Volk zum Könige gegangen sei mit der Bitte: „Morena (König), Du mußt für uns Lehrer suchen!“ „Das ist nicht nöthig,“ habe Sekwati geantwortet; „denn die Lehrer sind schon im Kommen!“

Wieder ging es nun mit den bekannten Hindernissen in das Buschfeld hinein.

Ohne Unfall erreichten die Reisenden Hermanus Stein, des Büffeljägers Haus. Er war wieder abwesend auf der Jagd. Seine Frau erzählte, wie er die Brüder gar nicht hätte vergessen können; so lieb habe er sie. Sein größter Kummer sei, ob sie ihn wohl vergessen hätten, oder ihn noch lieb hätten. Sie mußten denn auch seine Rückkehr abwarten, und ließen sich bis dahin die freundliche Bewirthung gut gefallen. Es sitzt sich in Afrika auch wirklich ganz angenehm Abends um das große Feuer zwischen den Hütten und Wagen, mit den verschiedenfarbigen Jägern, von denen besonders die Schwarzen die erlebten Abenteuer mit ungemeiner Lebhaftigkeit erzählen.

Nach mancherlei Jagderlebnissen kamen die Brüder an den Steelport, wo sie den Wagen zurückließen, um den übrigen Theil der Reise durch das zerklüftete Land zu Fuß zurücklegen. Auf den Bassutokraalen wurden sie nun schon als gute Bekannte aufgenommen und bewirthet; nur daß das Geschrei vom Singetanze den Beschnittenen ihre Nachtruhe störte. Am 27. langten sie beim Könige an.

Der Alte (Mukir) war wieder freundlich, wie das letzte Mal, brachte Bier und Fleisch. Als sie Milch mit Perlen bezahlen wollten, antwortete er: „Ich schäme mich, daß ihr von Tauschen sprecht; ich bin ein König; wollt ihr etwas haben, so sagt es hübsch bescheiden, dann sollt ihr es bekommen. Will ich dann etwas haben, so werde ich es sagen.“ Nachdem denn auch Sekukuni, der Thronfolger, ein schöner großer, ernster Mann, und andere Große gekommen waren, so war die Hauptsache, die Bewilligung des Platzes zur Station, bald abgemacht.

Abends kam der Alte noch einmal zu den Brüdern ans Feuer, er habe sie doch recht verstanden, daß sie auch seine Kinder lehren wollten, wenn er sie schickte. Sie sagten von Herzen ja, und man war von beiden Seiten zufrieden.

Am folgenden Tage kehrten die Brüder unter dem Geleit des Mamaricha (Finger) zum Steelport zurück, und fuhren von dort Tags darauf durch das Lolugebirge hin zu dem Ort, wo sie bauen sollten. Sie mußten über Magnetshoogde, einen Hügel, auf welchem magnetischer Eisenstein so häufig blos am Tage liegt, daß der abgefahrene Staub, der sich an die Räder hängt, beim Fahren lästig wird. Es dunkelte schon, als die Brüder an dem Orte anlangten, wo früher ein Bauer Willem du Plessis gewohnt hatte. Hier sollten sie bauen.

Mametsi, der Capitän des nahegelegenen Kraals nahm sie freundlich auf und bewirthete sie auf das Beste. Die Untersuchung des Platzes ergab, daß derselbe wie gemacht für eine Station war; schönes, starkes Wasser, Land genug und Volk in Menge umherwohnend. Nur ein Umstand war den Brüdern unwillkommen, daß nämlich ganz in der Nähe Umsutu wohnte, ein kleiner geflüchteter Capitän der Swazikaffern, der von Sekwati gastlich aufgenommen mit seinen zwanzig bis dreißig Mann Raubzüge auf eigene Hand in der Umgegend unternimmt, und dabei vielfach mit den Bauern in feindliche Berührung kommt. Als er mit seinem ganzen Trupp ebenfalls ankam, schalt ihn Merensky in der Zulusprache nach Kräften aus: „Du, Umsutu, der Du des Nachts wie ein Schelm umherläufst, um zu stehlen, nächstens werden die Bauern Deinen Kraal umzingeln und Dir mit Kugeln Deinen Lohn geben, und dann geschieht Dir recht. Sieh, wir Lehrer sind Freunde der Schwarzen, aber Leute wie Dich haben wir nicht lieb.“ Er stimmte den Kriegsgesang an, und zog mit seiner Horde fort.

Am 3. Juli trafen die Brüder auf dem Rückwege auch den mächtigen Unterhäuptling Masserumule auf Matlale. Der wollte aber von Lehrern durchaus nichts wissen, hatte auch kein Essen für sie, sondern meinte: „Da in Moschesch's Land ist eine Schule, Berseba, da ist Roland Lehrer. Wie nun Krieg

wurde, sind die Bauern dort hingezogen, und haben das Volk todtgeschossen. „Durch die Lehrer kommt der Krieg.“ Auch wollte er Sekwati's Wort erst hören.

Die Brüder ließen ihn und zogen mitten durch die Löwen des Hoogeveldes wieder zurück nach Gerlachshoop, um dort alles zur Uebersiedlung vorzubereiten. Am 6. Juli trafen sie ein.

Als am 18. August Bruder Merensky und Nachtigal bei Nachbar Grobler zum Abschiede waren, hörten sie eine wundersame Mähr: Es seien am vorigen Sonntage einige Bauern am „trekken“ mit dem Vieh gewesen, dabei hätten sie gejagt. Als sie nun ein angeschossenes „Hartebeest“ verfolgten, hörte man plötzlich ein Donnern und Getöse in der Luft. Ein Motschuan von Maleo's Volk rief den Bauern zu: „Der Herr sagt, es ist Sonntag heute!“ Darauf bebte die Erde, und mit Furcht treckten die Leute den Fluß höher hinauf zu anderen Bauern. So werden also nun die bekehrten Schwarzen bereits Prediger der Weißen in der Wüste.

Am Mittwoch, den 21. August saßen die vier Brüder in Gerlachshoop noch einmal in dem vor Jahresfrist erbauten Pfahlhäuschen miteinander; dann warfen sie sich miteinander nieder vor dem Herrn und empfahlen sich und ihr Werk seiner Gnade. Darauf zogen Nachtigal und Merensky, von Grützner und Endemann geleitet, in Gottes Namen ihre Straße. Als die beiden gerlachshooper Freunde die Reisenden bei Maleo's Felskopf verlassen hatten und diese sich allein fanden, sangen sie miteinander: „Der Ausgang, der geschehen, ist uns fürwahr nicht leid! Es soll noch besser gehen zur Abgeschiedenheit!“ Dann kam noch einmal Jacob, der alte Treiber aus Maleo's Volk zu ihnen abschiednehmend heran. „Jacob, vergiß den Herrn nicht!“ — „Niemals, niemals,“ antwortete der Schwarze.

Als es dunkelte, wurde bei einem Flüßchen ausgespannt. Unfern davon war die Stelle, wo vor einigen Jahren Machabian, Maleo's Sohn von einem Löwen gebissen war. Er hatte halb einen Baum erklommen, auf dem schon ein Motschuan saß, der ihn von oben festhielt. Der Löwe sprang auf ihn und

faßte ihn am Knie. Maleo war mit einem Haufen Volks bei der Hand, und erlegte den Löwen, der aber sterbend noch einen seiner Angreifer, den Vater von Milis, tödtete.

In der Nacht erfüllte ein Pavian die stillen Büsche mit lautem gellendem Angstgeschrei. Die Leute meinten am andern Morgen, er habe mit einem Tiger gekämpft.

Am folgenden Tage trafen die Reisenden bei Maleo's Viehplatz ein buntes Gewirr. Die Luft erzitterte von den Tönen der Schalmaien, die das junge Volk aus Kudu- und Gemsbockhörnern gemacht hatte. Die Knaben ritten auf den Kälbern hinter dem Vieh her, und schrien und lärmten aus Leibeskräften. Den Reisenden brachten sie Milch.

Etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang wurde Halt gemacht, und ein großes Dornengehege gebaut, um die Zugthiere vor den vielen Löwen zu sichern, die denn auch die Nacht hindurch mächtig brüllten. Früher waren sie den Reisenden sehr gefährlich; jetzt, meinten die Bauern, seien sie bereits durch die Gewehre zahm gemacht.

Am Mittwoch den 28. August Abends langten die Brüder ungefährdet bei Mametsi's Kraal an, und dankten dem Herrn; denn der Vogel hatte sein Haus gefunden, und die Schwalbe ihr Nest, wo sie wohnen sollten. Der erste Zeltpflock war eingeschlagen für die Hütte Gottes unter den Bapedi. Sie nannten den Ort Khalatlolu, d. h. Elefantenkluft.

Viertes Kapitel.

Guter Anfang in böser Zeit.

Gleich am Tage nach ihrer Ankunft gingen die Brüder zur Königsstadt. Der Alte nahm sie freundlich auf; sie konnten aber nicht viel sprechen, weil Mamaricha, der Dolmetscher, abwesend war. Doch machten sie bald neue Bekanntschaft.

Der erste aus der kleinen im Lande bereits wohnenden

Betgemeinde, welcher kam, die Brüder zu begrüßen, war Martinus. Er war reinlich und ordentlich gekleidet und machte einen guten Eindruck. Er sei, sagte er, nie aus dem Lande gewesen, aber von Jacob Mai (Mantladi) und Jan Mafadi habe er Gott kennen und auch etwas lesen gelernt. Bald kamen denn diese beiden auch; Jan hatte die fünf Bücher Mosis in der Xosasprache unter dem Arm, und holte freudefunkelnden Auges aus einem Blechkästlein sein sauberbewahrtes Taufzeugniß; Jacob brachte ebenfalls ein Zeugniß aus Port Elisabeth mit, daß er dem Unterricht beigewohnt habe.

Als die Brüder fröhlich ihre Straße zogen, an einer schönen romantischen Stelle in Lolugebirge*), fragte plötzlich Jemand hinter ihnen, ob sie denn aus England kämen. „Nein aus Deutschland, wir kommen, Euch zu lehren." Da lachte der Frager vor Freuden laut auf. Die Brüder dachten, es sei einer der Träger gewesen, aber siehe, es waren Jan und Jacob, welche von der Liebe getrieben waren, den ersehnten Lehrern nachzulaufen. Jan wollte fragen, ob nicht Jacob, wenn er noch zwei Wochen unterrichtet wäre, denn auch getauft werden könne. Und als die Brüder sagten, das ginge doch so schnell nicht, da fuhr Jan fort: „Ihr kennt den Mantladi nicht; der hat einen starken Glauben; vor allen Häuptlingen bekennt er offen und frei, auch wenn sie ihn darum schlagen." Erstaunt forschten die Brüder weiter. „Ach," klagten die beiden Schwarzen, „Sekwati's Volk ist dunkel! Auf der großen Stadt sind nur zwei, welche glauben und beten; das ist Martinus und der blinde Kathedi!" — „Habt Ihr denn den Herrn nicht gebeten, daß er auch hier unter Sekwati's Volk Missionare schicken möge?" — „Ach a l l e Tage — a l l e Tage haben wir ihn gebeten, daß er uns Lehrer schicken wolle, das Land ist ja noch so finster!"

Tief bewegt und im Herzen froh zogen die Brüder ihre Straße nach Khalatlolu zurück. Solchen Glauben und solch

---

*) Missionar Nachtigal ging 1867 mit dem Schreiber dieses denselben Weg und zeigte ihm die Stelle.

Heilsverlangen hatten sie in dieser entlegenen Wildniß nicht vermuthet.

Nach einigen Wochen brachten Martinus und Jacob auch den vierten Genossen, den blinden Kathedi, nach Khalatlolu. Er war trotz seiner Blindheit fünf Meilen gelaufen, und über ein hohes unwegsames, wildes Gebirge geklettert, um auch einmal einen Sonntag bei den Lehrern zubringen zu können.

An demselben Sonntag Abend, als alle die Missionare und die heilssuchenden Schwarzen mit einander vor dem Herrn versammelt waren, erscholl plötzlich von Mametsi's Kraal her ein Heulen und Klagen. Bald hörte man die Nachricht: Sekwati ist todt! Gerade in der Zeit, wo ihm durch die Missionare der Lebensweg eröffnet werden konnte, starb er dahin. Er hatte ausdrücklich befohlen, wenn die Missionare wieder kämen, sollte man sie nicht vor Mukir, sondern vor ihn selbst bringen. Dann aber war er plötzlich dahingerafft worden, ohne sie mit Augen zu sehen. O wer doch den Augenblick und die Stunde festhalten wollte, wo der Herr zu ihm sich naht!

Ein allgemeiner Schreck lief durch das ganze Land, denn der Thronwechsel ist in jenen heidnischen Völkern gemeinhin das Signal zu blutigen Erbfolgestreitigkeiten, und in Folge deren von Hinrichtungen, Raub, Mord und Todtschlag. Die Gläubigen, auch der blinde Kathedi, der mit so viel Mühe den Weg hierhergemacht hatte, mußten sofort zurück zur Hauptstadt, um bei der Todtenklage nicht zu fehlen. Wären sie nicht dort gewesen, so hätten sie nach Sitte und Gesetz des Volks das Leben verwirkt.

Aber sie gingen mit einem Stachel im Gewissen. Sollten sie wirklich so wie die übrigen Bapedi sich das Haar kahl scheeren lassen zum Zeichen der Trauer? Hieß das nicht, sich den Heiden gleich stellen? Merensky fragte Kathedi: „Was wird man Euch thun, wenn Ihr das Haar nicht scheert?" — „Ohne Zweifel, lautete die Antwort, wird man uns todtschlagen, denn man wird sagen: Das sind die Männer, die den König getödtet haben." — „Nein, meinte Merensky, dann scheert in Gottes Namen Euer Haar, nur machet den andern

heidnischen Aberglauben nicht mit.“ Es kostete indeß einige Mühe, Kathedi von der Richtigkeit dieses Raths zu überzeugen; er meinte immer wieder, besser sei es doch, alles Heidnische nicht mitzumachen und lieber zu sterben.

Obgleich Sekukuni — zum Theil auf Mahnung der Missionare hin im Ganzen sich sehr gemäßigt benahm, ging es doch auch bei seinem Thronwechsel ohne Erschütterungen nicht ab. Mojalludi, der Sohn eines Bruders von Sekwati, den dieser vom Thron gestürzt hatte, machte seine Erbansprüche in der Weise geltend, daß er das Vieh Sekukuni's raubte. Dessen Krieger zogen aus, mit hohen Straußfederbüschen — (einer hatte als Kriegsmantel eine Schürze um, in der Merensky die alte Tischlerschürze wieder erkannte, die er im Missionshause gebraucht hatte —); sie hatten bald dem Räuber den Raub abgenommen. Ein anderes Commando Sekukuni's überfiel und tödtete Seboni, Mojalludis Oheim. Späterhin empörte sich Mampuru, Sekukuni's großer Bruder, der nächste nach ihm im Range, und floh in eine Höhle, bis er durch Fürbitte der Missionare und der Schwester Sekwati's begnadigt wurde.

Auch Mametsi, der Kraalkapitän von Khalatlolu, kam eines Tages zitternd zu den Missionaren, den Tod sicher erwartend, weil er ein naher Verwandter Mojalludi's war. Ein allgemeines Beben ging durch das ganze Volk. Als auch die Kirchgänger demselben sich nicht ganz verschließen konnten, antwortete Mantladi: „Ach, seid doch nur stille! Wir sind ja zu Schlachtochsen geboren!“

Bald aber hatte Sekukuni mit kräftiger Hand die aufständigen Vasallen niedergeschlagen, Friede und ruhige Zustände kehrten wieder, und das Werk des Herrn begann munter vorwärts zu gehen.

Am 22. September war Sekwati gestorben. Schon am 9. October war die Ruhe im Lande so weit hergestellt, daß die Heilssuchenden wieder alle sich in Khalatlolu einfanden; am 13. October sang man zum erstenmal in der Versammlung: Atamelang go Jehovah, d. h. Lobet Jehovah. Da auch Sekukuni sich den Brüdern freundlich erwies, stellten schon in nächster

Zeit sechs Kraale in der Umgebung der Station die Sonntagsarbeit ein, so daß auch die Weiber, denen sonst der größte Theil der Feldarbeit zufällt, fleißig zum Gottesdienst kamen. Von Jonas Pudumo hörten die Brüder, daß er sein Gebetsplätzlein im Gebüsch sich erwählt hatte, woselbst er täglich um das Heil seiner Seele betete.

Der Lerneifer der Großen steckte auch die Kinder an, so daß sie ABC spielten, als wären es Deutsche. Die Zahl der Kirchgänger wuchs bereits über Hundert, so daß das kleine Pfahlhäuschen zu eng wurde, und die Mehrzahl draußen an der Thür in der Sonnengluth Platz nehmen mußte. Viele kamen bereits am Sonnabend Abend von ferne. Weiber trugen den Proviant auf dem Kopf gleich für mehrere Tage. Malerisch zugleich und herzerquickend war es für die Brüder, wenn sie vor dem Hause in der Nacht von Sonnabend auf Sonntag bisweilen sechs Wachtfeuer brennen sahen, um welche sich die lernbegierigen Schaaren zur Nachtruhe lagerten.

Die drei Catechumenen, Sewuschan, Mantladi und Kathedi, versammelten sich allabendlich zum Unterricht, und gaben fleißig Acht, um das Gelernte sofort auch anderen Heilsbegierigen auf die ferneren Kraale bringen zu können. Bald hatten die Kirchgänger auch nicht genug an der einmaligen Sonntagspredigt, und erbaten aus eigenem Antriebe von den Brüdern einen Nachmittagsgottesdienst.

Allzu steif ging es freilich bei diesen Gottesdiensten nicht zu. Als am 17. November die Predigt etwas lange dauerte, gähnten viele. Der Dolmetscher aber entschuldigte sie sofort, das komme daher, daß sie so lange nicht geschnupft hätten. Es wurde also eine Pause angesetzt — Allgemeine Prise — und dann wurde mit doppelter Aufmerksamkeit wieder zugehört.

Auch Zauberer und Regenmacher kamen zu den Brüdern, und sprachen sich oft sehr offen aus, daß ihre Künste Lug und Trug seien, doch das eine merkwürdiger Weise behaupteten sie, daß sie aus Holz eine Schlange und aus Wasser Blut zu machen verständen.

Einmal (1. Dezember) predigte Merensky über die Ge=

schichte des alten Simeon, und nahm daraus Anlaß, die Alten vornämlich anzureden, daß sie von ihrem Vorurtheil, als ob das Wort Gottes nur für die Jungen gepredigt werde, ablassen möchten; denn das Wort Gottes allein gebe Friede und Ruhe auch im Tode. Da erhob sich der alte greise Sonvametsi mitten aus der Versammlung heraus und rief laut: „Das ist's ja, was wir suchen, Friede und Ruhe und Trost im Tode; deswegen kommen wir ja, zu hören, und deswegen rufen wir jetzt Gott an.“ Derselbe Alte trieb auch die Weiber zum Hören an: „Ihr singt ja nicht, ihr Frauen! Die Worte, welche ihr hier hört, sind Wahrheit! Wenn man die gehört hat, singt man!“

Einen tiefen Eindruck machte um diese Zeit eine merkwürdige Gebetserhörung. Es hatte längere Zeit nicht geregnet; die Saaten standen welk und waren nahe am Vertrocknen. Da kamen zwei Abgeordnete von der alten Schwester Sekwati's, „mussale amarutte“: „Uns schickt Tulare's Tochter, und läßt fragen: Warum läßt der Herr nicht regnen? bittet doch um Regen.“ Zwei Tage darauf kam Umsutu, der Kaffer, es sei ihm ernst mit seinem Ansuchen, er glaube, daß ein Gott sei, glaube auch, daß der den Regen gebe. Die Brüder möchten doch um Regen beten, Tag und Nacht, sonst werde das Volk verhungern.“ Die Missionare antworteten: „Der Herr muß euch zürnen, daß ihr heute zu den Zauberern um Regen geht, und morgen zu Gott dem Herrn. Lasset die Regenmacher fahren und kommt einfältig zum Herrn, so wird Er euer Gebet erhören! Doch wollen wir beten, denn wir sehen das dürre Erdreich!“ Bald darauf, nachdem sie ernstlich im Gebet angehalten hatten, erhielten sie Freudigkeit, dem Volke zu sagen, der Herr habe ihr Gebet erhört, der Regen werde kommen. Und als nun drei Tage darauf schöner anhaltender Regen fiel, da war das Volk, wie bestürzt, und überall hörte man sie sagen: Der Herr ist Gott! Der Herr ist Gott! — eine ganze Anzahl neuer Catechumenen begehrte Aufnahme in den Taufunterricht. Sepeke, der „Löwenvater,“ ein mächtiger Untercapitän, sandte Botschaft, er habe von nun an auch die Sonntagsarbeit auf seinem Kraal eingestellt. So oft die Brüder bei ihm vorsprachen,

nahm er sie mit Freuden auf und bewirthete sie auf das Beste. Seine Leute aber sagten, die Missionare sind keine makhoa (Bauern), sondern batu, (unsere Leute).

Das alles that der Herr, daß er die Herzen so willig machte zur Annahme des Worts, denn er hatte vor, sich aus den Bapedi ein großes Volk zu seinem Eigenthum zu erlesen.

Ein gesegneter Gnadentag war der 14. Januar 1862. Die drei ersten Catechumenen, Mantladi, Sewuschan, und Kathedi hatten so unzweifelhafte Beweise der Buße und des Heilsverlangens gegeben, daß die Brüder Freudigkeit gewannen, sie durch die heilige Taufe in die Gemeinde der Heiligen aufzunehmen. Da gab es einen seligen Festtag in der ärmlichen Hütte.

Bruder Nachtigal lag krank auf seinem Bette: Das Stübchen war so eng, daß die kleine Taufgesellschaft kaum Platz hatte, sich umzudrehen. Dieselbe bestand aus den drei erwachsenen Täuflingen, und ihren vier Kindern, die ebenfalls getauft werden sollten. Außerdem waren die Mütter der Kinder, Jan Mafadi, der bereits Getaufte, und fünf anderweitige erwachsene Catechumenen zugegen. Mantladi's alte Jacke war das einzige europäische Kleidungsstück, welches an den Bassuto gefunden wurde. Aber sie trugen Christi Blut und Gerechtigkeit als ihren Schmuck und Ehrenkleid; und der Herr war inmitten der Seinen.

Merensky konnte die Taufliturgie in der Bassutosprache lesen; der Tauftext war 1. Joh. 2, 28: Und nun, Kindlein, bleibet bei Ihm!“ Mantladi hatte den Namen Jacob erwählt; der blinde Kathedi, auf den die bereits vor dem Eintreffen der Lehrer von ihm brockenweise gehörte Geschichte Josephs einen tiefen Eindruck gemacht hatte, so daß er die Anfänge seines inneren Lebens von da her rechnete, erwählte den Namen Josef, Martinus Sewuschan, bekam seinen Namen Martinus in neuer Bedeutung. Das jüngste Töchterlein Josef's, welches gerade an dem Tage geboren wurde, an welchem die Lehrer in das Land kamen, hatte der erfreute Vater Barutla genannt, d. h. „die Lehrer kommen!“

Auf die Tauffeier folgte ein kleines Liebesmahl, bestehend

aus Kaffee und verschimmeltem Brod. Aber liebliche Erzählungen würzten den Abend. Jan Mafadi meldete seine alte Großmutter zur Taufe an, auch Kathedi's Frau begehrte die Taufe und Jacobs Frau suchte mit Ernst den Herren. Fein und lieblich war es, wie die Gläubigen dort im Frieden bei einander saßen.

So bestand denn die kleine Bassutogemeinde in Khalatlolu bereits aus acht Seelen — gerade so viel, als die Arche Noah barg, da sie von den Wassern der Sündfluth hoch emporgehoben wurde zur Rettung eines neuen Geschlechts.

Fünftes Kapitel.

Frischer, fröhlicher Fortgang des Werks.

Zu dem kräftigen Gedeihen des Gotteswerkes unter den Bapedi trug nicht wenig die freundliche Haltung bei, welche der junge König Sekukuni von vorn herein zu den Brüdern einnahm. Derselbe war nach jeder Seite hin ein bedeutender Mann. Haben wir ihn oben bereits wiederholt als tapferen Heerführer kennen gelernt, so zeigte er sich nun als besonnener weiser Regent. Er gönnte seinem Volk die Segnungen der europäischen Bildung, freute sich, in den Brüdern geeignete Vermittler zu haben für den schriftlichen Verkehr mit den Bauern und mit Moschesch, und wäre auch selbst wohl dem Evangelio nicht abgeneigt gewesen, wenn nicht dasselbe die für ihn, den Heiden, unerschwingliche Forderung an ihn gestellt hätte, alle seine vielen Weiber bis auf Eine zu entlassen. Ein günstiger Umstand war es dabei, daß Sekwati selbst die Brüder ins Land gerufen hatte, und daß dieselben noch zu dieses berühmten Königs Lebzeiten ihre Missionsthätigkeit im Lande beginnen konnten. Nun entgegnete er den heidnischen Räthen, die ihn gegen die Brüder aufreizen wollten: Was begehrt ihr? Die Lehrer sind nicht meine, sondern Sekwati's Lehrer. Wie kann

ich Sekwati's Lehrern entgegen sein!" Das Andenken solcher berühmter Vorfahren, wie Sekwati war, steht bei den Bapedi in hohen Ehren.

Kaum hatte Sekukuni die Regierung angetreten, als er die Brüder zu sich in seine königliche Wohnung auf den Felsberg Taba Mossegu beschied. Er trug einen schönen, langen Rock. Lächelnd gab er den Missionaren die Hand, und sprach: „Schön! Schön!" und legte die Hand aufs Herz. Mamaricha führte sie in eine besondere Hütte: „Dies ist Euer Haus — ist es immer, so oft Ihr hieher kommt!" Sekukuni kam auch bald selbst hieher, die Brüder in ihrer Wohnung zu begrüßen, und schenkte ihnen einen Schlachtbock. Am anderen Morgen wurden die Brüder wieder gerufen, um einen Brief zu lesen, den die Bauern an den König geschrieben hatten. Die Umsitzenden riefen dazwischen: „morena, tau wena!" (König, Du bist ein Löwe). Namentlich ein alter zahnloser Hofschranze wurde nicht müde, in die Hände klappend, diese Worte zu wiederholen, obgleich er von dem Vorgelesenen sicher nichts verstand.

Die Brüder baten, der König möchte es nicht übel vermerken, wenn Leute seines Volks, die das Wort Gottes ganz annähmen, sich in etwas von den Sitten der Heiden unterschieden; dieselben würden trotzdem und nur um so mehr seine treuen Unterthanen bleiben. Der König antwortete: „Ach nein, im Gegentheil, ich werde hören, ob das Volk nicht gut lernt, und dann gerade werde ich mich freuen, wenn ich höre, daß manche das Wort ganz auslernen und verstehen. Ich selbst will den Sonntag halten, und an dem Tage nicht arbeiten lassen. Freilich, fügte er hinzu, höre ich, daß, wer lernt, nur eine Frau nimmt — und siehe diese alle sind des Königs Kinder, — und ich habe ihrer auch so viele!"

Bei ihrem Abschiede gab der König ihnen Andries mit, der überall auf den Kraalen verkündigen mußte, daß man den Lehrern, wohin sie kämen, Kost und Aufnahme gewähren solle, ohne Bezahlung zu fordern.

Nicht zum geringen Theil dem Einfluß und der Fürbitte der Brüder war es zu verdanken, daß der König das Sterbe-

geheul beim Begräbniß Sekwati's verbot, auch nicht zuließ, daß sich das leidtragende Volk ganz kahl schor, und daß er etlichen Empörern das Leben schenkte.

Als dann das Volk in der Zeit der Dürre den König anging, er solle doch die Lehrer rufen, die kenneten den Herrn und wenn sie beteten, werde der Herr Regen geben, antwortete er: „Die Mynheers sind nicht gekommen, um Regen zu machen, sondern um zu lehren. Ihr aber sagt, ihr könnt Regen machen, und macht keinen, es will mir scheinen, ihr lüget!"

Bei einem späteren Besuch forderte er die Lehrer selbst auf, um Regen zu beten. Sie sprachen: „Das Beten ist gut, wenn ihr nicht einmal heute zu den Regendoktoren und morgen einmal zum Herrn liefet!" — „Ja, erwiederte der König, ich weiß, daß die Doktoren lügen, wenn sie sagen, sie können Regen machen." Abends ließ er die Brüder in den innersten Hofraum rufen, in welchen sonst Niemand eintreten darf, als sein vertrautester Diener. Da wurde er ganz herzlich und sprach: „Es ist doch nicht gut, daß ihr so weit wohnet; mein Vater hat das nicht genug überlegt. Es ist weit bis zu eurem Platz. Ihr habt Recht, wenn ihr sagt, daß es hier dunkel und finster ist." — Als die Lehrer ihn auf spätere Zeiten vertrösteten, antwortete er: „Ihr seid ja meine Lehrer! Von Euch muß ich hören, was Recht und Unrecht, was Gut und Böse ist und wie ich's hierin und darin machen muß!" Einmal sprach er von der Kraft des Wortes Gottes: „Was ist das doch! Dies Wort wird uns noch alle überwinden!" — „Das Wort ist doch ein wunderlich Ding; es wirkt nicht heftig in mir; aber so wie das Fett ein Fell, so fühle ich jetzt, daß das Wort Gottes mein Herz erweicht!" — Bei einer anderen Gelegenheit ließ er den Missionaren einen geheimen, nur seinen Vertrauten bekannten Pfad durch das Gebirge zeigen, auf dem sie einige Stunden Zeit ersparten. Im folgenden Jahr (9. März 1863) sprach er zu Merensky: „Geh nur und hole Deine Frau, dann gebe ich Dir so viel Arbeitsvolk, daß Dein Haus hier in Einem Tage fertig sein soll — dann wollen wir mit einander grau werden."

Die so ausgesprochene Gunst des Königs wurde in Gottes Hand das Mittel, daß die Predigt des Worts ungestört im ganzen Lande ihren Fortgangnahm und in überraschendem Maße Früchte trug. Die Zahl der Catechumenen und der Kirchgänger wuchs von Monat zu Monat. Oft kamen zwei- bis dreihundert Personen zum Gottesdienst, und von ihnen waren im Sommer 1863 einhundertfünfzehn eingeschriebene Catechumenen, bei deren Unterricht, da sie weit und breit in den Kraalen zerstreut wohnten, die Getauften willkommene und sehr wesentliche Hülfe in ausgedehntem Maße leisteten.

Liebliche Züge werden aus jener Zeit berichtet: Jacob Mantladi äußerte einmal: „Wie kommt es doch, daß das Herz der Gläubigen, wenn es das Wort Gottes hört, stets so wallt, wie siedende Milch?“ — Mankubu, ein altes Mütterchen, brauchte mehr als einen Tag, um zum Catechumenenunterricht zu kommen, und weil dieser zweimal in der Woche stattfand, war sie immer fünf Tage unterwegs und nur zwei daheim. Sie erhielt in der Taufe den Namen Hanna.

Modikischeng, ein Weib Sekukuni's, hörte, als sie auf dem Felde arbeitete, vom Himmel herab eine Stimme, die sie bei Namen rief. Erschrocken eilte sie nach Hause. In der Nacht, als sie schlief, hörte sie dieselbe Stimme, und antwortete: „Herr, hier bin ich, zu hören!“ Da sprach die Stimme: Modikischeng, bete fleißig und glaube fest! Da schaute sie auf, sah aber über sich nicht mehr die Decke ihrer Hütte, sondern sah bis an den Himmel, und in demselben ein großes glänzendes Licht, zu welchem von der Erde aus ein kleines Licht emporstieg. Dann verschwand die Erscheinung. Modikischeng erwachte und begann, den Herrn zu suchen.

Unter denen, die wie ein Brand aus dem Feuer gerissen wurden, war auch die alte Mutter des Jan Makadi, die alte Sewaitscheng. Dieselbe war bereits einmal für todt gehalten und sollte begraben werden. Man band sie nach Bassuto-Weise mit ledernen Riemen in sitzender Stellung und setzte sie in die Grube. Da man aber begann, die Grube mit Erde zu füllen,

rief die Alte plötzlich: Werft mir doch nicht so viel Sand in die Augen. So ward sie gerettet, blieb aber krumm, wie sie gebunden war. Als Mafadi getauft aus der Cap-Colonie zurückkehrte, wurde die Alte ganz wie unsinnig und stachelte die Familie an, ihrem Sohne müsse der Glaube wieder ausgedoktort werden. Sie trieb das lange Zeit, bis des Sohnes Gebete und Mahnungen der Mutter zu stark wurden.

Am Tauftage der Erstlinge (14. Januar 1862), trat Jan zu den Brüdern mit der Frage heran, ob denn solch altes Weib, das nicht mehr lernen könne, aber glaube, wohl auch getauft werden könne. Er hatte die Mutter längere Zeit nach Kräften unterrichtet und auf den Herrn gewiesen, bis ihre Feindschaft verstummte und sie ernstlich zu beten begann. Nicht lange darauf (im März) kam Mafadi wieder, Sewaitscheng sei sehr krank, und er fürchte, es ginge mit ihr zu Ende. Merensky machte sich auf und kam zu Mafadi's Kraal.

Ein alter Oheim Sekukuni's nahm ihn sehr zuvorkommend auf, und wollte ihn sogar freundlich umarmen, was Merensky indeß bescheidentlich zurückwies, weil die Bassuto, die sich gern mit Fett und rother Erde einreiben, auf Jeden, der mit ihnen in zu nahe Berührung kommt, einen unauslöschlichen Eindruck machen. Dem Mafadi war ein Kindlein geboren, das nun getauft werden sollte. Der Vater gab demselben den schönen Namen Leboga, d. h. Dank. Er wollte, so oft er den Knaben rief, sich daran erinnern, wie viel Dank er dem Herrn schuldig sei.

Von hier ging Merensky nach dem anderthalb Stunden entfernten Kraal, auf welchem Sewaitscheng wohnte. Sie kroch sofort auf den Lehrer zu, und war gar nicht schüchtern, obschon er der erste Weiße war, den sie in ihrem Leben sah. Merensky aber überzeugte sich bald, daß er es mit einer ganz kindlich gläubigen Seele zu thun habe, die er in Gottes Namen taufen dürfe. Auf die Frage, ob sie an den Sohn Gottes glaube, antwortete die Alte: „Ja, seit mein Sohn mir das Wort Gottes gesagt hat, ist mein Herz mit Schmerz erfüllt!" — Und willst Du wirklich Gott angehören? — „Ja, ich suche Gott!" Aus ihrem Angesicht leuchtete der Friede und der Geist Gottes.

Merensky las ihr die Geschichte der alten Hanna vor. Da rief sie aus: „Ja, Hanna will ich heißen, sagt es doch allen Frauen, daß sie mich künftig Hanna nennen.“ Sie entsagte dem Teufel und all seinem Wesen, bekannte den Glauben an den Herrn Jesum, der auch für sie gestorben sei, und wurde dann in den dreieinigen Gott getauft. Nach der Feier rief sie aus: Gott ist mein Vater, ich habe ihn lieb! und bat die Umstehenden, sie möchten doch noch recht oft kommen, um mit ihr zu beten! — Doch war es auch ihr nicht erspart, daß sie noch durch viele Trübsale zu gehen hatte, ehe sie in die obere Gemeinde aufgenommen wurde.

Es war im Juni 1862, als Umsutu mit seinen Kaffern im Kriegsschmuck an der Station Khalatlolu vorüberzog. Man erzählte sich, Mampuru, Sekukuni's großer Bruder habe einen Anhang gesammelt, und sich in eine Höhle geflüchtet, um von dort aus mit Sekukuni zu kämpfen. — Schon am folgenden Tage kam ein zweiter Heerhaufe, und Abends das ganze bewaffnete Volk von Masserumule mit Standarten von Straußenfedern. In der Nacht brachte Mamaricha die Botschaft Sekukuni's, er habe sein ganzes Heer zusammengerufen und wolle nun sehen, ob sich das Volk gegen ihn auflehnen werde.

Merensky eilte zum Könige, um Gnade für Mampuru zu erbitten, der sich allzeit zu den Missionaren sehr freundlich gestellt hatte. Der König war sehr erzürnt. Aber endlich sagte er, er wolle mit Mampuru selber sprechen, Merensky könne ganz ruhig sein, er wisse doch, daß sein Herz mit dem Herzen der Lehrer Eins sei. Bald darauf erfolgte eine Aussöhnung mit Mampuru, für welchen auch Sekukuni's Tante kräftig Fürsprache eingelegt hatte. Der König begnügte sich damit, dem rebellischen Bruder Waffen und Vieh abzunehmen. Dieser benutzte indeß eine spätere Gelegenheit, um nach Magakal auszuflüchten, woselbst er bei dem mächtigen Unterhäuptling, der auch den Namen Mampuru führt, gelegenere Zeiten abwarten wollte.

Die Heerhaufen aber, die Sekukuni zusammenzog, mehrten

sich von Tage zu Tage. Die Baroka kamen mit Pfeilen und Bogen, die übrigen in ihrem bunten Kriegsschmuck, bis etwa fünf bis sechstausend Mann auf der Hauptstadt Letlaschua versammelt waren. Es war ersichtlich, daß ein Kriegszug unternommen werden sollte. Der König hatte ausdrücklich bestimmt, daß die Lehrer bei ihm im Hauptquartier bleiben sollten. Sie wurden bereits von allen Kriegern als große Häuptlinge begrüßt mit tama-tau „gegrüßt seist Du Löwe", oder tama sebate „gegrüßt seist Du, wildes Thier!"

Die Nacht senkte sich auf das Land, die Brüder schauten von dem Felsberge herab auf das Lager.

Hunderte von Wachtfeuern erfüllten die Ebene. Das tobende Gesumme der Menge wurde ab und zu durch Schüsse unterbrochen, mit denen man die Schlachtochsen erlegte. Zwei Ochsen, welche nach alter Weise erstochen werden sollten, wollten fliehen. Die Jünglinge aber warfen sich auf sie, und trugen sie lebendig wieder zurück. Ab und zu hob einer vom Moschate (dem Königssitz) aus an zu pfeifen, und sofort fielen unten im Lager Hunderte von Pfeifen ein; und machten eine ziemlich angenehme, manchmal aber sehr wunderliche Musik. Mit der Zeit wurde es stiller und nur noch einzelne Lärmgeister unterbrachen die Nachtruhe.

Sobald der Morgen graute, wurde es wieder lebendig. Die Feuer flammten nun auf. Vom Moschate herab hielt ein Sänger recitirend eine Lobrede auf den König, des Inhalts, der König sei groß, aber er habe dennoch Kinder, die ihn nicht liebten. Es gehe einmal so, wenn eine Mutter ihren Kindern zu viel Brod gebe, machten sie Kugeln daraus, und spielten, anstatt es zu essen. Dann folgte wieder ein Pfeifenconzert.

Die Brüder nahmen den König bei Seite, und erinnerten ihn, sie sähen, es ginge in den Krieg, er müsse aber, wenn er gegen Maleo oder Mapoch zöge, dies den Bauern zuvor anzeigen. Nein, antwortete der König, ich will nur Volk strafen, das mir entlaufen ist. Der Kriegszug galt einem rebellischen Häuptling Mokhoete.

Nun machte sich das Heer zum Abzug bereit. Voran gingen

die Brüder des Königs; dann kam in Mitten seiner Leibwache Sekukuni, von Sefoka's (Straußenfederbannern) überweht; dann folgten die Bapedi und Baroka, etwa 5—6000 Mann; diese bildeten den Kern des Heeres, an welchem sich die Baroa und Bakhalala anreihten.

Auf der Ebene ließ Sekukuni Halt machen. Von allen Seiten stürzten die Sefokaträger auf ihn zu, um ihn mit den Bannern zu grüßen. Mamaricha kam, um die Brüder im Namen des Königs aufzufordern, daß sie eine Ansprache hielten an das Heer. Merensky erinnerte die Armee daran, daß Sekukuni gestern darum habe ruhen lassen, um Gott zu ehren, weil es Sonntag war. Es sei ein König aller Könige im Himmel, ohne den wir nichts thun könnten, und vor dem sich das trotzige Menschenherz demüthigen müsse. An der Geschichte von David und Goliath wies er nach, wie Gott dem den Sieg gebe, der auf ihn vertraue. Der König kam heran und dankte, und versicherte, er wolle auch dem Herren dienen.

Damit verabschiedeten sich die Brüder. Das Heer, das auf 10,000 Mann angewachsen sein mochte, zog singend weiter.

Drei Tage später (Mittwoch den 25. Juni) sahen die Missionare nach der Richtung von Mokhoete's Kraal schwarzen Rauch aufsteigen und wußten nun, was geschehen war. Am Donnerstag verkündigte starker Staub die Rückkehr der Krieger. Aber sie brachten eine tief schmerzliche Nachricht aus dem Kriege heim. — Unter den Gefallenen war Jan Mafadi, der Erstling der Bassuto, die rechte Hand der Brüder bei der Arbeit unter dem Volk.

Als Mafadi in den Krieg befohlen wurde, ging er zuvor zur alten Hanna Sewaitscheng und sprach zu ihr: „Mutter, ich gehe nun weg, Dein Auge wird mich nicht wieder sehen; darum will ich Dich um Eins bitten; bleibe beim Herren und wirf ihn nicht weg! Glaube an ihn bis an Dein Ende! Es wird so fern nicht sein!" Als ihm dann sein Stiefvater fluchte, antwortete er: „Vater, Du fluchst mir heute, und betrübst mich! Es ist aber das letzte Mal, daß Du das thust; ich gehe jetzt heim zu meiner Frau, und von da gehe ich in den Krieg und

werde nicht wiederkommen!“ Zu seiner Frau sprach er: „Ich gehe jetzt und kehre nicht wieder. Leboga, unser getauftes Kind, soll dann der Lehrer Kind werden. Du aber sollst Dir den Kopf nicht kahl scheeren, wenn Du hörest, daß ich gefallen bin, sollst auch nicht weinen und heulen, wie die Heiden. Denn ich gehe als ein gläubiger Mann heim zu meinem Herren!“

Somit nahm Mafadi seine Waffen, und stieß zu seines Königes Heer.

Am Morgen des 24. Juni wurde Mokhoete's Kraal mit Macht gestürmt. Die Uebrigbleibenden flüchteten in eine durch hohe Schanzmauern gedeckte Höhle und sandten von da aus verderbenbringende Geschosse auf die andringende Menge, so daß dieselbe zurückprallte, und nicht wieder vorzugehen wagte. Wie die anderen zögern, springt Mafadi vor, läuft bis zur Schanzmauer und reißt in dieselbe eine Lücke, durch welche die jungen Krieger alsbald eindringen. Mafadi aber erhält die tödtliche Kugel durch die Brust. Still ist er zur Seite gegangen, und hat, auf die Knie gesunken, laut gebetet. Was er sprach, hat man im Getümmel des Kampfes nicht verstanden. So knieend ist er gestorben. Sein Leichnam wurde in eine Felsspalte gelegt und mit Steinen bedeckt.

Das war der christliche Heldentod des Erstlings aus dem Bapedivolk.

Die alte Mutter Sewaitscheng hörte die Nachricht von dem Tode des Sohnes ruhig mit an. Aber von Stund' an hatte sie großes Verlangen abzuscheiden, und bei ihrem Heiland zu sein. „Ich mag nicht länger hier unten sein,“ sprach sie, „wo man über den Glauben spottet.“

Sie sandte zu Merensky, daß er ihr das heilige Abendmahl reiche. Der machte sich auch auf und eilte meilenweit durch Gebirg und Thal zu der Alten. Als das die Heiden sahen, sprachen sie zu der alten Mutter: „Siehe, wie Dich der Lehrer lieb hat, Du gehörst zu den Seinen. Nun kannst Du Dir von ihm auch eine Decke erbitten!“ Sie aber antwortete: „Ich suche nicht zweierlei bei den Lehrern, ich suche nur Eins, und das ist das Wort Gottes!“ — So empfing sie im Glauben

das heilige Sakrament, legte sich hin, und ging heim zu der Ruhe ihres Herrn!

Merensky schrieb um diese Zeit in sein Tagebuch: „Es ist zu Taba Mossägu ein Häuflein Beter, vor welchem ich allen Respekt habe. Und ich denke, der Herr hört sie auch, die dort beten, und er erhört sie!"

Sechstes Kapitel.

Patametsane.

Nach Menschengedanken war der Tod Mafadi's ein unersetzlicher Verlust für die Mission; denn Mafadi war ein kühner, begabter Prediger der Gerechtigkeit unter seinem Volk. Aber auch sein Tod war eine laute Predigt gewesen — für den König, der an solchen Beispielen wohl wahrnehmen konnte, wie wenig seine alten Räthe recht hatten, wenn sie ihm je länger je lauter in das Ohr raunten, durch das Christenthum würde sein Volk ihm entfremdet. Gern gab er zu Neujahr 1863 die Erlaubniß zur Anlegung einer zweiten Station in seinem Lande, welche Bruder Endemann am 8. Juni des Jahres eröffnen konnte.

Der mächtige Unterhäuptling Masserumule, welcher sich bei Merensky's erstem Besuch (pag. 121) so entschieden unfreundlich gezeigt hatte, war durch die Stellung, die Sekukuni zu den Missionaren einnahm, völlig umgestimmt. Er überwies sofort Endemann den Bauplatz, den derselbe als den geeigneten ausgesucht hatte, und auf dem derselbe sein Hüttlein von sieben Schritt Länge und vier Schritt Breite erbaute.

In der ersten Zeit wurde es sehr laut um dies neue Hüttlein, welches Tage lang förmlich umlagert wurde von einer Menge Eingeborener, die da glaubten, nun eine Gelegenheit zum Handeltreiben erworben zu haben. Als diese Menge sich verlief, fand sich eine andere Menge von Hörern des Worts,

deren Zahl bis zu 500 stieg. Aus derselben meldete sich einer, Maputle zum Taufunterricht. Er erlernte in den ersten vier Stunden glücklich die fünf Vokale. Doch fand er bald sieben Genossen, unter denen der eilfjährige Nabupi so ernstlich darauf bestand, den Unterricht des Lehrers zu besuchen, daß er selbst durch die entsetzlichsten Mißhandlungen (man zerquetschte ihm die Finger zwischen Brettern) nicht davon abzubringen war.

Als späterhin Endemann einen Weg durch eine Felsschlucht zu legen begann, und dadurch das Mistrauen der Schwarzen sich zuzog, welche meinten, er wolle das Land den Bauern öffnen, trat ein plötzlicher Stillstand ein. Doch konnte der Missionar am ersten Ostertag auf seiner Station (welche er Patametsane nannte, d. h. „Grabe das Wasserlein auf") sechs Erwachsene und zwei Kinder taufen, darunter zwei Neffen des Häuptlings. Eine Anzahl Catechumenen aus dem Häuptlingskraal, so wie aus der Nachbarschaft, trat sofort wieder in den Unterricht, so daß also auch in diesem Theil des Bapedilandes die Wässerlein des Lebens frisch zu rieseln begannen.

Siebentes Kapitel.

Das aufsteigende Ungewitter.

Bereits im Jahre 1862 wurden die Gläubigen dadurch erschreckt, daß Sekukuni dem Martinus verbot, zu predigen. Viele Heiden blieben damals sofort aus den Gottesdiensten, etliche auch vom Catechumenenunterricht zurück. Doch erklärte Sekukuni damals ausdrücklich und öffentlich, er habe nur darum das Verbot erlassen, weil Martinus kein Weißer sei. Gegen Ende des Jahres 1863 aber mehrten sich die Anzeichen, daß des Königs Herz nicht mehr zu den Brüdern stand, wie zuvor. Namentlich zögerte er unter allerlei Vorwänden, die Erlaubniß zur Anlegung einer dritten Station zu geben. Das dieselbe, wie er früher selbst gewünscht hatte, bei der Haupt-

stadt angelegt werde, lehnte er nun entschieden ab. In dieser Zeit (November 1863) wurde selbst Diakoanyane, des Königs Bruder, welcher bereits in den Taufunterricht getreten war, für eine Weile schwankend.

Als am 31. Dezember Merensky zum Könige auf den Berg ging, kam Abends Malokudischa, eine von den Frauen Sekukuni's, ganz in der Stille zu ihm, und sagte: Daß ich zu Dir komme, ist so gut, als ob ich stehle. Der König hat seine Brüder zusammenrufen lassen, ihnen zu sagen, daß er ein ferneres Vordringen des Wortes Gottes nicht leiden würde. Was war geschehen?

Zwei Engländer, Abentheurer, waren zu dem Könige gekommen, und hatten ihm ins Ohr geraunt, die Missionare seien Leute, die daheim Böses gethan und darum fortgejagt seien, und nur darauf ausgingen, sein Volk ihm zu stehlen und das Land den Bauern zu überliefern. Sie seien die rechten Freunde des Königs, sie wollten ihn Pulver machen und Kanonen gießen lehren. Aber die Missionare müsse er fortweisen. — Mit diesen Einflüsterungen waren sie zur richtigen Zeit gekommen. Denn Sekukuni hatte zu viel von Gottes Wort bereits gehört, und war auch von der Wahrheit desselben in seinem innersten Herzen zu fest überzeugt, als daß er seine halbe schwankende Stellung länger hätte behaupten können. Er mußte entweder ein Christ werden, und dann seine Weiber, seinen Trunk, seine Willkührherrschaft aufgeben, — oder er mußte sich gegen die Wahrheit verhärten — und sie verfolgen. Er wählte das letztere.

Noch war eine Zeit des Schwankens in ihm. Er hatte Merensky wirklich lieb.*) Er war auch klug genug, um zu sehen, daß das Evangelium seine Unterthanen nicht schlechter, sondern besser mache. Dazu waren auch gerade eine Anzahl sehr angesehener Leute getauft oder im Taufunterricht, mehrere

---

*) Noch jetzt hört man ihn oft in Zorn und Wehmuth ausrufen: Maranscheking! Maranscheking! Ich habe ihn geliebt, wie mein eigen Kind. Und er hat mir dies angethan!

von seinen Frauen, sein Bruder Dinkoanyane, sein Neffe David Impschane, sein sehr geschätzter, geschickter Gewehrschmied Martinus, der durch weisen Rath ausgezeichnete Josef Kathedi — mit diesen allen wollte er nicht gerne brechen. Andererseits sah er mit wachsendem Mißtrauen eifersüchtig das zunehmende Ansehen der Missionare und die Freimüthigkeit der Christen, die keinen Hehl daraus machten, daß sie in Dingen, die Gottes Wort befiehlt, Gott mehr gehorchten als den Menschen, und daß sie lieber sterben würden als wissentlich dem Könige zu Liebe oder zu Gehorsam in eine Sünde willigen. Das war aber einem afrikanischen Bassutofürsten gegenüber, der über seinen Willen, ja über seine Laune hinaus keinerlei Macht kennt, unerträglich. So schwankte er hin und her. Gern hätte er dem Volk im Großen die Taufe gewehrt, und seinen nächsten Freunden dieselbe gestattet. Dann wieder, als er mit dem Plane umging, das Christenthum in seinem Reiche ganz zu unterdrücken, gedachte er, die hervorragenden Christen allein zu tödten, weil dann das gemeine Volk von selbst wieder abfallen werde.

Der erste, den der König aus dem Wege zu räumen gedachte, war Stefanus Moruti. Er befahl zu dem Behuf, die Gläubigen sollten allesammt Pfähle herantragen zur Errichtung eines Gebäudes, und zwar an einem Sonntage. Ein Heide kam zu Martinus: „Wißt Ihr schon, daß Ihr bei dieser Gelegenheit getödtet werden sollt?" — „Ja, es wird schon so sein!" antwortete dieser. — Dann trugen sie ein jeder seinen Pfahl heran; doch thaten sie es in der Nacht zuvor, so daß, als der Sonntag anbrach, das Werk gethan war. Der König war des zufrieden, und sprach: „Das habt Ihr gut gemacht, meine Kinder; Eure Arbeit habt Ihr bereits gethan, nun könnt Ihr Sonntag feiern!"

Wieder befahl der König, Pfähle heranzutragen, damit Stefanus bei der Gelegenheit getödtet werde. Stefanus erfuhr dies, nahm seinen Pfahl, grüßte den König und das Volk, und ging ruhig vorüber. Sekukuni wagte nicht, das verhängnißvolle Wort über ihn auszusprechen. Die Heiden warteten eine Zeit lang, dann aber sprachen sie: „Was ist das? Der Mann

sollte getödtet werden, und geht nun ruhig seines Weges?" — Ja, sagten andere, Es giebt einen Gott, sonst wären diese Leute längst todt!

Darauf gedachte der König, Martinus zu tödten. Er sandte ihm Botschaft: „Martinus, wir kämpfen nun schon lange genug miteinander, mache nun, daß Du aus Deinem Kraal fortkommst." Martinus sandte Botschaft zurück: „Nein, Sekukuni, ich gehöre zu Deinem Volk, und wohne in Deinem Lande. Wenn Du mich aber aus der Stadt fortjagst, so fälle selbst für mich Holz!" (sag', wo ich mein Pfahlhaus bauen soll).

Nach einigen Tagen schrieb der König eine mota (allgemeine Feldarbeit) aus, zu welcher auch Martinus commandirt wurde. Ein Bote brachte ihm die Nachricht, er solle bei dieser Gelegenheit getödtet werden. Sekukuni wollte ihn damit schrecken und zur Flucht veranlassen. Er aber antwortete: „Wenn es auch also ist, so werde ich doch nicht zu Hause bleiben." Als sie nun alle bei der Arbeit waren, erschien ein bewaffneter Trupp, den des Königs Bruder anführte. Dieser nahm seine Assagai und sprang wiederholt rechts und links auf Martinus zu. Da aber dieser ihn ruhig ansah, entsank ihm die Waffe. Er wagte nicht, seine Hand an Martinus zu legen, der seinem Gott vertraut hatte.

Da beschloß der König mit seinen geheimen Räthen, Martinus solle nun wirklich getödtet werden, und ließ zu dem Ende eine Jagd veranstalten. In der Nacht darauf kam Mukir's Sohn, des Martinus Freund: „Ich bin in des Königs Rath gewesen, die Jagd ist dazu, daß Du getödtet werdest, darum fliehe, Martinus!" — „Höre, Mukir's Sohn, antwortete Martinus ruhig und fest, Du kennst Gott nicht, heute aber sollst Du sehen, was Gott ist. Die Sache, die Du mir sagst, bewegt mich nicht, ich denke nicht einmal darüber nach!" — „Aber ich habe es selbst gehört, aus des Königs Munde!" — Da sah ihm Martinus scharf ins Auge und sprach ruhig und bestimmt: „Wie darfst Du mir das sagen? Ich will nicht, daß Du Deines Königes Heimlichkeiten ausplauderst!"

Damit machte er sich fertig und ging zur Jagd. Der

Häuptling der Jagd aber war Ngoanazumane — ein besonders mordlustiger Bruder des Königs, dessen sich dieser zu ähnlichen Aufträgen zu bedienen pflegte. Martinus konnte also nicht länger im Zweifel sein.

Als sie draußen am Versammlungsorte waren, sah Martinus, wie die vom gemeinen Volk alle bei Seite traten. Sie hatten keine Lust, den Befehl auszuführen, denn Gottes Schrecken war über sie gekommen. Indem nun Martinus zu den Häuptlingen herantritt, hört er, wie Ngoanazumane den Matebe heranruft: „Du! die Sache, von der ich Dir sagte, wann wirst Du die ausrichten?“ Der aber schwieg still, eine lange Zeit. Dann sprach er: „Nein, ich habe nicht eine einzige Kugel in der Tasche!“ Die Häuptlinge schwiegen auch, bis Kolluke ausrief: Wann wird das Volk zur Jagd herankommen? Als Martinus antwortete: „Koschi sind sie denn zur Jagd befohlen?“ merkten die Häuptlinge, daß er wohl unterrichtet sei; ihnen entsank der Muth und alle brachen auf nach Hause zu. Auch Martinus ging ruhig nach Hause, wo man ihm erzählte, die Leute hätten Schüsse fallen hören und dazu gesagt: „Nun ist Martinus todtgeschossen!“

Bald darauf sprachen die Leute zu Sekukuni: „Daß der Regen ausbleibt, ist der Gläubigen Schuld. Denn diese haben ihre Köpfe nicht geschoren, sondern tragen Hüte! Wenn diese sich wieder scheeren würden, würde der Regen wieder kommen!“ Es war dies aber nur ein Vorwand, um eine Sache wider sie zu haben, denn die Heiden meinten, das Nichtscheeren sei ein Hauptpunkt für die Gläubigen. Diese hielten sofort ein pitscho (Rathsversammlung) und beschlossen, daß, weil das Haupthaar mit dem Glauben nichts zu thun habe, sie sich scheeren wollten, um dem Anstoß zu entgehen. Martinus aber sagte: „Es ist genug, daß ich allein das thue!“ So that er es, und die Heiden ließen von ihrem Beginnen ab, weil sie sahen, daß die Christen kein Gewicht auf diese Tracht legten. So nüchtern wußten diese jungen Christen die Hauptsachen von den Nebensachen zu unterscheiden.

Zum nächsten Sonntag sandte Sekukuni Botschaft an Martinus, an dem Tage werde er selbst kommen zum Lernen, und auch seine Leute schicken. Martinus wußte, was dies Wort zu bedeuten hatte, und es kam auch noch ein Mann dazu, der es ihm geradezu sagte: „Jetzt wird Sekukuni Dich und die Gläubigen tödten!" Er berieth sich also mit Josef Kathedi und Stefan und Jakob Mantladi, was zu thun sei. Sie wurden eins, daß sie allen zum Gottesdienst Kommenden sagen wollten: „Kehrt um; doch wer bleiben will, mag bleiben. Wir geben nichts darum, wir bleiben hier!" Ziemlich viele blieben, und sprachen: Wir wollen einen kürzeren Gottesdienst halten.

Wie sie nun dort sitzen, lesen und beten, da erdröhnen plötzlich Schritte von Bewaffneten. Einer rennt aus dem Haufen, sieht über die Steinmauer in die Christenversammlung und kehrt wieder zum Haufen zurück, einmal, zweimal, so daß etliche Weiber bange wurden und fortgingen. Da plötzlich kam die ganze Schaar mit Beilen und Assagaien, auch Dinkoanyane unter ihnen. Bewaffnete stellten sich zur Rechten und Linken auf. Die Gläubigen aber fuhren ruhig fort, im neuem Testament zu lesen. Ngoamazumane sprang auf Martinus zu, und beugte sich wiederholt mit drohender Geberde über ihn, als wollte er ihn tödten. „Da war freilich," so erzählte dieser, „die Furcht des Fleisches in uns, aber in unserem Herzen sprachen wir: „Gott kann es ja machen, wie Er will!" Keiner der Bewaffneten aber legte die Hand an die Gläubigen, sondern sie gingen nach kurzer Zeit wieder fort.

Die Ruhe, mit welcher die Christen dem drohenden Tode ins Angesicht geschaut hatten, machte auf die Heiden einen tiefen Eindruck. Namentlich Dinkoanyane erschrak darüber, daß er früher begonnen hatte zu lernen, und daß er aus Furcht vor Sekukuni zurückgeblieben war. Er schlug in sich und begann von Stund an wieder eifriger in Gottes Wort zu lesen.

Deshalb sandte nach einigen Tagen Sekukuni an ihn die Botschaft: „Wirf das Buch fort, und trink wieder Bier, sonst werde ich Dich wegwerfen zu Deinem Lehrer!" Dinkoanyane ging selbst zu seinem erzürnten Bruder. „Warum hast Du das

Bier weggeworfen?" — „Weil es mich am Lesen des Wortes hindert!" — Ergrimmt sprang der König auf, schalt ihn einen suchurrichurri (Nichtsnutz) und sprach: „Hast Du das Bier verworfen, so wirst Du auch noch alle andere Dinge verwerfen!" — „Ja, König, ich hoffe, daß Gott mir helfen wird, alle bösen Dinge wegzuwerfen!"

Mit dem Ausruf: „Wenn ich Dich nicht todtmache, so wird Dein Vater noch aus dem Grabe aufstehen!" jagte der König den Bruder vom Hofe fort, sandte auch sofort Boten, die sollten Dinkoanyane's (gläubige) Frau holen, die sei jetzt seine Frau. Während die Boten aber hiernach ausgingen, begegneten sie Kolluke, einem anderen Bruder des Königs; der führte sie zum Biertopf, und der Befehl blieb unausgeführt.

Am 1. Februar ritt Merensky wieder zur Königsstadt. Sekukuni hatte ihn rufen lassen, damit er dem Kraalhäuptling Sebase, der ein Mosamelo („Kopfkissen," d. h. vertrauter Freund) des Königs war, Arznei reiche. Die Heiden blickten finster darein. Die Gläubigen erzählten dem Missionar, der König habe beschlossen, von den Christen zwei Männer, zwei Weiber und zwei Kinder zu tödten, einem siebenten aber alle Gebeine zu zerschlagen und ihn so auf den Weg, der nach Khalatlolu führt, zu werfen, um die Kirchgänger zurückzuschrecken. Ein Mann war dazu bereits commandirt, als ein alter Rath des Königs die Ausführung des Befehls noch zu hintertreiben wußte.

Der König hatte auf dem Khorong öffentlich sich geäußert: „Ich habe ein Wort gehört, das Wort kommt vom Himmel, das sagt: „Die Lehrer predigen Lügen, die Lehrer haben in ihrem Lande Böses gethan und sind geflohen; der Merensky ist von den Zuluhs verjagt, von den Maswazi's verjagt, nun kommt er zu Dir, Dein Land zu verderben! Die Lehrer betrügen Dich. Stets bringen sie nur ein Wort. Etwas Gutes haben sie Dir noch nicht gezeigt, weder Pulver machen, noch Blei schmelzen, noch sonst etwas Großes." Er bezeichnete die Lästerzungen der beiden Engländer als ein „Wort vom Himmel."

Am 2. Februar trat Merensky vor den König. Dieser sprach mit ihm ganz freundlich und besah seine Uhr, und that,

als ob Nichts vorgefallen sei: „Nein, König," erwiedert der Missionar, „so mußt Du heute nicht sprechen. Decke mir den Grund Deines Herzens auf, fürchte meine Augen nicht!" Da verstellten sich des Königs Gebehrden; und er brach hervor.

„Ihr Lehrer betrügt mich, ihr nehmt mir mein Volk, ihr verderbet das Land!" — „Nein, König, das Land wird durch Dich verdorben!" — „Wie das?" — „Ja, siehe, Gottes Wort ist hier im Lande. Viele glauben es. Aber Du willst die Gläubigen zwingen, das Wort wegzuwerfen. Das werden sie aber nicht thun, wenn Du ihnen auch mit dem Tode droheſt. So wird das Land verdorben werden!" — „Das ist es ja!" schrie der König, „Du sagst es ja selbst! Ich bin nicht mehr König im Lande, ich herrsche nicht mehr! Du herrschest! Ich will, daß das Volk nicht glaube, daß jeder nur Eine Frau nehme. Ich will, daß das Volk sich vermehre!" — „Ja," erwiderte Merensky, „auch wenn Du die Gläubigen tödten wirst, werden sie das Wort nicht wegwerfen, und auch wir Lehrer, wenn Du uns tödten willst, werden das Wort nicht lassen!" — „Ja," schrie er wieder, „so reden die Gläubigen Alle; wenn ich drohe, so sagen sie: Da liegt ein Stück Holz, nimm es und schlage mich todt! Ich bin nicht mehr König im Lande, ihr habt mir mein Volk genommen!" — „König," sprach der Missionar, „wir sind nicht wie Diebe ins Land gekommen, sondern offen und ehrlich, wir haben uns Dir angekündigt als Lehrer des Worts. Sekwati und Du selbst, ihr habt dem Worte im Lande Raum gegeben!" — „Ach," rief er, „ihr seid Spione der Bauern, macht nur, daß ihr aus dem Lande kommt!" — Endlich stand er auf und befahl, dem Gaste ein Stück Fleisch zu bringen.

Im Khorong erwarteten diesen die höhnischen Blicke der Brüder Sekukuni's und der Hofschranzen. Merensky ging zu den Gläubigen, die ihn trösteten. Auch Dinkoanyane kam zu ihm. Ernst saßen sie in Sewuschan's Hause beisammen. Ach, mein Bruder, sprach ein Heide, wird auch mit getödtet werden, er glaubt ja auch! Merensky antwortete: Wohl, Jesus unser Herr ist für uns gestorben! So ist es nichts, wenn auch wir

für ihn wieder sterben müssen. Auch wir Lehrer können für den Herrn sterben!" — „Ja," sagte der Heide, „auch wir, die wir noch nicht glauben, kennen Gottes Wort. Selbst in der Nacht, wenn wir erwachen, steht es vor unserer Seele!"

Es war selbstverständlich, daß vor solchem Drohen des Königs alle Schwankenden zurückschreckten, und nur noch die Gläubigen zu den Gottesdiensten sich versammelten. Sie erstarkten in dem Maße, als ihnen der Herr Gelegenheit gab, ihren Glauben todesmuthig zu bekennen. Die Heiden aber triumphirten und äußerten ihre Feindschaft in lästerlichen Reden und offenen Drohungen. Kabu, der mächtige Kraalshäuptling, Sekwati's Bruder, ließ seinen Neffen David Impjane rufen: Verläugne Gott, denn ich will das nicht! Er antwortete: „Gott werde ich nicht wegwerfen, denn das ist mein Leib!" (d. h. er fühlt sich mit Gott so eng verbunden, wie mit seinem Leibe). — „Wenn Du sprichst, Gott ist mein Leib, so werde ich Dich tödten!" — „Wenn Du mich todtschlägst um Gottes willen, so ist es gut!" Einmal, als Kabu Vieh gefallen war, schlug er Impjane, weil dieser das Vieh mit Zauberei getödtet habe. Dann sandte er Botschaft an Sekukuni, und schickte ihm Vieh, daß er den Jacob Mantladi (der auf Kabu's Kraal wohnte) tödten möchte; denn durch ihn sei Impjane verführt worden.

Von da an beschloß der König, zunächst Stefan Moruti und Jacob Mantladi aus dem Wege zu räumen. Sebase aber, der Heide, sprach: „Ihr Gläubigen seid nicht Schuld, daß euch die Heiden hassen; ihr seid nicht widerspenstig noch rebellisch. Das Wort ist es, was die hohen Leute nicht leiden können, besonders das, was das Wort über die Weiber und über die Gerechtigkeit sagt!" (vgl. Apostelg. 24, 25.)

Die Krankheit dieses angesehenen Mannes bot Merensky öfters Gelegenheit, zur Hauptstadt zu kommen, und dabei die Gläubigen zu besuchen und zu stärken. Sekukuni war äußerlich freundlich, und versprach sogar, noch Einen Platz zu einer Station zu bewilligen, nur nicht in der Hauptstadt. Am 2. März ging Merensky zu Dinkoanyan, der unter den letzten Verfolgungen immer fester und muthiger geworden war, ein sanfter,

stiller und dabei doch großherziger Charakter. Er traf ihn beim Aufgang des Berges. Da sie nur kurz und verstohlen miteinander reden durften, fragte er ihn: „Dinkoanyane, glaubst Du noch fest?" — Ja, war die Antwort. Willst Du getauft sein? — „Ja wohl," erwiderte er vor Freude zitternd. — „Nun, so komm heute Mittag nach Martinus Hause!" Dort erwartete sie eine kleine Versammlung. Denn wegen der Verfolgung durften nicht alle Gläubigen zusammengerufen werden. Merensky taufte zuerst ein Weib, dann ein Kind, dann Dinkoanyan, letzteren auf den Namen Johannes, um welchen er bat. Das Weib Singoaeng hatte schon oft mit Thränen um die Taufe gebeten. Am Abend feierte eine kleine Gemeinde von vierzehn Seelen das Abendmal in Martinus' Hause. Versteckt und leise kamen die Leute in der Dunkelheit. Man durfte nicht einmal singen. Aber der Herr war spürbar nahe! Zwei Tage darauf wurden wieder drei Weiber getauft. Andere meldeten sich zum Taufunterricht!

Sekukuni drehte seine Worte inzwischen hin und her; er hatte es versprochen, noch eine Station zu gestatten, und konnte sich nicht entschließen, das Wort auszuführen. Da sandte Merensky's Frau eines Tages zu ihm die Botschaft, wenn der König nicht bald Wort hielte, werde sie wieder in ihr Land zurückgehen, da regiere ein König, der viel besser sei, als er. Dies Wort schlug Sekukuni; denn die heidnischen Häuptlinge haben große Ehrerbietung für vornehme Frauen. Er ließ antworten, man solle nur ganz stille sein, und Merensky nichts sagen, dies sei nun eine Sache zwischen ihm und ihr.

Eine heftige Fieberepidemie, welche Hunderte in der Hauptstadt hinraffte, diente dazu, den Entschluß des Königs zur Ausführung zu bringen. Das bekannte Livingstonesche Fiebermittel, welches Merensky vielfach anwandte, bewährte sich vortrefflich; alle seine Patienten genasen, so daß die Heiden Merensky's Arznei „die Arznei des Lebens" nannten. Aus Dankbarkeit drangen etliche angesehene Häuptlinge in den König, nun dem Missionar die Station anzuweisen. Endlich befahl derselbe, bei dem Häuptling Sepeke (Ratau, Löwenvater genannt) sollte gebaut werden.

Der König hätte keinen besseren Platz bewilligen können. Sepeke war ein alter Freund Merensky's, der ihn oft freundlich bewirthet hatte. Und seine Leute waren es, die gesagt hatten: Die Missionare sind keine bakoa (Bauern) sondern batu (unsere Leute).

Am 11. Mai 1864, an demselben Tage, an welchem zum ersten Mal die Sonne über die rauchenden Trümmer von Gerlachshoop aufging, machte sich Merensky mit dem jungen Bruder Sachse von Khalatlolu auf den Weg. Diese Station blieb unter der Fürsorge seines Mitarbeiters Nachtigal und seines jüngeren Gefährten Knothe.

Gern wäre Merensky zum Pfingstheiligabend in seiner neuen Station gewesen; er erreichte es nicht. Gerade am heiligen Pfingstsonntage Morgens zog er ein. Die Heiden waren ihm jubelnd entgegengekommen. Sepeke setzte sich neben ihn auf den Wagen. Alt und Jung tummelte sich, sang und sprang, und schrie den Ankömmlingen entgegen — eine afrikanische Begrüßung.

Die Lehrer aber schlugen ihr Zelt auf, welches zur Kirche wurde. Die Christen traten hinein, die Heiden lagerten sich davor. So wurde die erste Pfingstpredigt in Cha Ratau („Beim Löwenvater," dies war der Name der neuen Station) gehalten. Am dritten Pfingsttage schritt man zum Bau des kleinen Hauses.

Hier ging es nun mit Gottes Hülfe frisch vorwärts. Sepeke fehlte bei keinem Gottesdienst, die Christen von der etwa zwei Meilen entfernten Hauptstadt, achtzehn Männer und neunzehn Frauen — kamen fleißig hinüber. Zwischen dreißig und vierzig Heiden ließen sich zum Taufunterricht aufschreiben.

Das hat der Herr so geordnet. Die große Verfolgung war vor der Thür. Da die Lehrer nicht in der Hauptstadt selbst wohnen durften, mußten sie wenigstens in der Nähe sein, um in den bald folgenden Tagen schwerer Anfechtung der kleinen Christengemeinde mit Rath und That zur Hand zu sein!

Achtes Kapitel.

Der Anfang der öffentlichen Verfolgung auf Taba Mossägu im Winter (Juni) 1864.

In der ersten Hälfte des Juni starb auf der Hauptstadt die Frau eines Catechumenen. Als der Mann sich den üblichen heidnischen Leichenfeierlichkeiten widersetzte, begann das Wetter sich zusammenzuziehen. Um dieselbe Zeit begehrte ein angesehener Heide das Fiebermittel von Martinus. Der verwies ihn, er solle es sich vom Lehrer holen. Der Mann antwortete: „Meine Frau ist sehr krank, Du weigerst ihr die Arznei, stirbt sie, so hast Du sie gemordet.“ Und alsbald hörte man durch die ganze Bevölkerung der Hauptstadt das Geschrei: „Seht, die Gläubigen wollen uns von ihrer Medizin nicht mehr geben! Sie haben uns schon ausgestoßen! Die Worte, die die Gläubigen sprechen, sind volle Wahrheit; aber es wird geschehen, daß sie auf einem hohen Berge sitzen und auf uns hinabschauen, während wir in der Tiefe brennen! Dann werden sie lachen! Das darf aber nicht geschehen! Wohlauf denn, laßt uns sie todtschlagen, daß wir uns über ihnen (ihren Tod) zur Ruhe begeben können!“

Ein alter Minister des Sekwati, namens Machochlu nahm sich diese Sache so zu Herzen, daß er eines Abends zum Könige hinaufging. Er gab ihm den Rath, er solle ein pitscho (allgemeine Volksversammlung) berufen, und dabei alle Gläubigen tödten. Der König verspricht es. Aber kaum ist Machochlu in seine Hütte zurückgekehrt, als die Nachricht zurückkommt: Machochlu ist plötzlich zum Tode erkrankt. Sekukuni sendet seinen Bruder, um nach ihm zu fragen. Er ließ antworten: „Ich bin wirklich (sehr) krank. Aber wie steht es mit der Sache, in der ich Dir den Rath gegeben habe?“ Sofort ließ Sekukuni noch an demselben Abend das pitscho ausrufen, mit den Worten: „Dies pitscho ist wegen der Leute, die unsere Leute sind, und

mit uns Krieg haben! Wohlan ihr Gläubigen, nehmt eure Schilder, ich will das meine auch nehmen!“

Kaum graute der Morgen, da kam die Nachricht zum Könige hinauf: Machochlu ist todt! in dieser Nacht plötzlich gestorben!“ Hierüber erschraken die Heiden dermaßen, daß Sekukuni das pitscho sofort abbestellte. Machochlu's Sohn aber, Selatole meldete sich sofort zum Taufunterricht. Er ist im Sommer 1867 durch den Herausgeber dieser Schrift in Botschabelo getauft worden, und heißt jetzt Cleophas.

Nach zwei Tagen hatte sich Sekukuni so weit ermannt, daß er den Befehl ergehen ließ: Das pitscho muß nun dennoch stattfinden! Die Gläubigen sandten zu Merensky: Was sollen wir thun? Er antwortete: „Bleibt nur standhaft, und seht, wohin der Herr die Sache hinausführen wird!“

Als nun der Tag des pitscho (der 16. Juni) kam, nahm Martinus seinen Sohn Job auf den Rücken und führte den blinden Josef mittelst eines Stabes an der Hand und ging also zu des Königs Hofe. Die Weiber weinten, als er bei Mukirs Kraal vorüberging. Sie meinten, dies sei sein letzter Gang. Er aber rief ihnen zu: „Weinet nicht über mich, sondern über Eure Sünden! und Euch selbst!“ Auch Thibane weinte denselben Morgen über Martinus. Dieser aber antwortete: „Das wird euch gar nichts helfen, wenn ihr uns todtschlagt; damit wird die Sache nicht todt sein. Und wenn ihr die Lehrer fortjagt, wird Gott das Land strafen!“ Diese Worte hatte Thibane sofort dem Könige hinterbracht; und demselben entsank darüber der Muth, die Gläubigen wirklich zu tödten. Denn er fürchtete Martinum als einen großen Zauberer, weil er bisher in so wunderbarer Weise unter dem Schutz des Herrn gestanden hatte, und auch jetzt angesichts des Todes kühn und muthig voranging.

Oben war das Volk aus fünf Kraalen versammelt mit Beilen und Keulen unter den Kleidern.

Ein alter Heide rief mit lauter Stimme: Nun, ihr Madiaken (Gläubigen), ihr gehört nicht zu uns! Tretet auf die Seite! Da trat ein großer Haufe, Männer, Weiber und Kinder, Ge=

taufte und Catechumenen zur Seite. Das peinliche Verhör begann.

Die Heiden aber hatten sich verabredet, daß von ihnen nur die Alten das Wort führen sollten, weil die Jungen sich fürchteten, Gott werde sie strafen, wenn sie sich an die Christen machten. Ein alter Heide stand also auf: „Ihr Schurken*), sagt uns heute, wo ist euer Gott? Wer ist er? Wo habt ihr ihn gesehen? Wir, die wir eure Väter sind, haben euch doch von ihm nichts gesagt! Zeigt uns nun den Weg, der gen Himmel führt! Wo habt ihr ihn gesehen!"

Da erhob sich Martinus von seinem Sitz und sprach: Wollt ihr denn heute wissen, woher wir diesen Weg haben, so höret: Vor Zeiten war ein pitscho, wie heute, das hat Sekwati berufen. Der ist jetzt todt, aber ihr, die ihr auf dem pitscho waret, lebt noch! Damals sprach Sekwati: Ich habe keine Augen, ich habe keine Ohren, aber ihr, Leute, sollt meine Augen und meine Ohren sein! Ihr habt selbst gehört, wie bei dem pitscho Sekwati auf den Lehrer zeigte und sprach: Den sollt ihr hören! Nun sehet heute. Wir sind die Leute, zu denen Sekwati sprach: Ihr sollt meine Augen und meine Ohren sein. Wir haben gehört und gesehen, was der Lehrer zu uns gesprochen hat!"

Mit dieser Antwort hatte Martinus sie geschlagen; sie hatten gehofft, er werde Mantladi als den Urheber bezeichnen und wollten diesen dann richten. Er aber hatte sie mit dem, was in ihren eigenen Augen Gesetz war, mit dem Wort Sekwati's zum Schweigen gebracht. Sie fingen ein langes an, unter einander zu berathen und sprachen dann: „Ihr seht, wir können mit diesen Leuten nichts anfangen. Es ist ist die volle Wahrheit, was Martinus sagt, wir hatten es nur vergessen!"

Als Sekukuni, der etwas abseits saß, ihre Verlegenheit

---

*) Die Schwarzen sind in allen ihren Reden etwas breit und wortreich. Trotzdem habe ich es für gut gehalten, die gesprochenen Worte wörtlich wieder zu geben, wie sie mir von den Ohrenzeugen erzählt wurden. Man erhält so einen unmittelbaren Eindruck von der Eigenthümlichkeit des Volks.
D. H.

sah, rief er den Martinus zu sich, meinend, dann würden die übrigen Christen sich nicht zu helfen wissen. In seiner Furcht vor diesem unerschrockenen Zeugen redete er freundlich: „Höre mich an, mein Kind! Ich will heute kein Blut vergießen! Du sollst auch nicht mit den anderen geplagt werden, darum rufe ich Dich fort! Siehst Du nicht, Du Sohn Mochanedi, wie das Volk jetzt hier stirbt (vom Fieber)? Alle Leute sagen, daß sie von den Gläubigen verzaubert sind. Und die Zauberwürfel zeigen auch auf Euch! Darum gehe Du jetzt ruhig nach Hause, Du sollst nichts mit den Leuten zu thun haben, und sie nicht mit Dir!“ Da merkte Martinus des Königs List, daß er ihn von den Gläubigen trennen wollte, und sprach: Nein, die Gläubigen werden zu mir sagen: Was laufst Du weg? Sie werden denken, ich habe weggeworfen. Ich werde zum pitscho zurückkehren. Da alle Gegenvorstellungen nichts halfen, mußte der König, der unter dem Schrecken Gottes stand, es ihm gestatten.

Inzwischen hatten die übrigen Gläubigen Gelegenheit gefunden, den Herren offen vor ihren Richtern zu bekennen. Josef stand auf und sprach: „Was Martinus sagt, ist die reine Wahrheit! Wir sind Sekwati's Kinder. Zu uns ist der Lehrer gekommen, der ist ein Bote Gottes; den haben wir gehört und geglaubt!“

Ihm widersprach Maschupsche (Sekukuni's Bruder) und sprach: „Du Sohn Letuchu's, schweig Du doch stille! Dich erträgt ja die Erde nicht, Du bist ja blind! Schweig still und setze Dich!“

Da ergriff Zebedäus das Wort: „Du Sohn Sekwati's, mußt nicht zu diesem Manne sagen, er sei blind! Blind sind wir alle! Alle Menschen sind blind, Du bist auch blind!“ Darob erschrak Maschupsche sehr, und bat: „Ihr müßt doch ja nicht zu Eurem Gotte sagen, daß er mich blind mache! Was sagst Du denn, ich bin blind?“ Zebedäus aber fuhr fort: „Ja, es ist also, wir sind Sekwati's Kinder, die gehört und gesehen und geglaubt haben. Denn Gott ist unser Schöpfer, der uns das Leben gegeben hat, und Alles giebt; und Jesus, Gottes Sohn, ist unser Erlöser, der mit seinem Blute uns erlöset hat,

und hat für uns den Tod erlitten! An den müßt auch Ihr glauben, wenn ihr wollt errettet werden!"

Rathlos standen die Heiden da und sprachen: Die Gläubigen sind uns zu klug; laßt uns die Weiber hören!

Da stand Salome Matschailan auf und sprach: Ja, höret es, ihr alten Leute, die ihr unsere Väter seid! Es ist ein Gott! Und wir beten Gott an! Und wir beten ihn in Wahrheit an!"

Inzwischen war Martinus wieder herangekommen, und die Heiden, die nicht mehr sich Raths wußten, riefen Sekukuni herbei.

Als dieser kam, erhoben sich die Gläubigen, ihn ehrfurchtsvoll zu grüßen. Er grüßte nicht wieder, sondern schrie sie an: „Von wannen seid Ihr denn? Steht nun auf und laßt uns fechten! Habt ihr denn keine Waffen! Nehmt Eure Kirri's, wir müssen fechten!" Zu Dinkoanyane sprach er besonders: „Wo sind nun die Waffen Deiner Leute? Zu denn, laßt uns fechten!" Er antwortete: „Das sind nicht meine Unterthanen! Es sind die Deinen, König!"

Dann rief der König David Impjane, seinen Neffen, hervor: „Das sind alte Sachen. Schon Dein Vater hat mit mir gefochten, und ich habe ihn getödtet! Nun komm, nun wollen wir miteinander fechten!" David antwortete: „Mein König! Die Sachen, um deretwillen mein Vater mit Dir gekämpft hat, sind nicht die Sachen, von denen wir jetzt sprechen. Unsere Sachen sind nicht solche, um die man ficht!"

Hierauf wandte sich Sekukuni zum Volk: „Ihr Männer hört mich heute an! Die Sachen, die die Gläubigen miteinander besprechen, sind nicht Sachen, die ich liebe! Darum bin ich gekommen sie zu bestrafen!" — Alle Heiden schrien im wilden Chor: „Ja, König, Du hast Recht, bestrafe sie!"

„Ihr sollt nicht mehr (sprach Sekukuni zu den Gläubigen) den Paß von Modimulle überschreiten (zu den Lehrern gehen). Ihr Nichtsnutze, ihr fordert mich heraus mit diesem Lehrer! Ich will das nicht!" Ihm entgegnete Josef, der Blinde, freimüthig: „Mein König, wir wollen Dich nicht damit betrügen,

daß wir sagen sollten, wir gehen nicht mehr zum Lehrer! Ist er Dein Lehrer, so ist er auch unser Lehrer!"

Hier rief Sekukuni einen aus der Menge heraus, den alten Mapakwan, und befahl ihm, sein Kleid abzulegen. Dann ergriff er eine Keule und hieb auf ihn ein; eben so, auf einen zweiten. Den andern Gläubigen befahl er, daß sie ihre Kleider und Hüte ablegen sollten.

Eine peinliche Pause erfolgte. Der König war unschlüssig, ob er nun schon Blut vergießen sollte. Der Schrecken Gottes war in ihm ob der Freimüthigkeit und Freudigkeit der Christen, an denen er sah, daß sie unter Gottes sichtlichem Schutz standen. Immer wieder sprach er: „Ich überlege noch!"

Endlich rief er aus: „Hieher kommt alle, ihr Bapedi, nur die Madiaken sollen sitzen bleiben! Wer hier sitzen bleibt, ist nicht meine Frau!" (d. h. den liebe ich nicht).

Nachdem nun also das Häuflein der Christen völlig von den Heiden gesondert war, sprach er das Urtheil aus: „Hier bleibt ihr sitzen, hier habe ich euch in den Trunk (Gefängniß) gesteckt!" Nur Martinus und Josef und Dinkoanyan' befahl er fortzugehen, damit die Gläubigen in den folgenden Tagen der Noth an ihnen keine Stütze hätten; desgleichen hieß er auch seine beiden gläubigen Frauen Tlakale und Modikischeng sich entfernen.

Die von dem Könige verhängte Strafe war keine geringe. Es war kalter Wintertag; mitten im Juni, wo die Nächte in jenen Gegenden eben so schneidend kalt sind, als die Mittagshitze empfindlich brennt. Der Ort, wo die Christen saßen, war tiefer Sand, der eben so leicht sich erhitzt, als auskältet. Alle Kleider, Decken und Hüte hatte der König ihnen abgenommen; dazu ließ er ihnen nun auch all ihre Habe und Geräthe aus den Häusern entreißen. So, unbekleidet, ohne Speise und Trank sollten sie vier, fünf Tage lang da sitzen, damit sie durch die brennende Hitze und die scharfe Kälte und Hunger und Durst zum Verleugnen gezwungen würden! — Nur dem Martinus und Josef und den königlichen Prinzen befahl der König, ihre Kleider zu behalten. Als die Weiber schon im Begriff waren,

dem Befehl des Königs gemäß, auch ihr Schurzfell abzubinden, rief die eine: „Halt an, laßt uns sehen, ob sie das wirklich fordern werden!“ Der König wagte nicht, oder er vergaß es, den Befehl zum zweitenmal zu erlassen, und so wurde diesen die Schande erspart.

Josef, der Blinde, ergriff Martinus Hand, und sie gingen nach Hause. Sie holten nach Sonnenuntergang ihre zwei Decken und einen Dachskaroß, um den Frierenden ein wenig zu helfen. Ein alter Heide, Jeremiä Vater, wurde so von Mitleid erfaßt, daß er den Christen etwas Speise brachte, und ihnen zurief: „Haltet doch nur fest! Bleibet standhaft! Eure Worte sind Wahrheit! Wir sind alle durch sie erschrocken!“

Tlakale aber und Modikischeng saßen auf des Königs Hof und weinten. Sie riefen die übrigen vornehmeren Weiber, die man hatte gehen lassen, heran, und beteten mit ihnen. Dann sprachen sie: „Das sieht nun gerade so aus, als ob wir Gott verleugnet hätten, daß wir nicht bei dem Haufen der Gläubigen sein dürfen!“ Da Sekukuni das hörte, fluchte er ihnen und sprach: „Unser Kraal ist noch voller Madiaken! Macht daß ihr herunter kommt zu den Gläubigen!“ Sie standen fröhlich auf, daß sie mit den Christen leiden dürften. Auch ihnen wurden die Decken abgenommen.

Als nun die Nacht empfindlich kalt wurde, beteten die Christen miteinander. Dann schickten sie Zebedäus zum Könige, ihn um Feuer zu bitten. Der aber faßte des Boten Hemd und zerriß es mit den Worten: Soll solcher Hund, wie Du bist, auch noch ein Hemd tragen? — Feuer gewährte er nicht.

Die scharfe Winterkälte aber, in der die Christen, völlig unbekleidet saßen, erweckte das Mitleid auch anderer Heiden. Mehrere kamen und baten die Christen: „Ihr braucht ja nur zu lügen, ihr hättet verleugnet, hernach könnt ihr ja dennoch beten!“ Sie aber antworteten: „Nein, das wäre eben so viel, als verleugnen.“

Da nahm Moshe, der Heide, einen Halsring von kostbaren Perlen, Mukir nahm ein Stück Vieh, und sie brachten es als Geschenk zu Sekukuni, er möchte doch den Gläubigen Feuer

gestatten. Der König nahm Halsring und Vieh und jagte die Bittsteller fort; Feuer gewährte er nicht bis nach Mitternacht. Dann gestattete er ihnen, in den Hof von Maschupsche, seinem Bruder zu gehen, und dort sich ein kleines Feuer anzuzünden.

Als nun da der große Haufe, für den dies kleine Feuer nicht ausreichte, ganz erfroren sich einer an den andern drängte, um sich gegenseitig zu erwärmen, da konnte Maschupsche den Jammer nicht mit ansehen. Er rief aus: „Nein, wir hatten gedacht, er würde Euch auszanken; aber daß er solche Pein Euch zufügt, das thut uns weh! Wir sind Euch nicht feind, das ist nur Sekukuni, geht heim und wärmt Euch, und seid vor Tages Anbruch wieder hier!" — Doch nur einzelne der Gläubigen machten von der Erlaubniß Gebrauch.

Am folgenden Morgen erschien Sekukuni auf der Felsspitze oberhalb des Kraals, wo die Gläubigen saßen. Als er unter ihnen auch Martinus erblickte, rief er ihm zu: „Habe ich Dir nicht gesagt, Du sollest nach Hause gehen?" Der aber antwortete: „Dies sind meine Brüder und meine Kinder; zu denen gehöre ich auch. Darum bin ich bei ihnen gewesen!" Für seine und Josef's Frau nahm er es an, daß sie die Decken wieder bekamen und nach Hause gingen. Er selbst blieb die ganze Zeit über bei seinen Brüdern, um deren Leiden mit zu erdulden und durch seine Zusprache zu erleichtern.

Am folgenden Tage gaben Maschupsche und Kolluke, Sekukuni's Brüder, den Christen Kornkörbe zu flechten, dazu auch etwas Speise. So vergingen die Tage von Donnerstag bis zum Montag. Der Herr wußte, daß der Glaube der Christen für jetzt noch nicht eine härtere Probe aushalten würde, deshalb gewährte er seinen Bekennern jetzt noch diese Erleichterung. Bei der nächsten Prüfung waren sie so weit gekräftigt, daß sie Schwereres erdulden konnten.

Zwei von den Gläubigen aber sollten noch in besonderer Weise jetzt geprüft werden, Stefanus Moruti und Jakob Mantladi, die beiden, denen, wie wir oben erwähnten, bereits die Todesstrafe zugedacht war.

Stefanus wurde zum Könige gerufen. Als er alle die alten Knechte desselben sich entgegenkommen sah, gedachte er des Stefanus in der Apostelgeschichte und bat den Herrn, er möchte nun sein Herz fest machen, da es zum Sterben gehe. Nicht lange nach ihm kam Jacob Mantladi, und sie setzten sich nebeneinander. Bald darauf kam Sekukuni mit einem großen Topf Bier, weckte seine Brüder auf und sprach: Trinkt das! — Nachdem sich alle Muth getrunken hatten, rief er beide Gläubigen zu sich, und herrschte sie an: „Höret nun! Tag und Nacht haben einander nicht lieb! Zwiespältig darf ein Reich nicht sein!" Dann sprach er zu Stefan besonders: „Du hast unzüchtige Blicke auf meine Weiber geworfen! Du hast in meinem Garten gearbeitet und gesagt: Das ist eines Schurken Garten!" Stefan antwortete: „Mein Vater hat Deinen Vater gefürchtet, und ich fürchte Dich! Jetzt aber höre ich Gottes Wort, das hat mir mein Herz genommen!" Der König aber schrie ihn an: „Schweig! Mit Deinen Reden wirst Du mich nicht überwinden! Du hast einen unserer Leute todtgeschlagen*) und ihm die Perlen abgenommen. Mach, daß Du fortkommst! Du verdirbst uns unsere Stadt!" Dann wandte sich der König an Mantladi: „Ich mache Dich todt! Du bist unser kleiner Hund! Bist Du es nicht, der immer diesen Berg umkreiset, um die Leute zum Glauben zu bringen? Dich schlage ich todt!" — Mantladi antworte: „Ja, ich bin Euer Hund von Alters her. Mein Vater hat einen Hund erzeugt! Aber eben darum gehe ich nicht aus diesem Lande fort, weil ich Euer Hündlein bin!" Sekukuni: „Macht doch, daß Ihr aus dem Lande kommt! Da sitzen die Matebelen (unter Mapoch); auf der anderen Seite sitzt Mampuru, sucht Euch doch Euren König, den Ihr haben wollt!" — Sie antworteten: „Mein König, wir sind Deine Leute, hier in diesem Lande wollen wir sterben!"

Hierauf spie Sekukuni auf den Boden und in seine Hände (die Geberde eines unverbrüchlichen Eidschwures), ging und holte vier Latten, und gab sie einem Knecht.

---

*) Natürlich ganz aus der Luft gegriffene Anklagen.

„Sitzt da nieder!“ — Als sie saßen: „Sitzt da weiter hin nieder!“ — so weiter, bis sie außerhalb des Hofes waren; denn er scheute sich, daß ihr Blut seinen Hof verunreinigen möchte.

Draußen bei den Schanzmauern knieten die beiden nieder und der Henkersknecht begann, sie mit den Latten zu schlagen, daß die Stücke vom Fleisch und von der Haut herabhingen und ihr Blut herabtroff. Zwei Latten zerhieben sie auf Jacob Mantladi, zwei auf Stefan, über den Leib und über den Kopf.*) „Und wie war Dir dabei zu Muthe?“ fragte der Schreiber dieses den Mantladi. Er antwortete: „Am Leibe habe ich Schmerzen gefühlt, der Schmerz war aber nur im Leibe! Da habe ich an Polycarp gedacht, den sie haben verbrennen wollen, und der nicht brennen wollte“ (weil er nämlich unter den Schlägen nicht starb).

Nachdem die Latten zerhauen waren, rief Sekukuni die beiden heran. Stefan aber sprach: „Laß uns nun fortgehen!“ Als die beiden fortgingen, war Sekukuni hoch erfreut, daß er sie überwunden habe, weil sie nämlich, anstatt sich vollends todtschlagen zu lassen, seinen ferneren Strafen durch die Flucht sich entzogen. Er nahm Steine und Knochen und warf sie den Forteilenden nach; auch nahm er Zaubermittel in den Mund, und spie dieselben ihnen nach. Desgleichen thaten auch andere Heiden, und schrien: „Du Sohn Poschane's, Moramantladi! Ich höre schon, daß ihr weit weg, weit weg, weit weg seid!“ Sekukuni aber brüllte: „Gott ist nicht mehr! Ich bin Gott! Ich bin Gott!“ Seine Umgebung rief: „Ja König, so ist's! So ist's!“

Während die Heiden auf den Felskopf beim Biertopf jubelten, und sich ihres Sieges rühmten, schleppten die beiden hart Zerschlagenen ihre wunden Glieder langsam fort. Im Gebirge knieten sie nieder und beteten. Jacob hatte Gewissensbisse, daß sie gegangen seien und den Heiden diesen Triumph

*) Der Schreiber dieses hat selbst auf Mantladi's Kopf die breiten Narben gesehen.

bereitet hätten. Endlich kamen sie in Cha Ratan an, wo Merensky's Frau und Bruder Sachse ihre Wunden mit Oel einrieben und sie verpflegten, bis sie geheilt waren. Den Rath, zu den Bauern auszufliehen, befolgten sie nicht, weil sie sprachen: Dann würde die Verfolgung unsere Brüder desto härter treffen!

Die unten im Gefängniß aber gedachten an demselben Sonnabend des Worts aus der Apostelgeschichte, daß die Apostel aus dem Kerker gegangen seien und das Wort gepredigt hätten. Deshalb riefen sie alle Catechumenen und Heiden, so viel kommen mochten, heran, um ihnen das Wort zu predigen, an dem Sonnabend und am folgenden Sonntag. Sekukuni's Brüder, die zur Bewachung bei ihnen waren, mußten das alles mit anhören. Sie sprachen: „Wir haben das Wort auch lieb!"

Am folgenden Sonntag trat Sekukuni wieder hervor auf seine Felsspitze, und befahl, die Weiber der Gläubigen in das Wasser zu jagen, daß sie dort den ganzen Sonntag zubringen möchten. Einer von Sekukuni's Leuten trieb sie, wie man eine Heerde Schafe treibt. Man brachte sie in ein tiefes Wasserloch. Aber trotz des Wintertags, so erzählten die Weiber, hätten sie gar keine Kälte, ja eher Wärme, als Kälte gefühlt. Sie haben in ihrem Wassergefängniß, und die Männer in ihrem Sandgefängniß mit einander gebetet und einen gesegneten Sonntag gefeiert.

Endlich in der Nacht vom Sonntag zum Montag hat Sekukuni Befehl gesandt, daß die Gläubigen wieder nach Hause gehen dürften. Von allen Christen und Catechumenen ist in dieser ganzen Verfolgungszeit unter den schweren Plagen keiner abfällig geworden, mit Ausnahme eines Sohnes von Sebatse, der noch nicht lange in den Taufunterricht gegangen war.

Merensky war während dieser Zeit abwesend. Er war vom Präsident Pretorius nach Lydenburg berufen worden zu einer Versammlung der vornehmsten unter den Bauern und der Abgeordneten aller nahe wohnenden Kafferhäuptlinge. Der Präsident, als ihm Merensky von dem, was jetzt bei Sekukuni geschah, Mittheilung machte, ließ dessen Gesandte hart an, und ließ durch sie Sekukuni drohen, daß es ihm nur nicht einmal

so ergehen möchte, wie es Maleo ergangen sei. Vielleicht mochte diese Botschaft, die Merensky auch noch selbst zu dem König brachte, mit ein Grund sein, weshalb Sekukuni für jetzt die Verfolgung einstellte. Er sprach: „Für jetzt ist die Verfolgung aus! Aber wenn die Zeit des Pickens (der Ackerbestellung im Frühjahr) kommt, dann wollen wir das Weitere sehen!" — So klar hatte er schon damals den teuflischen Plan im Herzen, den er im Sommer auszuführen gedachte!

Neuntes Kapitel.

Die zweite, größere Verfolgung im Frühling.

Die in der ersten Versuchung erprobte Treue der Christen predigte viel lauter und eindringlicher, als der begabteste Kanzelredner. Von Tage zu Tage mehrte sich die Zahl der Heilssuchenden. In Cha Ratau allein wurden mehr als 150 Catechumenen in die Listen eingezeichnet. Sekukuni hörte dies. Aber mit innerem Grimm sprach er: „Laßt sie, mit dem Tode werde ich sie nicht überwinden. Aber wenn die Zeit des Ackerns kommt, werde ich ihnen das Picken verbieten, da wollen wir sehen, ob Gott ihnen Kost geben wird! Da werden sie kommen und verleugnen! So wird die Sache gehen!"

Die Gläubigen hörten, was der König gedroht hatte, und kamen zu Merensky, was sie nun thun sollten. Der antwortete: Es ist noch lange Zeit hin bis Frühling! Wartet ab.

In diesen Monaten vom Juni bis zum November wurde die Ruhe, in welcher die Gläubigen sich zu den kommenden Prüfungen stärken sollten, nur durch einzelne Feindseligkeiten des Königs gestört.

Einmal erscholl plötzlich das Geschrei: Die Swazi kommen! Sekukuni erschrak. Er mochte ein Gottesgericht für die Verfolgung der Christen ahnen. Schnell gab er diesen die im Winter fortgenommenen Gewehre wieder, um so viel mehr

wehrhafte Leute zu haben. Auch andere Habe gab er ihnen zurück.

Nun aber mußten die Waffen zu dem Feldzuge geweiht und dazu ein großes Zauberfest veranstaltet werden. Die Gläubigen beriethen, was sie zu thun hätten. Bei früheren ähnlichen Gelegenheiten hatten sie sich an das Ende des Heerhaufens gesetzt, so daß sie in der Menge doch nicht fehlten, obgleich sie für ihre Person die Zauberei nicht an sich vornehmen ließen. Jetzt waren sie durch die Verfolgung erstarkt, und konnten solche halbe Verleugnung nicht mehr über sich gewinnen. Da man den Rath der Lehrer im Drange der Zeit nicht mehr einholen konnte, ergriff Josef der Blinde das Wort: „Höret, Ihr Männer, heute auf mich! Wir haben früherhin dem Sekukuni ein wenig nachgegeben, um Ruhe vor ihm zu haben. In dieser Sache aber können wir nicht nachgeben!“ Alle waren einstimmig, dem Könige müsse gerade herausgesagt werden, die Christen könnten sich nicht an dieser Zauberei betheiligen. Dinkoanyane wurde mit der Botschaft betraut. „Aber, fügten sie hinzu, sag' es ihm nicht offen vor den andern, damit er nicht denke, wir wollen ihm trotzen! Sag' es ihm ganz in der Stille!“

Johannes ging zum Könige, nahm ihn bei Seite und sprach zu ihm: „Mein König, siehe, unsere, der Gläubigen Kraft steht nicht auf Zauberei und Medizin. Wenn wir fechten, so bitten wir Gott, daß er uns Kraft gebe. Darum können wir zu der Waffenweihe nicht kommen.“ Der König, der wahrscheinlich angesichts des Swaziüberfalles die Seinen nicht erzürnen wollte, blieb diesmal ganz ruhig, und antwortete: „Ja, das weiß ich ja von Euch, daß Ihr mit Zaubermitteln nichts zu thun haben wollt.“

Die Swazi blieben aus. Aber kaum hatte der König Ruhe vor ihnen, als die alten Mordgedanken wider die Christen in ihm wieder erwachten. Wiederum nahm er Martinus, der die Säule der Gemeinde war, zum Zielpunkt. Aber wiederum auch wurde Martinus auf wunderbare Weise bewahrt. Hören wir seine eigenen Worte:

„Wir haben in jener Zeit es immer zuvor geträumt, wenn eine Verfolgung wieder bevorstand; besonders wenn einer getödtet werden sollte, träumten wir, und es dauerte dann gewöhnlich nicht lange.

Eines Tages nun träumte ich, Sekukuni schicke seinen Bruder Motowaze, um mich zu tödten. Darüber erschrak ich so sehr, daß ich erwachte, und nicht wieder einschlafen konnte. Ich ging zu meinem Bruder Zebedaeus und erzählte ihm den Traum. Zebedaeus sagte: Ich höre ein Ding, das macht immer tu, tu, tu, tu. Da sprach ich: Was Du da hörest, das ist mein Herz, das schlägt so. Weiter sagte ich zu Zebedaeus: Ich habe von keinen großen Dingen (d. h. allgemeiner Verfolgung) geträumt, sondern nur, daß Sekukuni Jemand gesandt hat, um mich zu tödten. Nun kann ich nicht wieder einschlafen, sondern bin so erschrocken, daß ich am liebsten in das Gebirge fliehen möchte, bis morgen Mittag, um zu sehen, ob es nichts gewesen ist. Zebedaeus antwortete: Auch der Herr ist, da sie ihn steinigen wollten, mitten durch sie hingegangen; und als er nach Jerusalem gehen wollte, sprachen seine Jünger zu ihm, er solle nicht hingehen; und der Herr hat gesagt, die Verfolgung währet nur eine Zeit lang. Darum gehe Du jetzt so lange in die Gebirge! Da bin ich in den Berg gegangen. Zuvor aber ging ich zu Jesaias und sprach zu ihm: Komm mit mir! Und wie ich zu Jesaias kam, und ihm meinen Traum erzählte, sagte er mir, er habe denselben Traum geträumt. So gingen wir beide auf den Berg in eine Höhle. Da haben wir den Tag gesessen bis zum anderen Mittag. Dann kehrten wir um, und gingen nach Hause. Zebedaeus aber, nachdem ich von ihm weggegangen war, hat auch denselben Traum geträumt. — Als ich nun aber zu Mittag nach Hause kam, hörte ich, daß derselbe Mann Motowaze, von welchem ich geträumt hatte, in meinem Kraal gewesen ist und nach mir gefragt und mich nicht gefunden hat. Motowaze ist dann zu Sekukuni gegangen, und der hat Zebedaeus gerufen und ihn gefragt: Wo ist Martinus hingegangen? Der hat blos geantwortet: Martinus ist fortgegangen!" So weit Martinus Erzählung.

Der Winter verging, der Frühling nahte heran. Da ließ Sekukuni eines Tages seine Frau Modikischeng rufen, eine Gläubige, und machte ihr, seit langer Zeit zum ersten Mal wieder, ein Bockfell zum Geschenk. „Nimm das um, und trage es! Das, was ich an den Gläubigen nicht liebe, sind blos die Geschichten, die Ihr glaubt! Aber nun vernimm, was ich Euch sage! Dies Jahr sollt Ihr nicht picken! Ich nehme Euch die Gärten weg! Die Sache, von der ich im Sommer sagte, ich werde Krieg gegen die Gläubigen machen, kommt jetzt heran. Im Winter habe ich angefangen, Euch zu plagen, aber der große Krieg kommt noch! Im Winter habe ich mit Euch ein pitscho gehalten, das war nur klein, das große kommt noch! Im Winter habe ich ein klein wenig mit Euch gefochten, der große Kampf kommt noch! Im Winter hatte ich schon Lust, den Sand, auf dem Ihr laget, in Feuer zu verwandeln, daß Ihr in Feuer liegen solltet. Aber ich bekam die Laune zu sagen: Nein! — Im Winter wollte ich schon Blut fließen lassen, aber ich kam damals noch nicht so weit, es auszuführen. Als ihr Weiber damals im Wasser saßet, ihr Weiber, da hatte ich Lust, das Wasser in Finsterniß zu verwandeln; aber ich bin nicht dazu gekommen! Nun aber gieb Acht, Modikischeng, nun wirst Du den Krieg bald sehen! Und in dem Kriege wird Blut fließen!“

Nach einigen Tagen erzählte man sich in Cha Katau, Sekukuni habe gesagt: Im Sommer ist ein Wasserpitscho gewesen, jetzt aber soll das Blutpitscho kommen!

Zitternd kam Josef's, des Blinden, alter Vater Letuchu zu seinem Sohn, nahm ihn bei Seite und sprach: „Mein Kind, ihr müßt euch vor Sekwati's Sohn fürchten! Höre auf mich, Du, mein Kind, wirst sonst auch mich tödten!“ — „Womit werde ich Dich tödten, mein Vater?“ — „Der König wird mich auch für einen Gläubigen halten, und mich tödten. Schon sprechen die Leute zu Sekukuni: Letuchu betet auch! Mein Kind, Du mußt Gottes Wort wegwerfen. Du kannst ja im Verborgenen weiter beten; aber vor den Leuten wirf es weg!“ — Da gab der Sohn dem Vater die Antwort:

„Vater, wenn die Leute denn schon sagen, Du betest, so fange doch nur ordentlich an zu beten. Dann wirst Du sicherlich keinen Schaden davon haben, wenn sie Dich todtschlagen!“

Während die schwarzen Wolken sich über den Häuptern der Gläubigen zusammenzogen, trat ein Ereigniß ein, welches den Ausbruch, wenn auch nicht veranlaßte, doch beschleunigte.

Tlakale, Sekukuni's „große“ Frau war seit anderthalb Jahren zum Glauben angeregt. Als sie aber begehrte, unter die Catechumenen aufgenommen zu werden, wurde Sekukuni heftig erzürnt und verbot es rundweg. Sekukuni rief Tlakale's Mutter und sprach zu ihr: „Du, mit Deiner Tochter habe ich Nichts geheirathet, sie hat mich weggeworfen. Wenn die Sonne aufgeht, spricht sie: Ich will zum Lehrer gehen!“ Die Mutter machte der Tochter Vorstellungen. Sie aber antwortete: „Ich werde Gott nicht verleugnen!“ — Da sandte Sekukuni ihr die Botschaft: „Du bist mein Weib nicht mehr. Ziehe wo anders hin! Werde ich Dich hier noch einmal sehen, so werde ich ein Geschrei erheben, daß Du niederstürzest!“ (Dich tödten lassen).

So mußte denn Tlakale des Königs Hof verlassen; sie kehrte zu ihrem Vater, dem Unterhäuptling Moreoane zurück. Der sandte nach etlicher Zeit ein Stück Vieh an Sekukuni, um damit Friede zu machen. Tlakale durfte nun wieder in des Königs Hof wohnen. Nur überwachte er sie auf das strengste, so daß sie nie einen Lehrer sehen oder sprechen durfte. Heimlich mußte sie aus dem Verkehr mit anderen Gläubigen, namentlich mit Dinkoanyane's Frau sich Nahrung suchen für ihre hungernde Seele. Als aber Sekukuni die Kinderlose, nach Sitte der Bapedi einem anderen Manne überweisen wollte, wies sie dies mit Entrüstung zurück. Ihre ganze Herzenssehnsucht war, eine Braut ihres Jesu zu sein.

Endlich konnte sie ihr brennendes Verlangen nicht länger zurückhalten. Am 6. November 1864, an einem Sonntag,

sandte sie Botschaft an Merensky, sie werde am folgenden Tage bei ihm sein, damit er sie taufe.

Merensky erschrak. Es stand ihm klar vor Augen, welche Folgen diese Taufe haben werde. Er sandte daher sofort Botschaft zurück, sie möchte nicht kommen, er wolle erst mit dem Könige reden. Der Bote aber verfehlte sie, und so machte sie sich am Montag den 7. November in tiefer Finsterniß auf den Weg nach Cha Natau. Sie bat so dringend, ihre Seele war so völlig bereitet, die Gelegenheit, sie später zu taufen, so zweifelhaft, daß Merensky mit Petro sprach: Mag man auch dem Wasser wehren, nachdem sie des heiligen Geistes Gnade empfangen hat. Als eine Maria Magdalena kehrte sie fröhlich ihres Weges zum Königshofe zurück.

Sekukuni hatte sie vermißt, und nach ihr gefragt! Er ließ sie rufen. „Tlakale, wo bist Du gewesen?“ — „Mein König, ich bin bei dem Worte Gottes gewesen!“ — „Du hast mich hintergangen!“ — „Mein König, hintergehen werde ich Dich nicht, aber fragen konnte ich Dich auch nicht, weil ich weiß, Du willst nicht, daß ich hingehe! Darum eben bin ich ja auch im Finstern von hier fortgegangen!“

Sekukuni blieb zuerst ruhig. Nur rief er sofort seinen Bruder Kolluke und befahl ihm, den Gläubigen das Picken zu verbieten. „Nun werde ich die Gläubigen fortjagen aus der Stadt,“ fügte er hinzu.

Am folgenden Tage rief der König Tlakale's Verwandte und sprach zu ihnen: „Die Madiaken jage ich alle aus dem Lande fort! Aber diese hier, die soll nicht fort! Die soll in meinem Hause verfaulen! Und dann sollt ihr kommen, und den Leichnam fortschleifen.“ Damit ließ er sie in ein dunkles Haus einsperren, wohinein weder Sonne noch Mond schien, ließ die Thür verschließen, und bedrohte jeden mit dem Tode, der ihr zu essen bringen würde.

So saß die große Königsfrau, das vornehmste Weib im Lande in der finsteren Hütte, lange, lange Zeit! Jacob Makuetle's Mutter konnte es nicht übers Herz bringen, sie verhungern zu lassen; sie fand heimlich Mittel, ihr etwas Nahrung zu

verschaffen, bis Sekukuni's Zorn verraucht war, und sie aus ihrem finstern Kerker hervorgehen konnte.

Während sie dort noch schmachtete (Freitag den 11. November), war Martinus mit den andern Gläubigen so eben eifrig damit beschäftigt, die Kirche in Cha Ratau zu bauen, als athemlos ein Christ aus der Hauptstadt herbeikam, er sei Ngoanazumane begegnet, der habe ihn angeherrscht: „Was machst Du bei den Gläubigen in Cha Ratau? Dich wollen wir nur lieber gleich hier auf dem Wege todtschlagen!"

Dieser sprach noch, als Mosche, ein anderer Gläubiger, aus der Hauptstadt eiligst herbeilief und rief: „Hört, meine Brüder, die Versuchung ist auferstanden! Im Winter hat sie ein Ende gehabt, jetzt beginnt sie von Neuem! So eben nimmt Sekukuni den Gläubigen all ihr Vieh ab, auch nimmt er ihnen all ihr Korn, so wohl das, was sie geerndtet haben, als auch das, was auf dem Felde steht! Und picken (den Acker bestellen) sollen sie auch nicht mehr!"

Die Brüder beriethen mit den Gläubigen, was zu thun sei. Der Beschluß war, nur ein Jüngling solle auf Cha Ratau bleiben für den Fall, daß Merensky eine Botschaft zu senden habe, die übrigen alle sollten sofort aufbrechen nach Mossegu, damit die Christen den bevorstehenden Anfechtungstagen in Gemeinschaft entgegengingen.

Schon unterwegs bei Kabu's Kraal kamen ihnen die Frauen mit der Botschaft entgegen, Ngoanazumane habe nach Jacob Mantladi gefragt, und als er hörte, derselbe sei zu Merensky gegangen, habe er das Kriegsgeschrei erhoben, dann habe er alles Korn den Gläubigen fortgenommen, und sei eben dabei, ihre Kinder zu rauben.

Weiterhin, als sie die Hauptstadt in Sicht bekamen, begegnete ihnen Selatole, der Catechumen, und zeigte ihnen die Staubwolken von dem den Gläubigen geraubten Vieh, welches Sekukuni's Krieger zusammentrieben. Nahe zur Stadt gekommen, sahen sie mit ihren eigenen Augen, wie das Vieh aus ihren Kraalen geraubt wurde. Ein Bote Mukir's trat heimlich zu Martinus. „Da sind einige von Deinen Böcken, von denen

Dein Oheim gesagt hat, sie gehören Dir nicht. Nun sprich Du auch nur so, dann kannst Du sie behalten!" Martinus antwortete ruhig: „Kannst Du meine Böcke nicht alle finden, so sage es nur, so will ich sie Dir zeigen!" Erstarrt vor Staunen ging der Bote von dannen.

Noch eine Strecke weiter trafen sie Mapakwan, den Alten, der flehentlich bat, man möchte ihm doch sein Vieh lassen. Als aber die anderen Christen hinzukamen und ihn vermahnten, wurde er so gestärkt, daß er willig den Verlust ertrug. Martinus, als ihm sein Weib beim Eintritt in die Hütte mit der Nachricht entgegen kam, sein Vieh sei alles fortgenommen, erwiederte: „Das weiß ich schon alles! Ich habe es auf dem Wege gesehen!"

Mit dem Vieh war den Christen ihr Reichthum genommen, denn der Besitzstand des Bassuto besteht nur in seinem Vieh und seinem Geräthe. Am Sonnabend (12. November) wurde ihnen nun auch ihre Nothdurft entrissen, indem ein Bote des Königs durch die Kraale den Befehl veröffentlichte, keine von den Christenfrauen dürfe mehr ihren Acker picken. Die Weiber kamen aber sofort alle zusammen zu dem Beschluß: „Nun denn, so wollen wir des **Königs** Acker picken!" und also thaten sie. Aber dessen Herz wurde trotzdem mit jedem Tage härter.

Die Männer hielten in der Nacht zum Sonntag eine Rathsversammlung und beschlossen, wenn sie wieder zum pitscho gerufen würden, diesmal nicht, wie damals im Winter, sich aus dem Haufen der Heiden abzusondern, sondern zu sagen: „Wir sind eure Kinder; wir halten an Gottes Wort fest, im Uebrigen aber wollen wir uns nicht von euch absondern!"

Den Sonntag brachten die sämmtlichen Gläubigen in ernstem gemeinsamem Gebet miteinander zu. Sie sprachen: „Die Sache ist nun noch fern; denn sie haben uns doch erst unser Vieh abgenommen; darum wollen wir uns jetzt miteinander stärken, damit wir kräftig seien, wenn die Sache ernster an uns kommt!" Der Sonntag war noch nicht vergangen, als diese ernstere Verfolgung einbrach. Ein Herold des Königs ging,

geleitet von einem Trupp Bewaffneter durch alle Kraale der Hauptstadt, und rief: „Ich komme, euch die Kornvorräthe zu nehmen, und die Kornkörbe zu versiegeln! Ich bin gesandt, Euch das Wasser zu verschließen; weder Kleines noch Großes dürft ihr ferner in der Stadt verrichten; der König befiehlt, ihr sollt aus der Stadt!"

Dem Worte folgte die That. Ueberall drang das Commando in die Hütten der Christen, nahm die Kornkörbe fort, und versiegelte die, welche zu groß waren, um mitgeschleppt zu werden. Das war für die Frauen, deren spezielles Departement die Kornkörbe sind, eine schwerere Prüfung, als man hier zu Lande es sich vorstellen mag. Es hieß nicht weniger als: „Hungertod für sie und ihre Kinder!" Deshalb gingen etliche von den Angeseheneren der Christen mit dem Commando, um durch ihre Gegenwart die Weiber zu stärken. Nur eine Anzahl Catechumeninnen unterlagen der Versuchung. Hatten sie „weggeworfen", so sprachen die Krieger: Nun ist Sekukuni's Herz beruhigt! und beließen ihnen ihre Vorräthe. Von den getauften Frauen verleugnete keine einzige.

An demselben Tage, als diese Execution vollzogen wurde, schlug der Blitz auf dem Berge Taba Mossegu in den Kochtopf einer Frau. Sekukuni hörte es, und sandte zu Maschupsche die Botschaft: „Dein Bruder sagt, der Himmel werde auf mich fallen. Nun ist er auf mich gefallen!"

Dann aber sandte er dem ersten Commando ein zweites nach, an demselben Sonntag-Abend. Der Herold mußte wieder durch die Kraale laufen und rufen: „Waffen! Waffen! Ihr Gläubigen nehmt eure Waffen! Nehmt Pulver und Blei! Wir werden mit euch kämpfen! Morgen kämpfen wir!"

Die Sonne des Montag-Morgens (14. November) ging über eine unheimliche, düstere Rathsversammlung auf. Sekukuni saß halb trunken mit seinen Großen, die er von nah und fern aus den verschiedenen Stämmen zusammengerufen hatte, auf dem Kchorong, und legte ihnen die Frage zur Entscheidung vor: „Nun sagt, ihr Männer; diese Leute, die sich Gläubige nennen,

sind so, daß ich seit längerer Zeit nichts mehr mit ihnen anfangen kann. Sie sind Leute, die nichts taugen, und das ganze Volk verderben. Sprecht, was sagt ihr dazu!"

Als die Räthe des Volks sofort in ihn drangen, er solle sie alle tödten, erhoben sich einige Männer vom Stamm der Bachloka und sprachen: „Ihr Söhne Tobejan's, sagt uns doch: Sind die Leute, die ihr tödten wollt, eure Brüder und Kinder? Oder sind sie eure Kriegsgefangene? Wen wollt ihr tödten?" — Sie antworteten: „Nein, es sind unsere Leute!" Da sprachen die Bachloka wieder: „Wenn ihr diese tödten wollt, solche Menge Volks eurer eigenen Familien, so verderbet ihr das Land. Schlaget sie, aber schlaget sie nicht todt!"

Hierauf gab Sekukuni den Räthen aus den Bapedi (dem herrschenden Stamm) das Wort. Die schrien und tobten: „Nein, König, mit diesen Leuten haben wir längst die Geduld verloren; sie müssen wirklich getödtet werden!" — Der König sann und sann, und entließ dann die Versammlung, ohne seinen Entschluß kund zu thun.

Draußen aber erscholl sofort das mochóschi (Kriegsgeschrei). Die Haufen der Krieger sammelten sich um ihre Straußenfederbanner, und zogen in voller Kriegsrüstung durch die Kraale der Hauptstadt: „Zu den Waffen! Es ist Zeit! Es ist Zeit! Nun sind wir da! Nun heraus, ihr Gläubigen!" Damit zogen sie hinaus auf den von Sekukuni bestimmten Platz des pitscho.

Auch die Gläubigen zogen heraus, zwei Häuflein, eins der Männer, eins der Weiber. Die letzteren aber blieben in Josef's Kraal mit der Weisung, nicht anders herauszukommen, als auf besondere Aufforderung der christlichen Männer.

Draußen auf dem Versammlungsplatz schrien die Heiden sie an: Nun kommt heran! — Die Christen antworteten: „Nein, wir haben keine Waffen, wir fechten nicht mit Euch!" — „Es ist jetzt die frühe Morgenstunde (die Stunde, wo man sonst den Kampf zu beginnen pflegt), worauf wartet ihr? — Sekukuni, Sekwati's Sohn befiehlt es euch; ihr sollt kommen!" Sie antworteten: „Gottes Wort sagt uns, daß wir mit unserem Könige nicht fechten sollen; wir haben keine Sache wider Seku-

kuni!" — Nun denn, so sendet Johannes zum Könige, daß er selbst bestimme.

Die Christen beriethen miteinander, daß sie in dieser aufgeregten Zeit lieber Johannes nicht allein gehen lassen wollten, daß an seiner Statt Martinus und Josef, der Blinde, gehen sollten.

Auf dem Wege vermahnte Josef den Freund: „Nun laß uns heute standhaft sein; wir gehen einen schweren Gang! Aber wir haben bisher andere ermahnt, so dürfen wir heute ihnen kein schlechtes Beispiel geben. Laß uns auf das Vorbild Johannis des Täufers sehen. Wenn auch unsere fleischernen Herzen sich fürchten, so laß uns doch in unseren neuen Herzen furchtlos sein. Denn eine gute Sache ist das Bekenntniß, das Johannes der Täufer that, der seine Sache mit dem Tode versiegelte!" — So gingen die beiden miteinander!

Als sie bei Thibane's Kraal vorübergingen, stand daselbst eine Menge Weiber, die sprachen: „Was ist das doch für ein wunderbares Ding! Diese Leute gehen hin, um todtgeschlagen zu werden, und doch gehen sie ganz ruhig, und laufen nicht fort!"

Vor des Königs Hofe erwartete sie ein Commando unter Kochodi, Sekukuni's Bruder; der rief sie an und sprach: Saget uns Eure Sache! — Martinus antwortete: „Wir haben keine Sache, sondern Ihr habt uns gerufen, daß wir mit euch fechten! Wir aber wollen nicht mit euch fechten, denn ihr seid unsere Herren und Väter!" Josef fügte hinzu! „Ihr wißt es selbst, wenn wir geschickt werden, so gehen wir, wenn man uns Arbeit überweist, so arbeiten wir; aus bloßem Muthwillen habt ihr uns gerufen, denn wir sprechen von dem lebendigen Gott und beten ihn an!"

Ob dieser Worte begannen die Heiden zu rasen und zu toben. Aber noch ehe sie irgend etwas thun konnten, sandte der Herr einen wolkenbruchartigen Regen. Da lief ein Theil des Commando in die Büsche, der andere in die Hütten. Für heute waren die Gläubigen frei. Sie benutzten die ihnen gelassene Frist, um in Martinus Hause sich durch Gebet zu stärken. In Bezug auf das pitscho beschlossen sie: „Wenn die Heiden ihre

Waffen nehmen, wollen wir auch die unseren hervorholen. Wenn jene die Assagaien nehmen, wollen wir beten!“ In die Gebete der Christen hinein heulte die alte Mutter Zebedaei: „Ihr seid gekommen, meinen Sohn zu morden!“ Martinus aber wies sie fort und sprach: Weiche von uns, Satan!

Es waren köstliche Feierstunden für die Gläubigen, — die letzten auf Taba Mossegu. Die Weiber aber gingen auch an diesem Tage wieder hinaus und bearbeiteten ohne Befehl des Königs Land.

Am Dienstag (15. November) waren die Christen schon am frühen Morgen wieder bei Martinus versammelt, als Thibane, der wohlwollende Kraalskapitän, sie dringend bitten ließ, doch nun hinaus zu gehen zu dem bereits wieder versammelten Commando, weil sonst Sekukuni den ganzen Kraal abbrennen, und alle darin Befindlichen todtschlagen würde. Da beschlossen die Christen, hinauszugehen. Nur ihre Weiber ließen sie im Kraal.

So stand denn wiederum das kleine Zeugenhäuflein seinen Henkern gegenüber, die mit Assagaien, Schildfellen, Keulen, Gewehren, Beilen und daumdicken frischen Stäben bewaffnet waren. Unter ihnen war auch das Commando des Swazikaffer Umsutu (s. o. pag. 121) gekommen. Sekukuni hatte gefürchtet, die Bapedikrieger würden sich nicht entschließen, die Christen scharf zu geißeln oder zu tödten, deshalb hatte er diesen Mordgesellen besonders zu diesem Zweck kommen lassen. Die Gesammtheit der Heiden waren eilf verschiedene Haufen!

Nach Sitte der Bapedi mußte wiederum der beabsichtigten Execution ein peinliches Verhör voran gehen. Heute begann Thibane, des Martinus Kraalkapitän dasselbe:

„Du bist es, Martinus, der diese Gläubigen fest macht! Ihr, die ihr mein Schild und Kriegsvolk seid, was macht ihr, daß ihr mich verwerft?“

Ihm antwortete Martinus: „Höre, Thibane; wenn Du recht aufgemerkt hast, so hast Du schon bei der Verfolgung des letzten Winters genug gehört, um wissen zu können, weshalb

wir glauben. Deshalb werden wir fortan hierüber auch kein Wort weiter sprechen; denn ihr wisset Alles! Nur Eins noch werden wir sagen: Wir sind gläubige Christen, und werden nicht wegwerfen! Auf euch hören, das können wir nicht; denn wir hören auf Gott den Herrn!"

Die Macht dieses kräftigen Glaubensworts schlug die Heiden so gewaltig, daß sie mit Martin nicht weiter sprachen. Sie wandten sich zu Johannes: „Mit Dir müssen wir anfangen. Du warest ein Kriegsmann Sekukuni's. Wir fragen Dich daher: Bist Du es noch heute?" — „Ja," erwiederte Johannes, „die, welche nicht bei Sekukuni bleiben wollen, haben sich ja schon abgesondert!" (Zu Mampuru und Mojalludi.)

Hier erhob Josef der Blinde freiwillig sein Zeugniß: „Wir wollen mit Euch nicht fechten; wir haben es nicht mit Menschen zu thun, sondern mit Gott!" Sie aber schrien ihn an: „Schweig still, Du alter Zaubermeister!"

Hiemit war das mündliche Verhör abgeschlossen. War es doch ohnehin nur eine bloße Form gewesen! Was brauchten diese Heiden für Beweismittel, da sie die Waffen in der Hand hatten, mit denen sie unschuldig Blut zu vergießen, gewillt waren. Sie sandten noch zu den Weibern. Da diese aber, der empfangenen Weisung gemäß, nicht kamen, entgingen sie diesem Theil des grausamen Blutgerichts.

Nun kam Sekukuni's Bote und brachte den Befehl: „Geht und schlagt sie! Aber im übrigen stehen ihnen alle Wege offen, alle Bergpfade habe ich ihnen gegeben!" Er hatte den teuflischen Plan gefaßt, sie durch Schläge zur Flucht in die Gebirge zu zwingen, damit sie dort verhungerten, — oder verleugneten! Der Bote, der den Befehl überbracht hatte, war froh, als derselbe ausgerichtet war. Er fügte von sich aus hinzu: „In die Hölle müssen wir ja doch; brennen werden wir, darum laßt uns nur brennen! Ich habe Bier getrunken!"

Sofort sprangen die Kahlkaffern Umsutu's mit teuflischer Freude vor, um die Execution zu vollziehen. Als das die Bapedi sahen, wurden sie von Mitleid ergriffen, sie sprachen: Jene werden sie sofort todtschlagen; so wollen wir sie

schlagen; wir wollen schlagen; wir wollen schlagen, aber nicht tödten.

Dann sprachen die Henkersknechte: Nun laßt uns thun, wie wir uns vorgenommen haben!

Sie riefen den alten Mapakwan heraus, und übergaben ihn einem jungen, kräftigen Heiden, mit den Worten: „Du sollst heute der Vorkämpfer sein!“ Dieser begann, ihn über den Rücken zu schlagen mit einer Latte, daß er heftig blutete. Dann hieb er ihm mit der Keule über den Kopf, daß er zusammenbrach! — Als die Heiden dies sahen, war ihr erstes Mitleid sofort dahin, gleich wie der Tiger grausamer wird, wenn er erst Blut gesehen hat. „So, nun schlagt ihn völlig todt!“ schrie Nkopodi, Sekukuni's Bruder. Und sie hieben auf ihn, bis er kein Lebenszeichen mehr von sich gab!

„Nun greift alle Leute und schlagt sie!“ wurde commandirt. Da thaten die Christen, wie sie verabredet hatten; sie fielen auf ihre Knie und baten den Herrn um Kraft und Treue!

Nachdem nun noch Johannes und David, die königlichen Prinzen aus der Masse ausgesondert waren, weil man sich scheute, diese zu schlagen, begann unter Toben und Kriegsgeheul die allgemeine Blutarbeit, bis das ganze Land umher mit Märtyrerblut getränkt war.

Auf Martinus zerschlugen sie zwei Latten. Als sie die dritte nahmen, kniete er nieder und befahl dem Herrn seinen Geist. Ein Heide hieb ihm mit der Keule aufs Haupt, daß er betäubt niedersank. Da sprang aber Mukir, sein Freund, hinzu mit zwei anderen Heiden, und sie zogen ihn aus dem Gemetzel, daß er nicht gar getödtet würde.

Als er nach einiger Zeit zur Besinnung kam, sah er, wie sein Bruder Samuel floh, von einem Heiden mit aufgehobenem Speer verfolgt. Derselbe gewann eine Felsspitze und schrie seinen Verfolgern zu: „Heute schlagt ihr uns! Es kommt die Stunde, da der Herr Euch schlagen wird!“ Dann wandte Martinus den Blick auf den Richtplatz zurück, und sah, wie Josef da kniete, und sie ihn unbarmherzig hieben. (Noch heute ist sein Kopf mit handbreiten Narben bedeckt). Sein eigener

Bruder hatte auf den Blinden den ersten Schlag gethan, und wollte ihn nun mit der Lüge zum Abfall bringen, daß die Gläubigen alle geflohen seien, und er allein sei übrig geblieben! Als Martinus nun den Freund also sitzen sah, das Haupt auf die Brust gesenkt, den Todesstreich erwartend, da weinte er; und es hielt ihn nicht länger. „Laßt mich gehen!" rief er den Heiden zu, die ihn zurückhielten. „Laßt mich gehen, daß ich Josef hole, oder mit ihm sterbe!" Die Liebe gab ihm Riesenkräfte. Mit nerviger Faust schüttelte er die Arme der Heiden ab, und in demselben Augenblick war er bei Josef, ihn mit seinem Leibe deckend.

Die Heiden stutzten, und prallten zurück. Ihre Latten waren inzwischen alle zerschlagen, und sie gingen in den nahen Wald, um neue zu schneiden. Den Moment benützten diejenigen Christen, die noch des Gebrauchs ihrer Gliedmaßen fähig waren, und flohen alle in Berg und Wald hinein.

Aber wie sah es nun auf der Gerichtsstätte aus! Sie war ganz mit Märtyrerblut geröthet. Dort lag Mapakwan für todt, dort lag Agabus Sinyeku, dort Stephanus Moruti, der nur noch mit Mühe athmete, dort Willem Tsie, dort Josef bluttriefend, zum Tode erschöpft; bei ihnen Martinus, ebenfalls aus vielen Wunden blutend.

Der Geist des Herrn hatte einen großen Sieg über die tobende Heidenmenge gewonnen. Von allen einunddreißig Schlachtopfern hatte selbst angesichts des drohenden Todes nicht ein einziger den Glauben verleugnet.

„Wie war euch in jener Stunde zu Muthe?" fragte der Berichterstatter die einzelnen aus dieser todverachtenden Zeugenschaar: „Wir sind vor Gott dem Herrn gewesen!" antwortete Josef: „Wir haben uns nicht einmal erschreckt vor den Schlägen! Der Leib hatte Schmerzen, aber mein Herz war fröhlich. Während sie schlugen, habe ich gebetet!" Stefan sagte: „Ich hatte nicht viel Zeit, zu denken. Mein Bewußtsein war bald dahin! Als sie anfingen zu schlagen, beteten wir. Sie aber riefen: Hört, sie beten; halt, laßt sehen, ob Gott ihnen helfen wird!" Andere sagten: „Wir klammerten uns fest an unsern

Herrn, und gedachten des Worts: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, aber die Seele nicht mögen tödten! Dann erinnerten wir uns, daß der Herr gesprochen hat: Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater!“ Und das Bild des Heilandes war vor unsern Augen, wie er von den Kriegsknechten gegeißelt und ans Kreuz geschlagen wurde, wie er blutete und starb um unseretwillen. Das gab uns Kraft und machte unsere Herzen fröhlich!“

Martinus stand auf der von den Henkersknechten verlassenen Gerichtsstätte. Seine erste Sorge war, daß er Josef in Sicherheit brachte. Da derselbe kein Glied regen konnte, zerrte er ihn Schritt für Schritt über Dorn und Fels bis ins Dickicht. Da schlug er die Augen auf. „Mich dürstet!“ Martinus lief und schöpfte Wasser mit der Hand aus einem nahen Felsbach, um den Freund zu tränken. Dann schleppte er ihn bis zum Wasser und ließ ihn dort. David, der herbei kam, trug Sorge um den Verwundeten, während Martinus zur Gerichtsstätte zurück eilte. Er fand sie leer. Nur noch Mapakwan lag regungslos auf derselben. So machte er sich zunächst auf, um die Leiche seines Bruders Samuel zu suchen. Er fand sie nicht. Es blieb ihm also noch die Pflicht, dem Mapakwan den schmerzlichen Liebesdienst eines christlichen Begräbnisses zu leisten.

Wie er sich über den regungslos Daliegenden beugt, um ihn aufzuheben, wird er gewahr, daß derselbe leise die Lippen bewegt. Er neigt sein Ohr zu Mapakwan's Munde und vernimmt, daß derselbe leise betet: „Herr Jesu, nimm mich auf! Herr Jesu, nimm mich auf! — Da faßt er ihn bei der Hand und ruft ihm zu: „Sei getrost, mein Bruder! Der Herr ist mit Dir!“ und richtet ihn auf. In dem Augenblick sieht er auch schon zwei Heiden daher kommen. Er legt ihn daher wieder hin, und ruft Johannes und andere Gläubigen aus dem Walde, die nehmen Mapakwan auf die Schulter, und tragen ihn in Sicherheit.

Während die Männer also sich retteten, gingen die Kriegs-

leute Sekukuni's in Martinus Kraal, um die Weiber zu schlagen. Sie logen ihnen vor: „Eure Männer haben wir alle todtgeschlagen! Nun werft den Glauben weg, oder wir zünden den Kraal an, daß ihr alle verbrennet!" Da erschraken einige, und wurden weich. Die anderen aber blieben standhaft und sprachen: „Ja, zündet nur an!" Das thaten jene aber nicht, und die Weiber wurden gerettet!

Nachdem die Execution an den Gläubigen vollzogen war, kam ein wohlwollender Heide, der Vater des Moses, zu Dinkoanyane, der als Sekwati's Sohn verschont worden war, und forderte ihn auf, er solle doch zu Sekukuni gehen und um Gnade bitten. Der aber antwortete: „Was soll ich den noch um Gnade bitten! Er hat unsere Leute todtgeschlagen!" — „Aber wollt ihr denn noch mehr haben?" — „Das bringt uns keinen Schaden," antwortete Johannes; „wir wollen nur festhalten. Aber der Elefant, wenn er die Bäume muthwillig zertritt, vernichtet dadurch das Bette, auf dem er schläft!"

Sekukuni aber sandte am Abend jenes blutigen Dienstag, abermals Herolde durch die Kraale der Hauptstadt mit der Botschaft: „Nun, ihr Gläubigen, macht, daß ihr fortkommt aus meiner Stadt, und aus meinem Lande! Ihr dürft hinfort hier nicht mehr bei mir wohnen, nicht essen und trinken, weder Großes noch Kleines verrichten. Von dem aber, der noch hier bleibt und ißt und trinkt, nehme ich dies also an, daß er damit den Glauben weggeworfen hat. Alle, die noch hier auf dem Kraal bleiben, sind Söhne Tobejan's. Von denen nehme ich an, daß sie nicht mehr glauben wollen!"

Der Bote, der dem Martinus diese Worte noch besonders überbrachte, fügte hinzu: „Du Sohn Mochanedi, nimm diese Worte wohl zu Herzen, und gieb eine richtige Antwort! Denn das ist keine leichte Sache."

Martinus antwortete: „Du, Ihr seid Leute, die Gottes Wort nicht kennen. Ihr sprecht heute so, morgen so. Bei uns ist das anders. Wir halten, was wir versprochen haben. Ich gebe heute keine andere Antwort, als die ich alle Tage gegeben habe!"

Dann nahm er sein letztes Stück Vieh, [was ihm die Kriegsknechte gelassen hatten, und sandte es Sekukuni mit der Bitte, nur das Eine ihm und den Gläubigen zu gestatten, daß sie im Lande wohnen bleiben dürften. Sekukuni aber erwiederte: Da betrügt er sich selbst; hier bleiben wird er nicht! — und sandte sofort neue Boten durch die Kraale mit dem Befehl, ohne Verzug sollten alle Gläubigen fliehen, beim Mondschein werde er wieder Krieger aussenden, die jeden, der dann noch gefunden würde, todtschlagen sollten.

Der König war nämlich dadurch, daß zu Mittag Christenblut geflossen war, ohne daß der Herr mit Strafwundern eingeschritten wäre, seiner Sache sicher geworden, er könne die Gläubigen nun auch ungestraft todtschlagen. Zunächst aber war sein kaltgrausamer Plan, daß er die Christen, denen alle Habe, alle Speise und Kleidung entrissen war, in dieser aufreibenden Gewitter- und Regenzeit in die Gebirge jagen wollte, und dazu bei Todesstrafe allen seinen Leuten verböte, ihnen irgend etwas an Speise und Trank zuzuführen. Eine Flucht außer Landes war, da der Steelport und der Lepalule von den Gewittern hoch angeschwollen waren, unmöglich. So war also nur noch eine Wartezeit von wenigen Tagen nöthig, um sein Endziel erreicht zu haben. Die verhaßten Madiaken mußten binnen einer Woche entweder in den Gebirgen verschmachtet sein, oder demüthig flehend zurück kommen und ihr Leben um den Preis der Verleugnung erkaufen!

Die Christen aber wurden nicht so sehr durch die Todesdrohung, als durch das Wort Sekukuni's ausgetrieben, daß das Verbleiben auf dem Kraal Zeugniß ihrer Verleugnung sein solle. So zerstoben sie denn alle in die Gebirgsklüfte — nackt, hungrig, zerschlagen, elend — nicht wissend, von woher menschliche Hülfe ihnen kommen sollte.

Am folgenden Tag (Mittwoch, den 16.) schleppten sich einige der Schwerverwundeten bis Cha Ratau. Bei Nacht und bei Tage kamen sie an, verhungert, verschmachtet. Die Missionare riefen die Brüder aus Khalatlolu zur gemeinsamen Berathung. Mit den letztern kam auch der befreundete Bauer Kraienburg,

der für alle Fälle auch seinen Ochsenwagen mitbrachte. Der Beschluß war, daß Merensky und Nachtigal noch einmal zu Sekukuni gehen sollten, ob sie nicht Rücknahme des grausamen Befehls erwirken könnten.

Am Donnerstag (17. November) machten sich die beiden Brüder auf in die Höhle des Löwen. Auf Kabu's Kraal grüßte sie David; weiter hin krochen aus den Büschen und Felsen hervor die alte Dorcas und ihre Tochter. Sie klagten: „Alles ist uns genommen! Auch unsere Kochtöpfe!" — „Bleibt dem Herrn getreu!" antworteten die Brüder, und zogen weiter. Dann sahen sie Mamaricha, ihren alten Freund, den Dolmetscher, mit Gewehr und Streitaxt; Sekukuni hatte ihn gesandt, um ringsum auf den Kraalen das Vieh und Korn den Gläubigen zu nehmen, und zugleich des Königs Gebot zu überbringen, daß bei Todesstrafe niemand ihnen Speise geben solle. Als die Brüder durch die Felskloof des Lolugebirges gingen, erschollen Stimmen von oben herab, von den Felsspitzen und aus den Büschen. Die geflüchteten Gläubigen freuten sich, ihre geliebten Lehrer zu sehen, und empfingen von ihnen Worte des Trostes und der Vermahnung. Martinus und Dinkoanyane eilten bis hin zu den Lehrern, um über ihr ferneres Verhalten Weisung zu erbitten. Als sie so miteinander standen und sprachen, kam ein Mann mit einem Holzbeil vorüber, der nach der Hauptstadt ging. „Du wirst uns doch nicht verrathen?" redete ihn Johannes an. „Wie sollte ich, ich bin ja von Martinus Verwandtschaft!"

So gingen die beiden ins Dickicht zurück, die beiden Lehrer aber setzten ihren Weg fort nach des Königs Stadt. Als sie derselben ansichtig wurden, gewahrten sie zugleich auf dem Wege allerlei Zaubervorrichtungen, einen Menschenschädel, einen Affenkopf und mehrere andere Thierköpfe. Mit solchen Thorheiten gedachten die Heiden gegen den lebendigen Gott den Kampf aufzunehmen.

Auf dem Königshofe angelangt, begrüßten die Lehrer Sekukuni, welcher anscheinend ganz ruhig und freundlich war.

Ein alter Knecht zählte eifrig die Böcke, die man den Gläubigen abgenommen hatte, andere brachten deren Kleider, Gewehre und Mundvorrath herbei. Hunderte und Tausende von Stücken Vieh hat der König also zusammengetrieben. Fast alle aber raffte gleich darauf eine Lungenseuche hin.

Merensky begann: „Sekukuni, das Land ist voll Geschrei, Du nimmst den Gläubigen ihr Vieh, Korn und Gärten und verjagst sie aus den Häusern, und uns Lehrer willst Du vertreiben! Wir kommen nun, um von Dir zu hören, ob das wahr ist!“ — „Von wem habt ihr das gehört?“ — „Alles Volk ist voll davon!“

„Ich fechte nicht mit Euch, sondern ich fechte mit den Leuten, welche meine Leute sind, und glauben wollen!“

Da öffnete Merensky den Mund und sprach: „Sekukuni, Du hast der Gläubigen Blut vergossen! Das schreit gen Himmel! Dein Reich wird verwüstet, Dein Königreich wird durch diese Dinge zerstört werden!“

Mit eisiger Ruhe hörte der Heide diese Worte an. Dann wandte er sich an Nachtigal: „Nun, Nachtigal, rede Du!“ Der sprach: „Sekukuni! Du hast uns betrogen! Früher hast Du versprochen, Du würdest den Leuten den Glauben nicht verbieten! Jetzt beschließt Du: Nein, sie sollen nicht glauben!“

Der König schwieg eine Weile unheimlich still. Dann brach er aus: „Nein, ihr Lehrer lügt. Ihr habt mir meine Leute gestohlen; ihr wollt mein Volk rauben! Ihr wollt Euch zu Königen aufwerfen!“

Kein Zureden half; immer heftiger tobte der König. „Ich weiß, daß ihr mich tödten wollt! Thut es doch nur gleich! Ihr habt ja Gift mitgebracht.“ — Dann zeigte er auf seine Kehle und schrie: „Schneidet mir doch nur den Hals ab; ihr wollt ja doch Dinkoanyane zum Könige haben!“

Die Lehrer konnten den Zugang zu des Königs Herz und Verstand nicht wiedergewinnen. Alle ihre Bitten, er möchte doch den Leuten etwas Vieh wiedergeben, waren fruchtlos. Er schrie: „Das Vieh ist mein! Die Güter sind mein! Ihr werdet von mir hören!“ — „So laß sie doch nur wenigstens wieder in

ihren Häusern wohnen!“ — „Nein, nein! Ihr werdet von mir hören! Ihr werdet vor mir hören!“

Den Missionaren blieb nichts übrig, als den Staub von ihren Füßen zu schütteln und sich auf den Rückweg zu begeben. Dies war das letzte Wort, das Merensky zu Sekukuni gesprochen hat, die grausige Ankündigung des Strafgerichts, dem Manne, der dem Reiche Gottes nicht fern gewesen war!

In den Felsklüften drängten sich die Christen wieder an die Lehrer heran. Sie zeigten ihnen ihre zerfleischten Rücken und blutenden Wunden, und erzählten ihnen von ihrer Noth, daß sie ohne Kleider und Nahrung in der Wildniß verschmachteten. Nun blieb ihnen nur noch die Flucht aus dem Lande.

Zehntes Kapitel.

Flucht und Rettung.

Der zur Flucht verabredete Termin war die Nacht vom Freitag zum Sonnabend. Dazu sollten sich alle in der Nähe der Steelport-Drift versammeln, durch welche einst Hermanus Stein, der Büffeljäger, die Brüder in das Land gebracht hatte. Die Sonne dieser Tage sollte aber noch entsetzliche Scenen der Angst und Noth im Lolu-Gebirge bescheinen.

Bewaffnete Krieger des Königs durchstreiften einzeln und in Banden das Gebirge und die anliegenden Kraale. Sie sollten den Gläubigen das letzte Vieh und die letzten Lebensmittel nehmen, und streng verhindern, daß ihnen von ihren heidnischen Freunden nichts verabreicht würde. Zugleich hatten sie noch den besonderen Auftrag, sich der Kinder der Christen zu bemächtigen. Diese, meinte Sekukuni, wolle er noch doktorn, daß sie das Gift, das sie eingeschluckt hätten, noch wieder ausspeien sollten. Ihren Hunger konnten die Gläubigen wohl in der Verborgenheit ertragen, aber zur Löschung des Durstes mußten sie die wenigen Orte aufsuchen, wo sie Wasser fanden. Es war

also nicht schwierig, ihre Spur aufzufinden und zu verfolgen und also die Kinder zu erreichen.

Die Christen inzwischen saßen in den Klüften, von Allem entblößt, ohne Obdach und ohne Kleider in den wolkenbruchartigen Gewitterregen und Nachtkälte, ohne Essen — denn die wenigen genießbaren Baumwurzeln waren sehr bald verzehrt, — ohne Milch für die Kinder, welche den Strapazen nicht selten erlagen, und am Fieber schwer daniederlagen oder den Keuchhusten bekamen, auch starben. Etliche ihrer Kinder hatten sie bei der Flucht zurücklassen müssen, und sahen nun voraus, wie dieselben zu heidnischen Greueln wieder angehalten und verführt werden würden. Dabei kein Ausweg aus dem Lande, kein denkbarer Ausweg aus der gegenwärtigen Noth, als Tod oder Verleugnung.

Auch Dinkoanyane befand sich mit unter den Geflüchteten. An dem Tage, als die beiden Missionare bei Sekukuni gewesen waren, hatte dieser ihm — der Sitte des Landes gemäß — ihm, dem Königssohn besondere Botschaft gesandt, daß zwischen ihm und den anderen Gläubigen kein Unterschied gemacht werden solle, ja er hatte die Henkersknechte gescholten, warum sie ihn und Philipp und David am Tage der Execution nicht auch mit ihren Lattenhieben zerfleischt hätten. Nun traf er Martin und jammerte um seine Kinder. Der aber antwortete: „Du, siehe Deine Kinder nicht an; mein Sohn ist auch noch auf dem Kraal bei meiner Großmutter! Wir wollen nur auf Gott vertrauen, der wird uns schon helfen. Laßt uns auf Gott sehen und vorwärts schauen! Denn ich weiß auch nicht, was aus meinen Kindern werden wird; die bleiben auch zurück!“

So leicht trennt sich aber ein Vaterherz nicht. Er wollte wenigstens den Versuch machen, ob er nicht seinen Sohn Job, der bei seiner ungläubigen Großmutter auf der Hauptstadt war, aus dem Heidenthum und vor der für die nächste Zeit angesetzten Beschneidungsfeierlichkeit retten könne. Er schlich sich also in der Freitagsnacht heimlich hinein in die Stadt, und kam in seine Hütte: „Mutter, gieb mir mein Kind!“ Die Alte aber konnte sich nicht entschließen: „Ich muß Dir doch erst

Essen kochen!" Das Feuer wurde angezündet. Als sie dabei saßen, riefen zwei Bewaffnete des Königs, die die Stadt durchsuchten, hinein: „Ich sehe euch, wie ihr da sitzt! Ich sehe euch! Ich sehe euch!" — „Mutter, schnell meinen Sohn!" — „Mein Sohn, siehst Du nicht, sie werden Dich noch todtschlagen; steh doch nicht so nahe beim Feuer!" Den Knaben gab sie nicht her, und kochte emsig an ihrem Essen. Da bemerkt Martin, daß sich im Hintergrunde der Hütte etwas unter der Decke regt. Es ist sein Sohn. Schnell hat er ihn ergriffen und ist mit ihm hinausgeeilt in die Nacht.

An einem andern Tage sieht er von seinem Buschversteck sehnlich aus nach Speise für Weib und Kind. Da gewahrt er ein Weib auf einer Klippe stehend, die sich scheu umsieht. Als sie Martin bemerkt, winkt sie mit der Hand und läuft fort. Martin war unschlüssig; wird sie nicht die Feinde rufen? Aber nach einiger Zeit kommt sie wieder und bringt Speise auf dem Kopf für die Flüchtlinge. „Wer bist Du denn?" redet Martin die Unbekannte an. Sie nannte ihren Namen Matlale. Eine Heidin hatte mit eigener Lebensgefahr den Christen Speise bringen müssen. Speist der Herr seinen Elias doch heute noch auch durch Raben.

Die wachsende Noth und das Verlangen nach ihren Kindern trieb jede Nacht etliche der Gläubigen, namentlich Frauen, daß sie den Versuch machten, in die Stadt zu gehen. Unter ihnen war auch eine Katechumenin Mamulemele, die sprach zu den anderen: Geht ihr nicht in die Stadt und bringt mir mein Kind mit, so gehe ich selbst und verrathe euren Versteck. Da nun Niemand ihr Kind mitbrachte, machte sie sich selbst auf, ihr kleineres Kind auf dem Rücken tragend. Nach langem Suchen erblickt sie ihr Kind, welches aber vor der Mutter, die es ergreifen will, flieht. Ihm nachjagend fällt sie nieder, und wird in demselben Augenblick von den Knechten Sekukuni's gesehen und ergriffen und vor den König gebracht. Der ließ einen Sambok bringen und sie furchtbar geißeln; doch verleugnete sie nicht. Am folgenden Tage, als sie abermals gegeißelt wurde, versprach sie, den Kriegern Sekukuni's den

Versteck der Gläubigen zu verrathen. Der König gab ihr also einen Trupp Bewaffneter mit, die sie in den Berg führen sollte.

Mit Mamulemele zugleich aber war Johannis Frau in die Stadt gegangen, um gegen eine mitgenommene Picke etwas Korn einzutauschen. Diese hatte von fern die Gefangennehmung der Mamulemele gesehen und war schnell zurückgelaufen, um die Gläubigen zu warnen. Sekukuni's Knechte fanden deshalb nur zwei Weiber, Ntaranjane, die entlassene Frau des Jacob Makuetle und Samuels Frau, die erste eine Getaufte, die andere eine Catechumenin. Beide wurden wiederum entsetzlich gegeißelt; die Getaufte blieb treu, die Ungetaufte verleugnete. Mamulemele aber fiel ins Heidenthum zurück und starb nach Jahresfrist an der Geburt eines unehelichen Kindes unter den entsetzlichsten Schmerzen.

Drei andere Frauen wurden in der Stadt ergriffen und vor den König geführt. Die Angst vor der Geißelung trieb sie zur Verleugnung. Das half ihnen aber nicht. Denn der König schrie: „Nein, Ihr lügt, Ihr wollt mich betrügen, von den großen Gläubigen (bereits Getauften) wirft Niemand weg!“ Damit ließ er sie schärfer geißeln, als die anderen.

In der Nacht vom Freitag zum Sonnabend wurde es laut um die Missionshäuser von Cha Ratau. Den ganzen Abend drängten sich Trupp um Trupp die Flüchtlinge aus den Felskloofen heran, verhungert, verschmachtet. Der Topf mit Mehlbrei auf dem Feuer wurde nicht leer. Dann nahmen sie Abschied und flohen nach dem Steelport zu, denn in dieser Nacht sollte die Flucht bewerkstelligt werden. Den blinden Josef Kathedi führte einer am Stabe; er gebrauchte die Nächte bis zum Dienstag, um die Steelportdrift zu erreichen. Die Weiber hatten ihre Kinder auf den Rücken festgebunden, so wanderten sie Alt und Jung, Mann und Weib durcheinander und verschwanden im Dunkel der Nacht. Nur Stefanus Moruti war so zerschlagen von den Lattenhieben, daß er nicht weiter konnte. Er blieb mit zwei Kindern in dem Hause des Missionars, um mit diesem zu fliehen.

Endlich um zehn Uhr war alles still. Alle gingen zu Bette und genossen einige Stunden Ruhe. Aber zu Mitternacht hieß es: Auf hinaus!

Unten an dem Fuß des Felshügels von Cha Ratau hielt der Bauer Kraienburg, der von Khalatlolu herübergekommen war, mit seinem Ochsenwagen. Die gepackten Kisten wurden den steilen Pfad mit unsäglicher Mühe herabgetragen. Ein Gewitterschauer folgte auf das andere. Die Brüder lagen auf ihren Knien und beteten, flehten, rangen: Herr laß ab mit Regnen, wir können ja sonst nicht fort! — Je mehr sie schrien, desto stärker strömte der Regen vom Himmel herab. Was sollten sie machen? Bleiben? Unmöglich, der nächste Morgen brachte sichere Todesgefahr für sie und die Gläubigen, denn der Fluchtplan war an Sekukuni verrathen. Sie fahren also fort mit Aufpacken. — Endlich um zwei Uhr erklärt der Bauer Kraienburg: Nun ist es völlig unmöglich, die Regengüsse haben tiefe Schluchten in das Land gerissen und den Steelport gefüllt, wir kommen weder über den Weg, noch durch den Fluß.

Der Morgen dämmerte! Die Brüder mußten bleiben! „Wir ergaben uns in Gottes Willen! schreibt Merensky aus jener Zeit, „aber es sollten schwere, schwere Stunden kommen!“

Und während die Gläubigen auf der Flucht und die Geschwister in Cha Ratau in höchster Noth und Angst sind, sitzt hoch oben auf seinem Felsneste Sekukuni triumphirend und siegesgewiß, trunken am Biertopf mit seinen Großen und Genossen: „Ha, nun hab' ich sie!“ schrie er einmal über das andere. „Ha, nun hab' ich sie!“ — und mit innerem Jubel sah er, wie ein Regenstrom nach dem andern sich ergoß. „Ha, nun hab' ich sie! Der Steelport ist voll, der Elefantenfluß ist voll, hinüber kommen sie nicht. Nun hab' ich sie!“ Er sah schon im Geiste, wie die Christen verschmachtet und in Verzweiflung zu ihm wieder kehren und den Glauben wegwerfen würden, während die Hartnäckigen unter ihnen dem Hunger und der Noth im Gebirge erlägen. Dann hatte er ja Ruhe. Dann war die letzte Spur des verhaßten Glaubens der Weißen ausgelöscht.

Der Thor! Er ahnte nicht, daß gerade dazu der Herr die Noth der Gläubigen auf die höchste Spitze kommen ließ, damit seine Hülfe hernach desto herrlicher sei, und daß gerade die Gewitterschauer, deren Sekukuni sich mit satanischer Lust freute, den Christen in den Felsklüften Wasser bringen mußten, daß sie nicht herabstiegen und den Laurern in die Hände fielen, und daß dieselbigen Gewitterregen die Gebirgspfade unwegsam machten, und auch die letzte Spur von den Fußstapfen der Flüchtlinge auslöschten, so daß keiner von ihnen durch Sekukuni's Krieger gefunden wurde.

Am Sonnabend (19. November) war die Morgensonne bereits über die Gipfel des Lolu hinübergestiegen, es mochte früh acht Uhr sein, als ein Commando Sekukuni's, etwa fünfzig Mann Bewaffneter, von Kabu's Kraal herankam, Merensky's Haus umstellte und vor demselben ein furchtbares Kriegsgeschrei erhob.

Merensky ging hinaus aus dem Hause, den Wüthenden entgegen: „Wo sind die Madiaken?“ schrien diese. „Wo ist Jacob Mantladi? Wo Stefanus Moruti? Wo Dinkoanyane? Wo Martinus? Sekukuni sucht seine Kinder. Du hast sie versteckt, gieb sie heraus!“ — „Eure Kinder sind ja keine Kinder mehr, antwortete Merensky, sie sind jetzt Wild des Feldes und laufen in den Bergen umher. Ihr habt sie fortgejagt. Geht und sucht sie!“ Tobend und schreiend entfernten sich die Heiden; oft waren sie dicht bei dem Versteck einiger, die in der Nähe geblieben waren, aber sie fanden sie nicht. Schnell wurden in ihrer Abwesenheit Stefan Moruti und die beiden Kinder unter dem Bett verborgen, in welchem Merensky's Frau schwer krank unter Schmerzen darniederlag. Es war der einzige Bergeort!

Nach Stunden kamen die Heiden wieder: „Hier sind Reste von Korn, hier sind Stücke von Kleidern. Sie sind hiergewesen! Hier sind unsere Beweise! Gieb sie heraus, oder wir tödten Dich!“ — „Gottes Wort spricht: Brich dem Hungrigen dein Brod, so habe ich ihnen Speise gegeben. Ja, sie sind

hiergewesen. Seht meine Kornkörbe, sie sind leer. Aber jetzt sind sie nicht hier!"

Die Heiden begannen die Häuser zu durchsuchen, kamen in Sachses Haus, es war leer; — in die angefangene Kirche, in das Küchengebäude, in die Packkammer — alles leer. Endlich wollten sie auch in Merensky's Wohnhaus eindringen. „Hier dürft Ihr nicht hinein! Hier liegt mein Weib schwer krank!" Die Heiden stutzten. Einer von ihnen aber ergriff die Klinke, riß die Thür auf, und stand plötzlich in seiner ganzen erschrecklichen Kriegergestalt vor der entsetzten Frau. Hätte er die Flüchtlinge unter dem Bette entdeckt, so hätte er sie sicher vor ihren Augen ermordet. Aber der Herr hielt seine Augen. Er kehrte zu seinen Gefährten zurück, mit der Nachricht, drinnen sei Niemand, als das kranke Weib! Da drängten die Krieger wieder auf Merensky ein. „Gieb die Flüchtigen heraus, oder wir tödten Dich!"

Unter diesem entsetzlichen Toben und Geschrei wurde dadrinnen Merensky sein erstes Töchterlein geboren!

Als das Toben der Heiden kein Ende nehmen wollte, fing Bruder Sachse ein Pferd ein, und forderte Merensky auf, er solle fliehen, so schnell als möglich, denn auf sein Leben sei es abgesehen. „Ich bleibe hier bei Deiner Frau! Uns thun sie nichts!" — Jetzt, in dieser Stunde und Zeit sollte Merensky sein Weib verlassen? Nimmermehr! „Nun denn, sprach Sachse, und holte Gewehr und Schießbedarf in das Haus, so bleiben wir denn zusammen! Wie Gott will! Sollen wir sterben, so will Er's haben! Aber wir wollen uns nicht, wie die Hunde todtstechen lassen, sondern kämpfen!" Dann aber ergriffen sie auch die besseren Waffen, und befahlen im Gebet ihr Leib und Leben dem treuen Gott.

Merensky's Frau aber hatte in all dieser Zeit nur die Eine Sorge, daß ihrem Manne ein Leides geschehen würde. das entsetzliche Rasen der Feinde ließ ja nichts anders erwarten, als daß er ermordet wurde, auch Stefan fürchtete dies. Da endlich mußte Merensky dem dringenden Flehen seines Weibes nachgeben, und das Pferd besteigen, um nach Khalatlolu zu fliehen.

Der Weg führte gerade über das Lolu-Gebirge, ein schmaler Fußpfad von Felsklippe zu Felsklippe, so daß man bei Tage nur mit Vorsicht ihn überschreiten kann. Nun war es Nacht. Merensky leitete sein Pferd hinter sich. Oben angekommen gewahrt er, daß der Sattel abgestreift ist. Sein Rock wird ihm Sattel, und so gehts nach Khalatlolu durch Fels und Dorn. Einem Hirtenknaben giebt er Auftrag, er solle den Sattel am andern Morgen suchen und in das Haus zurückbringen. In dem Sattel sieht das arme Weib den Beweis, daß ihr Mann auf dem Wege ermordet sei.

Inzwischen war ein Bote die Nacht hindurch gelaufen zu dem Hause des alten bewährten Freundes Hermanus Stein, er solle sofort kommen mit dem Wagen, Menschenleben stehe in Gefahr! Als der Bote dorthin kam — er hatte mit Lebensgefahr den Steelport durchschwommen — war Hermanus nicht daheim. Erst spät am Abend kommt er von der Büffeljagd zurück. Aber da fehlen die Ochsen; die ganze Nacht werden sie gesucht. Endlich sind sie da. So schnell sie laufen können, gehts zur Fuhrt des Steelport. Die Wasser desselben gehen hoch und brausen unheimlich. Aber es ist ja Menschenleben in Gefahr, Hermanus versucht es in Gottes Namen. Wenige Schritte, da hat das Wasser die Ochsen weggetrieben und den Wagen umgeworfen; mit Mühe zogen sie das Fuhrwerk ans Ufer zurück. Mehrere Säcke Mehl, die für Nachtigal bestimmt waren, wurden durchweicht. Das sahen am jenseitigen Ufer die hungernden Geflüchteten, und ist doch keine Möglichkeit, hinüber zu kommen und die Speise zu holen. In ihrer großen Angst schreien sie zum Herren um Hülfe — und endlich, endlich erscheint dieselbe. Wie durch ein Wunder fällt plötzlich das Wasser des Flusses. Hermanus versuchte es noch einmal — und der Herr läßt es gelingen. Er ist hinüber, und bringt zunächst den dem Hungertode ganz nahen Geflüchteten das genäßte Mehl.

Dann wird Botschaft an Merensky geschickt, Hermanus sei glücklich durch den Fluß, und auf dem Wege zu ihm. Dieser

eilt schnell, so schnell das Pferd laufen mag, zurück nach Cha Ratau. Dort liegt das arme Weib ohne alle weibliche Pflege, und statt ihrer Hunger und Durst und große leibliche und geistliche Anfechtung. Sie lag in furchtbarer Fiebergluth, und dabei waren die Füße bereits abgestorben. Sie erwartete jeden Augenblick, daß sie heimgerufen würde. Der Gedanke, ohne Abschied von ihrem Mann zu sterben, der Blick auf das geliebte Kind machte ihr die erwartete Todesstunde sehr schwer. Endlich gelingt es ihr, im Gebet sich zu sammeln und ruhig deß zu harren, was der Herr über sie beschlossen habe. Da kommt des Herren Hülfe, die Krankheit bricht sich plötzlich, und am Nachmittag trat Merensky ein. Was war das für ein Wiedersehen!

Aber was nun beginnen? Ausfliehen? Noch immer nicht konnte der Missionar sich dazu entschließen. Denn Ausfliehen unter solchen Umständen ist nach Bassuto-Gesetz so viel als Hochverrath, und jetzt fortgehen, hieß so viel als den Missionaren die Rückkehr in dies gesammte, so reich gesegnete Missionsgebiet für immer verschließen. Während er noch schwankte, kam Lea, eine Getaufte, eilenden Laufes, von Selai dem Untercapitän gesandt. Der ließ ihm sagen: Sekukuni weiß alles, sein Commando ist unterwegs, der Lehrer soll die Gläubigen zurückrufen, oder sie sollen ihn sofort ermorden! „Geh! rief ihm Lea zu, und wenn Deine Frau zu Fuß laufen muß, geh noch in dieser Nacht!"

Nun war denn keine Wahl mehr. Schnell wurden die Kisten auf den Wagen geladen, und Abends zwischen eilf und zwölf (Dienstag den 22. November) verließen die Missionare die liebgewordene Heimath. Hermanus mit Bruder Sachse trugen die Frau auf einem Stuhl den Berg hinab, während Merensky mit der Laterne leuchtete. Dann ging Sachse zurück und holte die kleine Pauline, die inzwischen allein das Haus gehütet hatte. Er fand sie wach, mit ihren Aeuglein fröhlich umherschauend. Er legte sie in eine wollene Decke und trug sie so den ganzen Weg. Bei Sepeke's Kraal wurde Merensky's Frau auf das Pferd gehoben, und also wurde der Weg glücklich

erreicht; fort ging es durch das zerklüftete wegelose Gebirge in die dunkle Nacht hinein. Aber der Herr hielt seine Hand über den Flüchtenden, daß ihnen kein Leid widerfahren konnte.

Als es tagte (Mitwoch den 23. November), waren schon zwei Wegstunden zurückgelegt. Aber nicht lange nachher kam auch schon eilige Botschaft von Dinkoanyane: „Wir sind noch nicht durch den Fluß! Kommt schnell und helft uns hindurch! Denn Sekukuni wird hören, wo wir sind. Er wird ein Commando schicken und uns tödten!“

So ging denn der Zug in größter Eile fort. Je näher dem Steelport, desto zahlreicher wurde die Reisegesellschaft. Von allen Seiten kamen die Flüchtlinge von den Bergen herab, diese armen zerschlagenen, halb verhungerten, abgezehrten Gestalten — und doch die Augen voll Freude, daß sie nun mit ihrem geliebten Lehrer bald dem Bereich ihrer Verfolger und Feinde entrückt sein würden.

Endlich war die Furth erreicht. Die Weiber und Kinder auf dem Wagen, die Männer mit Hülfe der Pferde kamen alle glücklich hinüber. Auf ein Haar wäre der Wagen, auf welchem Merensky mit Weib und Kind saß, mitten im Fluß umgeworfen. Aber der Herr verhütete es!

Ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust der Flüchtenden, als sie am jenseitigen Ufer waren! Es war dieselbe Furth, welche der Missionar vor vier Jahren in Begleitung desselben Hermanus Stein durchritten hatte, als er zum erstenmal in das Land der Bassuto trat. Damals voll lebendiger Erwartung und frischer fröhlicher Hoffnung; jetzt ein Verjagter, ein Flüchtling. Und dennoch rief er in jener Stunde mit Jacob aus: „Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem Knecht gethan hast. Denn ich hatte nichts, denn diesen Stab, da ich über diesen Jordan ging, und nun bin ich zween Heere geworden!“

Sein eines Heer, das war die Familie, sein liebes Weib nnd Kind, die ihm der Herr im Bapedilande geschenkt, und nun aus demselben heraus errettet hatte, sein zweites Heer war eine Gemeinde von neunundsechszig Seelen, die in Christi

Blut getauft, und nun durch die Bluttaufe gegangen und bewährt erfunden waren, und die nun aus Vaterland und Freundschaft zogen, um unter dem Schutz des Kreuzes und unter der Pflege des Wortes eine neue Heimath zu suchen. Keinen einzigen von allen hatten die so oft bereitgemachten Mordwaffen des Königs tödten dürfen, des Königs, der sonst nur eines Winks bedurfte, um Hunderte seiner Unterthanen aus bloßer Laune hinzumorden.

Kaum waren die Flüchtlinge hindurch, als die Gewässer des Steelport wieder anschwollen. Sekukuni hatte in denselben eine Mauer gesehen, die sie nicht überschreiten könnten, jetzt wurden sie, wie einst das rothe Meer, eine Mauer zwischen den Geretteten und ihren Verfolgern!

Freilich die Stunden der Angst und Noth waren noch lange nicht vorüber. Die Bassuto mußten manches liebe Kindlein abgeben, welches den unsäglichen Entbehrungen dieser Tage erlag; auch Barutla, Josef's Kindlein ging am nächsten Sonntag heim. Der Vater hatte es zur Feier der Ankunft der Lehrer in das Land Barutla genannt, d. h. „die Lehrer kommen", jetzt da die Lehrer gingen, ging auch das Kindlein heim. Auch Merensky's liebes Weib war an jenem Tage dem Tode sehr nahe. Ihr ganzer Körper brannte in heftiger Fiebergluth; das laue Flußwasser reichte nicht hin, den quälenden Durst zu stillen. Endlich, endlich wurde das ersehnte Bauernhaus erreicht. Es enthielt nur zwei Zimmer, das eine ist Flur- und Wohnstube, das andere eine Schlafkammer mit einem Fensterchen. Dort wurde die Kranke nach Kräften gepflegt. So viel die Miserndte des letzten Sommers übrig gelassen hatte, wurde redlich mitgetheilt.

Auch die Geflüchteten mußten die Folgen der letzten Miserndte schmerzlich fühlen. Anstatt um den geliebten Lehrer und um das Wort Gottes in eine christliche Gemeinde gesammelt zu werden, mußten sie sich bis zu vierzig Meilen weit durch das ganze Land der Bauern zerstreuen, um nur so viel zu verdienen, daß sie nicht verhungerten.

Merensky siedelte bald nach Lydenburg über, woselbst

doch wenigstens für seine Person, für Weib und Kind gesorgt war. Dann wurde auf einer Conferenz zu Gerlachshoop beschlossen, er solle sehen, einen Bauernplatz anzukaufen, auf welchem er den geflüchteten Christen ein Asyl bereiten könnte. Die Gelegenheit fand sich bald. An der Grenze des Buschfeldes, nahe am Hohenfelde fand er ein Bauerngrundstück, welches der Besitzer, weil darauf giftige Kräuter seien, um ein billiges verkaufte. Hierher zog Merensky im Februar 1865, und um ihn sammelten sich bald sämmtliche Ausgeflüchteten, und die welche denselben folgten, zu einer reichgesegneten christlichen Gemeinde. Er nannte den Ort Botschabelo, d. h. Asyl, Zufluchtsort! Ein schöner Name; Gott gebe nomen et omen.

Wie es damals um ihn und seine Gemeinde stand, bezeugen folgende Zeilen eines Briefes, den Merensky am 12. Januar 1865 an seinen Schwiegervater schrieb:

„Mein theurer Vater! Der Strich oben, anstatt des Namens Cha Ratau sagt viel! Vertrieben von Amt, Haus und Hof sind Deine Kinder. Wundern wir uns doch nur nicht darüber! Der Herr sagte ja: Gleich wie mich der Vater gesandt hat, sende ich euch! G l e i c h w i e m i c h, sagt der Herr, Er, der nicht hatte, da er sein Haupt hinlegt. Nun, wie Er uns führt, so wollen wir gehen ohne eignes Wählen. Er führt ja doch selig, — und was ich am meisten in jenen Verfolgungstagen fürchtete, daß der Leuchter meiner Gemeinde könne von seiner Stätte gestoßen werden — das hat der Herr aus Gnaden verhütet. Mit mir und hinter mir her sind nun geflohen fünfundachtzig Erwachsene mit etwa dreißig Kindlein. Die Frucht meiner Arbeit ist ja nicht verloren. Aus meinem Tagebuch hörst Du, wie schwer es mir, und besonders w i e schwer Euer liebes Kind es gehabt hat. Und dennoch, wenn ich nun mein liebes Weib gesund im kleinen Rohrhäuschen herumwirthschaften, und wenn ich auf dem Bette unser Kind liegen und lachen sehe — dann ist es mir, wie ein Traum, wenn ich an all die Sorgen und Befürchtungen denke, die wir hatten. Es ist aber so: Mit Mutterhänden leitet er die Seinen stetig hin und her. Gebt unserm Gott die Ehre!"

Eilftes Kapitel.

Neues Wachsthum des Missionswerks in Sekukuni's Lande.

Die Hütte Gottes in Cha Ratau stand nur wenige Tage leer. Bruder Sachse kehrte bald nach der Ausflüchtung der Gemeinde nach der Station zurück, und konnte manche im Lande zurückgebliebene Christenseele mit Trost und Rath aus Gottes Wort bedienen. Sekukuni duldete ihn gern, weil er hoffte, daß Sachse, der ein sehr geschickter Arbeiter in Eisenwerk ist, ihm seine Gewehrschlösser repariren werde. Aber schon im Januar verließ er die Station, um den Bruder Endemann, der zur Brautreise nach D'Urban ging, auf Patametsane zu vertreten. Da diese Vertretung bis zum October andauerte, mußte die Station so lange unbesetzt bleiben. Die zurückgebliebenen Gläubigen aus Taba Mossegu waren also ohne allen seelsorgerischen Rath. Die meisten hielten es in der Einsamkeit nicht aus, und flüchteten nach Botshabelo. Im October besetzte der aus Europa neuangekommene Bruder Koboldt noch einmal die Station, und hatte vielfach Gelegenheit, den noch immer vorhandenen Resten der Christengemeinde mit geistlicher Pflege zu dienen bis zum Januar 1866 hin, wo endlich Sekukuni mit Gewalt alle drei Stationen aufhob und die Missionare mit Androhung von Todesstrafe austrieb.

Reicher war die Frucht in Patametsane. Zwar wurden während der Sommerzeit nicht Viele der Gemeinde hinzugethan, aber nach Endemann's Rückkehr (October 1865) begann die Zahl der Catechumenen sich wieder zu mehren, so daß gegen Ende des Jahres die Gemeinde der Getauften bereits aus siebzehn Gliedern (worunter drei Kinder) bestand, während die Zahl der Catechumenen bis auf sechsunddreißig herangewachsen war. Da diese Station von der Hauptstadt am weitesten entfernt war, wurde sie am wenigsten von Sekukuni's Feindseligkeit berührt. Der alte Häuptling Masserumule ließ den

Missionar gewähren, und dessen Bruder Lechoelere war sogar sehr freundlich gegen ihn gesinnt, ja zwei Söhne des letztgenannten wurden getauft.

Eine liebliche Blüthezeit aber hatte die Gemeinde zu Khalatlolu, obgleich unter schwerem Druck. Sekukuni, der mit wachsender Unruhe wahrnehmen mußte, wie ganze Züge von seinen Unterthanen das Land verließen, um nach Botschabelo zu ziehen, freute sich darüber, daß Bruder Nachtigal mit allem Ernst die Leute vom Ausflüchten abmahnte. Dieser Bruder hoffte immer noch, daß die Mission im Bapedilande erhalten werden könnte, und für diesen Fall war es ja von größter Wichtigkeit, daß die wenigen Gläubigen, statt sich zu zerstreuen, in ihren Gemeindlein zusammengehalten wurden. Aus diesem Grunde gab der König den Christen von Khalatlolu ihre Aecker und Güter wieder zurück, nannte Nachtigal mit zärtlichem Namen seine „Frau," und sprach es geradezu aus, in Cha Seopeja (Khalatlolu) könnten die Lehrer getrost wohnen bleiben, denn der Ort sei ihnen von Sekwati angewiesen worden. Doch in dem Einen freilich blieb er unerbittlich, Gottesdienst durfte nicht gehalten werden, das Wort Gottes solle nicht ferner im Lande gepredigt werden.

Da blieb den Brüdern Nachtigal und Knothe denn vorerst nichts anderes übrig, als heimlich und verstohlen in der Nacht die Christen, die mit Lebensgefahr herankamen, zu unterweisen und mit Lebensbrod zu speisen. In der Nacht zum 2. Januar konnte achtzehn Personen das heilige Abendmahl gespendet werden. Die Feier dauerte bis Nachts drei Uhr. Vereinzelt kamen die Leute denn auch des Tages, so daß bisweilen vier Gottesdienste an einem Tage stattfanden, weil die Heiden solche Besprechung mit vier bis acht Leuten nicht für einen ordentlichen Gottesdienst hielten. Da plötzlich trat ein Ereigniß hinzu, welches der Sache eine andere Wendung gab.

Es war am 20. Januar gegen Mitternacht, als die Missionare durch heftiges Klopfen aus dem Schlaf geweckt wurden. Wie erschraken sie, als Tlakale, Sekukuni's große Frau, nebst Modikischeng und Mankone, zweien anderen gläubigen Frauen

des Königs bei ihnen eintraten und Schutz begehrten. Der König hatte Tlakale hart behandelt, ja mit dem Tode bedroht. Das erduldete sie gern um des Herrn willen. Als er aber nun wieder dazu schritt, sie zu der Sünde zwingen zu wollen, daß sie, obgleich Sekukuni's Frau, doch zugleich eines anderen Mannes Weib sein solle, widerstand sie mit aller Entschiedenheit, bis ihr keine andere Wahl mehr blieb als die Sünde oder die Flucht. Sie wählte das letztere; die beiden andern Frauen schlossen sich ihr an.

Nachtigal sah ein, wie diese Flucht des Königs kaum etwas gedämpften Zorn zu neuen Flammen aufregen mußte, und versuchte, die Frauen zur Rückkehr zu bewegen. Das lehnten diese aber mit aller Entschiedenheit ab.

Bald durchstreiften denn nun Schaaren von Bewaffneten das Land, um die Flüchtigen zu suchen. Sekukuni warf die Zauberwürfel; sie zeigten beständig auf Khalatlolu; und am dritten Tage kam denn auch das Commando des Königs tobend zu dem Missionar. „Wir kämpfen mit euch!" schrien sie und gebehrdeten sich wie wüthende Feinde. Inzwischen saßen die drei Flüchtlinge dicht bei dem Hause im Garten unter hohen Maisstauden versteckt. Die Krieger durchsuchten die ganze Gegend umher. An den Maisgarten dachten sie nicht; denn Gottes Engel hielt über denselben Wacht. Eines Morgens vor Sonnenaufgang aber erfaßt die Frauen in ihrem Versteck eine unerklärbare Angst. Sie kriechen heraus in einen nahegelegenen Berg, der bereits von den Feinden durchsucht worden war. Kaum ist der Morgen angebrochen, als die Feinde nun auch den Garten durchsuchen, der nun leer war. Also hat der Herr auch diese seine Kinder mit sichtbarer Hand beschirmt.

Nachdem die Krieger abgezogen waren, beschleunigte Nachtigal, um die Frauen ausflüchten zu helfen, die Reise nach Natal, von wo er seine Braut heimholen wollte. Am 27. Januar fuhr er hinüber nach Patametsane, von wo er Bruder Endemann abholte, und die drei Frauen erreichten unter des Herrn Schutz sicher und wohlbehalten ihr Botschabelo.

Eine Empörung des Unterhäuptlings Machal lenkte Se-

kukuni's Gedanken von den Flüchtigen ab. Er sandte gegen den Rebellen einen starken Heereszug. Schon hatten sie ihn umzingelt, und glaubten ihn sicher zu überwinden. Aber Gottes Hülfe war von dem feindlichen König gewichen; Machal brach mitten durch das Belagerungsheer hindurch, und entrann mit geringem Verlust.

Inzwischen setzte Bruder Knothe auf Khalatlolu die Arbeit unverdrossen und mit großer Treue fort. Es fehlte nicht an hungrigen Seelen, die bei Tag und Nacht Gottes Wort suchten. Nur war es sehr schwer, daß, weil Knothe und Sachse noch nicht ordinirt waren, beide Stationen Khalatlolu und Patametsane in dieser schweren Zeit der heiligen Sakramente entbehren mußten.

Die alte Bathseba, eine von den regelmäßigen Besucherinnen der Gottesdienste, rief in dieser Zeit der Entbehrung einst mit Thränen aus: „Wann wird der Herr uns erretten! Mein Herz ist krank. Schlafen kann ich des Nachts nicht, und wenn die Zeit des Gottesdienstes kommt, möchte ich immer weinen!“

Erbaulich war das Ende des frommen Abraham.

Als derselbe merkte, daß die Stunde seines Scheidens herannahe, sprach er zu Knothe: „Werde ich bald sterben an meiner Krankheit, oder werde ich genesen? Scheue Dich nicht, mir es gerade heraus zu sagen!“ Knothe sagte ihm offen, wie es stehe. Er erwiederte: „O, ich freue mich, daß ich heimgehen soll; ja ich will gern abscheiden!“ Nach etlichen Tagen sah ihn Knothe wieder, und eröffnete ihm, daß sein Ende nun wahrscheinlich sehr nahe bevorstehe. „O,“ erwiederte er, „ich warte auf den Herrn mit Sehnsucht und Verlangen!“ — „Aber Deine Sünden?“ — „Ja, ich bin ein großer Sünder (er bekannte seine Sünden einzeln) — aber ich verlasse mich auf die Gnade des Herrn!“ Als ihm der Missionar nun zur Linderung seiner heftigen Schmerzen Arznei reichen wollte, sah er ihn mit großen Augen verwundert an: „Muß denn ein Gläubiger, wenn er weiß, daß sein Herr ihn ruft, auch noch Medizin essen?“

Nachdem Knothe sich entfernt hatte, rief Abraham alle die Seinen zu sich, um Abschied zu nehmen, und die einzelnen zu vermahnen, und ihnen für erwiesene Liebe zu danken, und ihnen zu sagen, wie jetzt in der Stunde des Abschiedes der Herr ihm fühlbar nahe sei und ihn erquicke. Gegen Abend wurde Knothe noch einmal gerufen, um mit dem Sterbenden zu beten. Derselbe sprach: „Mein Leib ist elend und voller Schmerzen an allen Seiten, aber meine Seele ist vergnügt im Herrn!“ Noah, Abrahams Vater, erzählte ein Gesicht, welches er um die Mittagsstunde gehabt hatte. Er hatte unweit Abraham's Hauses zwei flimmernde, raschelnd sich hin und her bewegende Rauchsäulen gesehen, die endlich himmelan aufstiegen und verschwanden.

Die Christen sangen am Sterbebette auf Abrahams Wunsch: „O Lamm Gottes unschuldig!“ „Die Gnade unsers Herrn!“ „Ach, wie schön, ach wie schön ist der Engel Lobgetön!“

Noch zwei Tage zögerte der Herr mit seinem Stündlein. Am Dienstag fand sich ein Häuflein Gläubiger bei Knothe ein mit der schönen Bitte: „Mache uns lebend mit Gottes Wort!“ Nach Mitternacht klopfte Sarah, Abrahams Frau, an die Hausthür, Abraham liege im Sterben. Knothe machte sich auf, und fand in der Hütte eine ganze Anzahl von Gläubigen, alle auf den Angesichtern liegend, während Noah betete. Unter dem Gebet ist Abraham heimgegangen. Die Engel haben seine Seele getragen in Abrahams Schoß.

Sichtlich hatte der Herr sein Werk auch in der alten Hanna Mankubo. Dieselbe wurde schon im Mai 1862 erweckt. Eines Tages geht sie hinaus, um zu beten. Wie sie wieder in ihr Haus kriecht, ist es ihr, als ob ein Mann zu ihren Häupten stände, und sie zum Schlafen bringe. Da träumt sie, der Herr stehe bei ihr und sage zu ihr: „Mankubo, Du betest; aber Du thust es nicht mit ganzem Ernst. Fange an, mich mit ganzer Seele zu suchen!“ — Von der Stunde an hat sie den Herrn mit ganzer Seele gesucht bis zu diesem Tage. Sie ist ganz alt und gebrechlich, und gebraucht mehr als einen Tag, um über Klippen und Berglehnen herab bis zur Station zu kriechen. Trotzdem besuchte sie zweimal wöchentlich den Catechumenen-

unterricht, und brachte zu dem Behuf fünf Tage in der Woche auf dem Wege zu. Nachdem sie getauft war, konnte sie nicht so regelmäßig zum Gottesdienste kommen. Da erwählte sie sich im Walde einen Fleck, auf welchem sie alle Tage ihr Gebet that. Von diesem erzählte sie eines Tages dem Bruder Knothe Folgendes: „Ich habe Dir schon gesagt, mein Lehrer, daß ich des Abends in meinem Hause und des Mittags auf dem Felde mein Gebet verrichte, weil es eben nicht anders geht. Aber die liebste Betzeit ist mir die des Morgens. Da gehe ich in ein schönes, grünes Gebüsch, nicht weit von unserm Dorf. Da mitten unter den Bäumen war mein Gotteshaus schon so lange, als ich bete. Als ich vor etlichen Tagen wieder dort betete, da höre ich auf einmal ein Krachen und Lärmen hinter mir, daß ich ganz verstört war. Ein Mann hieb da mit seiner Axt immer einen Ast nach dem andern ab, und lichtete das Gebüsch. Beinahe wäre er bis an mich herangekommen. Ich war ganz unwillig darüber. Am nächsten Tage, richtig, da hatte er auch auf meiner Gebetstelle gewirthschaftet, und alles sah wild und öde aus. Ich wartete noch einen Tag, und glaubte, er würde nun endlich aufhören, zu fällen, aber nein! Es war, als wäre er vom Teufel geschickt, um Gottes Haus zu vernichten. Da dachte ich, hier kannst du nicht ungestört und auch nicht mehr andächtig beten; es sieht zu wild aus; und so suchte ich mir eine Strecke weiter einen neuen Fleck aus. Ich habe es Gott gesagt, daß ich nun immer auf dieser Stätte zu ihm beten würde, er möchte mich eben so erhören, wie an der alten. Seitdem bete ich da; aber es will mir gar nicht wohl werden; es ist mir zu ungewohnt. Wenn ich hingehe, will ich immer wieder den alten Weg einschlagen. Ich habe schon gedacht, wieder nach der alten Stelle umzuziehen; aber das ofte Wechseln gefällt mir nicht."

Als sie eine Zeitlang wegen Pflege ihres kranken Enkels nicht zur Kirche kommen konnte, verzählte sie sich in den Tagen und verlor also ihren Sonntag. Da macht sie sich aber sofort nach der Genesung des Kranken auf den Weg nach Khalatlolu, um sich „ihren Sonntag wieder zu holen!" Als ihr nun Knothe

etliche Geschichten aus dem Evangelio erzählt hatte, wiederholte sie dieselben wörtlich, um zu sehen, ob sie Alles richtig gefaßt habe. Dann sagte sie: „So, nun will ichs auch festhalten! Daß mirs nur nicht wieder entschlüpfte! Ich habe kein Herz (Gedächtniß). Ich will mir aber unterwegs die Worte aufreihen (wie ein Perlenschnur).“ So ging sie vergnügt wie ein Kind ihres Weges.

Nach einiger Zeit kam sie wieder, um sich Lebensbrod zu holen, Knothe freute sich über ihr klares Verständniß in geistlichen Dingen. Um zu sehen, wie tief dies ginge, legte er ihr die Frage vor, was das „Beten im Namen Jesu“ sei. Sie antwortete:

„Ich weiß nicht, Du Knecht Gottes, ob ich mich hierüber werde recht ausdrücken können. Aber ich will Dir sagen, wie ich es mir denke. Du mußt mich dann weiter belehren. Wenn ich ein Anliegen an einen großen König habe, so kann ich als eine fremde alte Frau doch gewiß nicht ohne weiteres zu ihm laufen; ich würde mich fürchten. Erst muß die Sache gehörig überlegt sein. Ich würde mir einen hohen Mann suchen, und den fragen, was er zu meiner Bitte sage, ob sie denn vor den König gebracht werden könnte. Am liebsten würde ich mich an des Königs Kind halten, das kennt der König. Würde das Kind des Königs sagen, ja, Deine Bitte läßt sich hören, so würde ich ihn bitten, mit mir auf das Kchorong zu gehen, und mein Mund zu sein. Willigt er ein, dann brauche ich mich nicht zu fürchten, sondern kann mit ihm getrost unter die Fürsten treten. Dann hocke ich mich hinter des Königs Sohn, und der spricht für mich — ich brauche gar nichts zu reden! — Sollte denn der König nicht Ja sagen? Gewiß! Es bittet ja nicht eine alte Frau, sondern ein hoher Mann, den der König liebt. Siehst Du, wenn ich im Namen des Sohnes Gottes bitte, dann kann ich eben so getrost bitten. Ich umfasse Gottes Kind, und bin Ein Ding mit ihm! So kann mich Gott nicht verachten!“*)

*) Ueber das liebliche Gespräch, welches der Herausgeber mit der alten Anna in Khalatlolu selbst 1867 hatte, vgl. Reisetagebuch p. 513.

An diesen wenigen Zügen möge es genug sein, um zu ersehen, wie das Wort Gottes sauerteigartig wirkte unter der Betgemeinde von Khalatlolu.

Knothe durfte im Sommer 1865 noch wiederholte Besuche bei dem Könige Sekukuni machen. Derselbe war stets sehr freundlich und gastlich, nur von der Erlaubniß zur öffentlichen Predigt durfte der Missionar kein Wort fallen lassen. Bei diesem Punkt wurde der König sofort zornig, aufgebracht und unartig. Doch ließ er die stille unscheinbare Wirksamkeit des Missionars gewähren, um so mehr als derselbe Einzelne bereits ausgeflüchtete Unterthanen des Königs nach Khalatlolu zurückrief, worüber Sekukuni überaus erfreut war, weil er daran die Hoffnung knüpfte, sie würden noch alle wiederkehren.

Also wuchs das Wort Gottes in aller Stille kräftig weiter, und Nachtigal konnte, nachdem er im October wiedergekehrt war, eine ganze Anzahl Catechumenen taufen, und andere in den Taufunterricht aufnehmen. Ja, man konnte schon wagen, öffentlich wieder zahlreich besuchte Gottesdienste zu halten, so daß es auf Khalatlolu fast so aussah, wie vor den Zeiten der Verfolgung — bis mit dem Jahreswechsel der entscheidende Schlag erfolgte.

Zwölftes Kapitel.

Die Aufhebung der Bapedistationen.

Der König Sekukuni hatte das ganze Jahr hindurch sich mit der Hoffnung getragen, daß die Ausgeflüchteten zurückkehren würden. Er hatte zu dem Ende etliche derselben, die kamen, um die Ihrigen zu besuchen, freundlich aufgenommen, und die Beziehungen zu den zurückgebliebenen Missionaren so freundlich als möglich erhalten. Als er aber sah, daß nicht nur die Geflüchteten nicht zurückkehrten, sondern das Ausflüchten seinen beständigen Fortgang nahm, während zu gleicher Zeit um die

Missionare sich eine immer größer werdende Zahl neuer Catechumenen sammelten, beschloß er nun, ohne alle Rücksicht das ganze Werk zu vernichten.

Schon im Dezember sandte er wiederholte Botschaft an die Missionare, sie sollten das Land verlassen.*) Als diese nicht Folge leisteten, erschien endlich am 4. Januar 1866 ein Commando von fünfzehn Bewaffneten auf Cha Ratau: „Sekukuni ist Gott, und ihr seid schwache Menschen. Du mußt jetzt fort.“ Sie ließen dem Bruder Koboldt auch nicht Zeit, noch einen Wagen zu holen. „Heute noch mußt Du fort, und wenn Du auch da am großen Berge liegen bleibst und stirbst, und wir in die Hölle kommen, das ist nichts weiter, wir wollen brennen; und wenn dann auch die Engländer, Bauern und Amaswazi über uns kommen, wir fürchten den Tod nicht! Heute ist Krieg. Sekukuni hat befohlen, heute mußt Du gehen, oder hier sterben.“

Koboldt mußte den Wanderstab ergreifen, obschon die Nacht hereinbrach. Abends neun Uhr traf er hinkend in Khalatlolu ein. Er hatte der Gewalt weichen müssen.

Da Nachtigal nun einsah, daß am folgenden Tage ihn ein Gleiches treffen würde, packte er die ganze Nacht seine Sachen, um am folgenden Morgen bereit zu sein.

Freitag (5. Januar) früh um halb vier Uhr wurde nach ganz kurzer Ruhe aufgestanden. Aber gleich nach fünf Uhr war auch schon Ngoanatsumane, jener grausame Bruder Sekukuni's mit fünfzehn stark bewaffneten auf dem Platz. Sie stellten ihre Gewehre, Spieße, Streitäxte und Keulen ans Haus und richteten zuerst ruhig ihre Botschaft aus: „Sekukuni schickt uns, Dir zu sagen, es seien jetzt zwei Könige im Lande, der eine sei er, der andere Du, nun sollst Du kommen und mit ihm kämpfen! — Der König will nun dem Unwesen ein Ende machen, er hat uns scharf befohlen, Dich, wenn Du im Geringsten Dich widersetzest, wie einen Hund niederzuschießen. Se-

*) Als man damals auf Khalatlolu berieth, ob man freiwillig fliehen sollte, sprach einer der Gläubigen zu Nachtigal: „Fliehe doch wenigstens nicht eher, als bis Sekukuni einige von uns wirklich todtgeschlagen hat.“

kukuni fürchtet sich nicht vor den Folgen; rufe nur die Engländer und Bauern, rufe nur die Swazi, Sekukuni will lieber durch offene Gewalt im Kriege fallen, als durch euch heimlich sein Reich zu Grunde gerichtet sehen. Als Herumstreicher seid ihr gekommen, wie glatt und lügnerisch waren zuerst eure Worte! Jetzt ist eure Dieberei offenbar. Nun rufe Deinen Gott an, daß er Dir helfe. Laß sehen, wo nun Dein Gott ist; Du bist nichts, Dein Gott ist nichts! Jetzt sprich Dein Wort. Aber sagst Du auch nur ein einziges grobes auffätziges Wort, so sollst Du sterben, wie ein Hund!“ Dabei begannen sie zu toben und zu brüllen. Nachtigal sah ein, daß hier Widerstand vergeblich sei, und schenkte den Kriegsleuten Perlen und eine Schlachtziege, worüber sie sich wie die Kinder freuten, und das Toben sofort einstellten. Damit gewann er einige Stunden Zeit zur Vorbereitung der Reise.

Aber während die Heiden brieten und aßen, kam schon um zehn Uhr Vormittags ein anderer Bote des Königs, Ngoanazumane solle sich auf keinerlei Verhandlungen einlassen, sondern dem Missionar nur die Wahl lassen zwischen Gehen und Sterben, noch heute müsse er mindestens über den Steelport.

Sofort begannen die Heiden wieder zu toben und zu rasen. Kaum gestatteten sie Zeit, einen Ochsentreiber zu suchen.

Als endlich alles zur Abreise fertig war, stellte sich ein großer Haufe von Heiden ein, die spotteten, schimpften, tobten, rasten, dieselben Leute, die vor wenigen Wochen die Lehrer um eines Fleischknochens willen als gnädige Herren begrüßt hatten. Sekukuni hatte befohlen, den Missionar auf alle Weise zu reizen und zu ärgern, und wenn er dann grob würde, ihn zu schlagen, und wenn er sich widersetzte, ihn zu tödten. Endlich um zwölf Uhr wurden die Hausthüren vernagelt, und das geliebte gesegnete Khalatlolu verlassen. Ein einziger Gläubiger Jacobus Khobise kam dem Wagen nach, um doch wenigstens zum Abschied zu grüßen. „Fahrt glücklich,“ rief er den Scheidenden zu; dann wandte er sich schnell und ging. Der Missionar sah ihm thränenden Auges nach. Der Gruß hätte dem Treuen das Leben kosten können.

Zu Endemann nach Patametsane kam die Botschaft Sekukuni's am 8. Januar. Dort wurde nicht so sehr gedrängt. Der Missionar konnte am 14. Januar noch einmal Gottesdienst halten; am 15. zog er ab. Lechoelere sandte ihm einen Sambok als Geschenk, mit dem Bemerken, er sei nicht Häuptling von Matlale, er wünsche ihm eine glückliche Reise.

Endemann ging zunächst nach Gerlachshoop. Die beiden Bekehrten, Simeon und David, die ihn begleiteten, hat der Herr gnädig bewahrt. Endemann rieth ihnen, sie sollten vorweg gehen, auch nicht auf dem Wege gehen, sondern durch das Gras, damit man ihre Fußspuren nicht sehe. So waren sie dem Wagen eine Strecke vorausgeeilt, als Lechoelere mit einem Commando kam, um sie einzufangen. Als Freund der Missionare zieht Lechoelere eine Strecke mit dem Wagen, bis man ihn darauf aufmerksam macht, hier sei bereits Mapoch's Land, und er möge sich vor einem Ueberfall der Matebelen wahren. Gleich darauf kehrte er um, und einige hundert Schritte später holte der Wagen die Flüchtigen ein.

In dem leeren Gerlachshoop sammelten sich allmählich an dreißig Flüchtlinge, denen Endemann Gottesdienst hielt, bis sie nach etlichen Monaten nach Botschabelo weiter zogen. Hieher folgte ihnen Endemann selbst im October des Jahres. Nachtigal wandte sich nach Lydenburg, wohin ihn ebenfalls eine Anzahl seiner Treuen begleitete.

So hatte also nach Gottes unerforschlichem Rath unsere Bapedimission ihr Ende erreicht. War sie todt? Nein, sie war ein Waizenkorn, in die Erde gesenkt, daß es ersterbe und auferstehe zu neuer Frucht. Denn durch Tod zum Leben, durch Unterliegen zum Siegen, durch Leiden zur Herrlichkeit, das ist die einige, unverrückliche Signatur des Reiches Gottes auf Erden!

Viertes Buch.

Botshabelo.

Jesaias 55, 10. 11.: Gleichwie der Regen und Schnee vom Himmel fällt, und nicht wieder dahin kommt, sondern feuchtet die Erde, und macht sie fruchtbar und wachsend, — Also soll das Wort, so aus Meinem Munde gehet, auch sein:

Es soll nicht wieder zu Mir leer kommen, sondern thun, das Mir gefällt, und soll ihm gelingen, dazu Ich es sende! spricht der Herr.

Erstes Kapitel.

Botshabelo.

Die neunundsechszig Getauften, die am 23. November 1864 mit Merensky über den Steelport ausflüchteten, hatten nichts geborgen als das nackte Leben. Und sie kamen in ein Land, welches selbst durch Miswachs in großer Noth war. So mußten sie sich denn weit hinaus zerstreuen bis über den Vaalfluß hin, und um das liebe Brot arbeiten. Für das Lebensbrod der Seele war so gut wie gar nicht gesorgt; und blieben sie in der Zerstreuung, so waren alle Opfer von Vaterland, Freundschaft, Weib und Kind, Haus und Hof vergeblich gebracht, alle unsäglichen Leiden und Entbehrungen vergeblich erduldet.

Die Brüder versammelten sich im Dezember 1864 zur Conferenz nach Gerlachshoop, um über diese Noth zu berathen. Merensky und Grützner, welche miteinander die ersten Entdeckungsreisen im Lande gemacht, und miteinander die erste Station gegründet hatten, wurden nun wiederum ausgesandt, um miteinander einen Ort zu suchen, auf welchem die Heimathlosen um Gottes Wort gesammelt und als christliche Gemeinde geborgen werden könnten.

Schon in der Mitte Januar 1865 fanden sie den vom Herren ihnen bestimmten Platz; am 21. Januar wurde er gekauft, und mit Hinblick auf die Gesammtlage unserer Mission Botschabelo genannt, d. h. Asyl, Zufluchtsort, welcher Name durch die That bewährt worden ist bis auf diesen Tag.

Der Platz liegt etwa zehn Meilen südlich von Gerlachshoop, zwanzig Meilen von der Hauptstadt Pretoria am Moch-

lotsiflusse, etwa anderthalb Stunden vor dessen Vereinigung mit dem Lepalule (Elefantenfluß). Gerade an der Grenze zwischen dem Buschfelde und dem Hoogevelde gelegen, entsprach er den Sitten der an Wild und Busch gewöhnten Bapedi und Bakopa, während seine Entfernung von Sekukuni's Lande (etwa zwanzig bis fünfundzwanzig deutsche Meilen) einen Ueberfall dieses feindlichen Königs um so schwieriger machte, als auf dem Wege dorthin verschiedene Bauernhöfe liegen. Eine Stunde zu Fuß in der Länge und fast eben so viel in der Breite messend, bot er mehreren Hunderten von Flüchtlingen Raum, obschon das Land nur zum Theil gut, zum Theil mit Kräutern bestanden ist, die für die Schafe Gift sind. Namentlich letzterem Umstande aber war es zuzuschreiben, daß der Platz für den ungemein billigen Preis von fünfhundert Thalern Preußisch erstanden werden konnte, so daß die Brüder um der vorhandenen Noth willen es getrost wagen durften, ihn anzukaufen. Drei Kraale von Matebelen und zwei von Bakopa, die insgesammt eine heidnische Bevölkerung von über tausend Seelen faßten, boten für fernere Missionsthätigkeit ein erwünschtes Feld, so daß die Erwerbung dieses Platzes nach allen Seiten hin als ein ausgesuchtes Gnadengeschenk des Herren angesehen werden konnte.

Am 2. Februar 1865 brach Merensky mit den wenigen Flüchtlingen, die bei ihm geblieben waren, von dem gastlichen Lydenburg auf nach dem Platze des alten kranken Willem Jacobs hin, dem Nachbar von Botschabelo. Ein Sohn des alten Freundes Hendrik Grobler reiste zu den Zerstreuten umher und brachte sie zu dem bestimmten Termin (7. Februar) nach Jacob's Platz, welcher zum Sammelort festgesetzt war. Was gab das für ein Wiedersehen zwischen Hirt und Heerde! Nun war alle dazwischenliegende Noth vergessen; auf die Geduld in Trübsal folgte die Fröhlichkeit in Hoffnung, in welcher die gesammte Gemeinde am 8. Februar aufbrach, um Abends sechs Uhr das erwünschte und ersehnte „Daheim" zu erreichen. Der Regen goß in Strömen, der Sturm heulte, aber was achteten die Geprüften noch solcher kleinen Leiden?

Um für Weib und Kind wenigstens ein vorläufiges Unter-

kommen zu finden, hatte Merensky durch einen Bauer ein kleines sogenanntes Hartebeest-Häuschen erbauen lassen, und freute sich, nun wenigstens ein trockenes Nachtquartier zu finden. Allein es hieß auch hier wieder: „Zion heb im Elend an!" Wie sie herankommen, hat Sturm und Regen das Häuslein zusammengebrochen. Die aufgeweichten Wege, welche die Fahrt verzögerten, waren in Gottes gnädiger Hand das Mittel gewesen, zu verhindern, daß nicht die Geschwister unter dem Dach begraben wurden, welches wenige Stunden vor ihrer Ankunft eingestürzt war. Wiederum mußten sie unter dem nassen Plan des Ochsenwagens ihr erstes Nachtquartier suchen.

Aber nun waren auch alle Hände rührig. Lange Holzstäbe wurden aus dem Busch herangetragen, im Kreise in die Erde gesteckt, oben spitz zusammengebunden, der untere Theil mit Lehm verpleistert, der obere mit Rohr gedeckt, ein kleines Fensterlein gab das Licht. Nach drei Tagen stand das kleine „Rondabel" fertig da, in welchem späterhin auch der Berichterstatter eine Woche lang sein gastlich Quartier fand.

Als Knabe war Merensky, ein lebhaftes Kind, zur Strafe einmal in die Ecke gestellt worden. Da hatte er für sich gesprochen: „Wenn ich erst groß werde, dann baue ich mir ein r u n d e s Haus; dann kann mich kein Mensch mehr in die Ecke stellen!" Jetzt hatte er sein rundes Haus; in der Ecke steht er auch nicht mehr.

Nachdem für den geliebten Lehrer gesorgt war, gingen die Schwarzen mit frischer Lust an den Aufbau der eigenen Hütten, und nicht lange dauerte es, da stand dem am Abhange eines Hügels erbauten Rondabel ein Bassutodörflein gegenüber, zwei große Kraale, jedes einen großen Kchorong einschließend. Den einen bewohnen die Bapedi unter Johannes Dinkoanyane, den anderen die Bakopa unter Ramopudu, welche (pag. 103) von dem abermals verlassenen Gerlachshoop übersiedelten. Am nächsten Sonntag rief zum erstenmal der bis dahin ungehörte Klang einer Glocke (von den Missionsfreunden der Grafschaft Ruppin geschenkt) die staunend überraschte und erfreute Christengemeinde zum Gottesdienst zusammen.

Freilich gab es in der ersten Zeit nicht eben goldene Tage auf Botshabelo, was das Aeußerliche betrifft. Die Felder standen leer, kein Korn zur Speise, keins zur Aussaat, kein Vieh, kein Geld, um etwas zu beschaffen, und zum mindesten mehrere Monate bis zur nächsten Erndte. Dazu wöchentlich neue Zuzüge von Christen und Heiden aus Sekukuni's Lande, die ebenfalls nichts mitbrachten, als einen hungrigen Magen und das nackte Leben, und mit denen doch die vorhandene Speise getheilt werden mußte. Da wurde der Hungerriemen oft fest angezogen, und die Meisten mußten, nachdem sie so eben eine Heimath gefunden hatten, wieder hinaus unter die Bauern, um gegen sehr geringen Lohn wenigstens das tägliche Brod zu erwerben. Aber der Herr half wunderbar durch diese Zeiten des Hungers hindurch.

„In den Tagen," berichtet Merensky, „wo das liebe Brod am knappsten war, lasen des Morgens einige Weiber Korn auf, davon erzählte Josef der Blinde, folgendes: Jenes Korn kannten wir nicht. Als wir des Morgens aufstanden, sahen die Weiber draußen Korn, welches wie hingeschüttet war. Sie meinten, es sei von Dieben verschüttet: sie fürchteten das Korn. Wir aber sagten: Nehmet es auf! Kocht es! Vielleicht ist es Speise, welche der Herr uns giebt! Es kochten nun Magatete und Mukhofu. Wir aber sagten: Hier sind keine Diebe; wir denken, es ist Speise, welche der Herr uns giebt. Wir aßen es und freuten uns darüber!"

Nie ist es bekannt geworden, wie das Korn dorthingekommen ist. Wohl aber halfen mitleidige Missionsfreunde in Deutschland durch Sammlungen, welche auch nach Jahr und Tag noch zur rechten Zeit kamen, um drückenden Hunger abzuwehren.

Größer war die Gefahr, welche der jungen Christengemeinde von den beiden feindlichen Häuptlingen Mapoch und Sekukuni drohte.

Mapoch hatte auf seinem Felsennest eine schwere Belagerung von Seiten der Bauern ausgehalten. Als seine Leute bereits ausgehungert waren, daß sie wie die Gerippe umher-

gingen, verlangten die Bauern des Belagerungscommando's nach Haus und Hof, Weib und Kind zurück, und zogen ab. Ein zweites Commando wurde berufen, aber während die Lydenburger Bauern in Hoffnung auf dasselbe die Feindseligkeiten eröffneten, kam Nachricht aus der Hauptstadt, das Commando könne nicht kommen. Den Lydenburgern, die allein zu schwach waren, blieb nichts anderes übrig, als in ein Lager zu ziehen, und dann mit dem Räuber Frieden zu schließen, unter der Bedingung, daß sie ihm eine jährliche Abgabe an Vieh bezahlten und ihn also faktisch als den Herren des Landes anerkannten. Darüber ist ihm der Kamm dermaßen geschwollen, daß er (und nach seinem Tode sein Sohn) überall mit Trotz und Gewaltthätigkeiten den Bauern gegenübersteht bis auf diesen Tag.

In besonderem Sinne gedachte aber der Räuber auch Herr zu sein über die Bakopa, deren König Maleo ja in der That ihm als Vasall untergeben gewesen war. Wie er auf Grund dieser Oberherrschaft die Bakopa in Gerlachshoop gedrängt, ausgeplündert und endlich von dem dortigen Wohnort zu fliehen genöthigt hat, das haben wir oben (pag. 102) berichtet.

Als nun die Bakopa von Botshabelo aus nach ihren alten Aeckern gingen, um das gesäete Korn einzuerndten, schickte Mapoch ihnen Botschaft: „Du, Rumopudu! Was erndtest Du denn? Wenn Du Bauern miethest, um doch das Korn mit dem Wagen wegzuholen, dann bringst Du den Tod hin! Meine Kinder sind Gnu, Zebra und wilde Böcke, die sollen es essen.“ Er verlangte geradezu Zahlung eines Tributs von den Bakopa auf Botshabelo, der ihm natürlich von Merensky, welchem dieses zwitterhafte Verhältniß unerträglich war, geweigert wurde.

Von da ab betrachtet sich Mapoch als Feind der Station. Er machte einen Plan zum Ueberfall derselben, der jedoch durch die Wachsamkeit der Leute vereitelt wurde. Im März 1866 während des Gottesdienstes stahlen seine Leute die sämmtlichen Schafe der Station, die ihnen jedoch wieder abgejagt wurden. Ja im August 1866 wurden drei Bewohner von Botshabelo,

ein Mann, ein Weib und ein Kind auf dem Wege nach Gerlachshoop von den Mapoch'schen meuchlings überfallen und ermordet.

Dieserhalb hat Merensky den Leuten des Mapoch strenge verboten, sich auf dem Eigenthum der Station sehen zu lassen, und es wagt dies auch so leicht Keiner, aus Furcht getödtet zu werden. Aber der Kriegszustand dauert fort. Die Gefahr ist um so größer, als ein Unterhäuptling von Mapoch, Mukibe, kaum zwei Meilen von Botshabelo am Lepalule wohnt. Derselbe hat sich zwar von Mapoch losgesagt, obschon dessen Tochter sein Weib ist, und hat mit unseren Leuten Freundschaft geschlossen. Aber wer kann dem Frieden trauen?

Von der andern Seite hat Sekukuni nicht aufgehört zu drohen. Die ganzen ersten Jahre hindurch brach ja das Pilgern der Bapedi von Botshabelo nach Sekukuni's Lande nicht ab. Sie schlichen sich bei Nacht hinein, um ihre Weiber und Kinder auszuflüchten, und erweckten dadurch immer von Neuem den Zorn und Rachegedanken des Königs. Derselbe sandte heimlich Spione aus, welche Botshabelo umkreisten. Als er vernahm, daß seine drei Weiber dort Aufnahme gefunden hatten, sandte er Mörder, sie zu tödten. Dann versuchte er zweimal 1865 und 1866, Commando's auszurüsten, die die Station überfallen, alles niedermetzeln und den Ort dem Erdboden gleich machen sollten. Das erste Commando wurde verrathen, zum zweiten weigerten die Unterhäuptlinge den Gehorsam, weil sie sich fürchteten, gegen den Christengott zu streiten. An Dinkoanyane sandte er einen Mann mit der Botschaft: „Geh zu Dinkoanyane und grüße ihn! Sage ihm auch, wenn er vier Jahre am Mochlotsi säße, dann würde im fünften dennoch eine Wolke auf ihn fallen. Vielleicht aber sterbe ich vor dieser Zeit. Da ist jedoch ein kleines Gewächs hier (sein Sohn Moroamotsche). Das wird ihn stechen!"

Merensky wußte sehr wohl, daß ohne Gottes Willen ihm und seiner Gemeide kein Haupthaar gekrümmt werden konnte; aber gegenüber einem zweimal versuchten Ueberfall der Station durfte auch die menschliche Vorsicht nicht außer Acht gelassen

werden. Er ließ also auf dem Felshügel oberhalb der Station eine Schanze errichten, d. h. einen mit einer zehn Fuß hohen mit Schießscharten versehenen Mauer umfriedigten Platz, um welchen her eine Schaar von fünfundzwanzig der geübtesten Schützen ihren Kraal erbauten. Gewehre hatten sich die Bewohner theils selbst verschafft, theils von der Regierung geliefert bekommen.

Der Anführer dieser Schanzwache, Jacob Makuétle ist ein merkwürdiger Mann; klein, muskulös, von energischem Gesichtsausdruck, klugen unternehmenden Augen. Er war seiner Zeit Sekukuni's berühmtester Büffeljäger, der Hunderte von diesem Wild erlegt hat. Eines Tages begegnet er allein einem Trupp von fünf Elefanten; zu Mittag hatte er sie alle fünf erlegt. Damals war er noch Heide.

Als er nun einmal wieder auf die Büffeljagd geht, schießt er ein Thier an, ohne es zu tödten. Dasselbe wendet sich wüthend auf seinen Angreifer, faßt ihn mit den Hörnern und schleudert ihn hoch in die Luft. Zu dem daliegenden kehrt es dreimal zurück, um zu sehen, ob er wirklich todt sei. Jacob aber, obschon schwer verwundet, schleppt sich dennoch zu seinem Kraal zurück, woselbst Jacob Mantladi, der ernste Ascet, ihm mit der Frage entgegentritt: „Wenn Du nun jetzt todt wärest, wo wärest Du denn? Im Himmel oder in der Hölle?“ — Diese Frage trifft ihn ins innerste Herz; er geht zu den Lehrern, wird unterwiesen und getauft.

Von da an hat er die Gunst des Königs verscherzt. Der läßt ihn rufen: „Ich hatte gedacht, wenn die Swazi kämen, wollte ich mich mit meinen Weibern und Schätzen in die Höhle flüchten, die oben in meinem Felsberge ist. Dann solltest Du an dem einen und Dein Bruder (ebenfalls ein geübter Schütz) am anderen Eingang stehen, und Ihr solltet die Feinde alle niederschießen. Nun aber hast Du mich verworfen, und bist das Kind der Lehrer geworden!“ — „Nein, mein König, ich bin noch Dein Kind. Darum bete ich auch für Dich, daß Du auch gläubig werdest!“ — Hier wurde der König zornig. „Marsch! marsch!“ schrie er ihn an, und jagte ihn von seinem Kraal.

Er kam nach Khalatlolu und vermiethete sich bei Nachtigal als Ochsentreiber zu seiner Brautfahrt nach Natal, auf welcher er die drei geflüchteten Königsfrauen (pag. 195) ausflüchten half. Sekukuni aber erfuhr, daß Jacob's Mutter es gewesen war, die Tlakale im Gefängniß Speise gereicht und dann den Weibern bei der Flucht geholfen habe: „Hat sie mich das Trauerband tragen lassen, sprach er, so soll sie es nun wieder tragen," und befahl, dem zurückkehrenden Wagen aufzulauern und Jacob zu tödten.

Als nun der Wagen erwartet wurde, bemerkte Lucas in Khalatlolu, daß alle Wege und Pfade mit kleineren Haufen von Bewaffneten belegt wurden; er schlich also durch Regenschloten hinaus, erreichte den Wagen, und warnte den gefährdeten Freund, der sofort in die Gebirge hinein entsprang und also dem Tode entging. — Wie derselbe im Jahr 1867 den Schreiber dieses Buchs durch das Löwenfeld begleitet, mit Wildfleisch und Honig versorgt, und dabei den Heiden gepredigt hat, darüber siehe Reisetagebuch pag. 409, 413, 414 ff., 420 ff., 423 ff.).

Das war Jacob Makuétle, eine überaus anziehende Gestalt. Ueberhaupt sind in der Gemeinde Botshabelo eine ganze Anzahl von wirklich hervorragenden Persönlichkeiten: Josef der Blinde, der beständig in der heiligen Schrift liest (durch die Augen seines neunjährigen Töchterleins), und sich die Stellen und Kapitel, die ihn besonders ansprechen, aufschreibt (im Herzen, so daß er sie wörtlich wiedergeben kann); Jacob Mantladi, ein ernster Ascet, der nur geringer Anregung bedürfte, um ein „Heiliger" zu werden mit Fasten und Kasteien, wie ihn die römische Kirche nicht vollendeter aufweisen dürfte; Martinus Sewuschan, der umsichtige, verständige, tapfere, fromme Held — er hat nach dem Tode seiner ersten Frau gegenwärtig Tlakale zum Weibe; Willem Tsie, der blutig geschlagene Zeuge; Stefan Moruti, der zweimal bis auf den Tod gegeißelte; Andries Sekato, der Erstling unter den Bakopa und manche andere Gestalt werden dem Berichterstatter zeitlebens unvergeßlich bleiben.

Mitten unter Angst und Noth entwickelte sich die Gemeinde

von Botshabelo innerlich und äußerlich in einer Weise, die Gottes ganz besonderen Segen bekundet. — Es gab ja auch hier manchen Kampf gegen das alte heidnische Wesen, welches die Flüchtlinge, namentlich die Ungetauften, doch nicht ohne Weiteres weggeworfen hatten. Sefako, Maleo's Sohn, nahm aller Warnung zum Trotz, fünf Weiber, andere zeigten sich bei den Arbeiten träge und unfreundlich, es kamen auch andere Uebertretungen vor. Aber dem wurde der ganze Ernst christlicher Zucht entgegengesetzt. Sefako wurde von der Gemeinde ausgeschlossen, bis er seine Sünde einsah, reumüthig bekannte, seine vier Weiber entließ und wieder aufgenommen wurde. Die Diaconen Jacob Mantladi, Martinus und Josef wachten mit solchem Ernst über Zucht und Ordnung, daß in der ganzen Zeit des Bestehens von Botshabelo unter der Christengemeinde nur zwei Fälle von Ehebruch vorkamen, bei deren einem jedoch der Uebertreter sofort weinend selbst kam, um seine Sünde zu bekennen und Vergebung nachzusuchen. Jacob Mantladi kam in der Zeit der Hungersnoth einst bitter weinend zu Merensky, um sich der schweren Sünde anzuklagen, daß, als er nun einmal wieder Speise bekommen, er sich damit überladen und Gott durch solche Unmäßigkeit erzürnt habe. Ein anderer, der von einem Heiden gestohlenes Gut dadurch sich wieder verschaffte, daß er ihn mit Feuerkohlen ängstigte, die er — den Schein der Zauberei erweckend — um seine Hütte streute, konnte am folgenden Tage kaum getröstet werden. Er ging heulend und schreiend im Ort umher, daß er Gott den Herrn durch diese Zaubereisünde verleugnet habe. Unzucht — diese den Heiden so von Kindesbeinen anhaftende Sünde, — Bettelei, Diebstahl sind in der Gemeinde kaum erhört. Dagegen versammeln sich die ernsteren Christen drei bis vier mal wöchentlich freiwillig zu gemeinsamem Gebete, und in den Gottesdiensten fehlt von Christen und Heiden niemand, dem nicht Krankheit oder Alter oder unabweisbare Hindernisse das Kommen unmöglich machen. Den Schulzwang üben die Kinder allein aus, und zwar über den Lehrer, den sie, wenn einmal Ferien sind, mit Bitten überlaufen, daß er doch wieder die Schule halten möchte.

Mit großer Dankbarkeit sieht auch der Schreiber dieser Blätter auf die Wochen und Monate zurück, die er in dem gesegneten Botschabelo verleben durfte. Lieblich war die Bewillkommnung des „großen Lehrers," welcher als Merensky's, ihres Vaters, Vater, von den Großen jenseits des Meeres gesandt, zu ihnen kam, um seine Kinder zu besuchen. Lieblich waren die Besuche der Einzelnen, namentlich des blinden Josef, der — das Haupt voller Narben aus der Verfolgungszeit — wohl drei oder vier mal am Tage kam, um über irgend eine neue Bibelstelle Auskunft zu holen. Ein Kreis von Männern war versammelt, wenn die gemeinsamen Angelegenheiten zu Schutz und Trutz, zu Lehr und Wehr gepflogen wurden, oder wenn es galt, wichtige Disciplinarfälle mit Ruhe und christlichem Ernst zu prüfen und zu entscheiden. Erfreulich war die Arbeitsamkeit der Leute, und ihre Enthaltsamkeit, daß sie selbst in Hungerszeiten lieber eine Zeit länger darbten, als die noch nicht ganz gereiften, und darum weniger Nahrungsstoff darbietenden Miliskköpfe aßen. Ergreifend war es, als der Herausgeber unter einundzwanzig Erwachsenen, die nach empfangenem Unterricht von ihm getauft wurden, auch eine christliche Mutter ihr Kind zum Altar bringen sah, das mit dem Vater zugleich die Taufe empfangen sollte, oder als ein altes Mütterchen, das nicht mehr aufrecht stehen konnte, auf allen Vieren zur Taufe herankroch. Schön war es, als etwa dreißig Ehepaare, die des christlichen Ehesegens noch entbehrten, nun, nachdem schließlich beide Theile getauft waren, gemeinsam vor dem Altar erschienen, um auch noch diesen Segen zu empfangen, und am Nachmittag die ganze Gemeinde zu einer allgemeinen Hochzeitfeier mit Gesang und Gebet in den Kraalen versammelten. Erhebend war der Anblick, wenn am Sonntag auf den Schall der Glocke die ganze, damals bereits auf sechshundertfünfzig Seelen angewachsene Bevölkerung in hellen Haufen zum Gottesdienst eilte, und als dessen Raum sich zu klein erwies, nach einer Berathung von kaum zwanzig Minuten den Bau einer größeren geräumigeren Kirche beschloß, mit deren Herstellung sofort in der folgenden Woche der Anfang gemacht

wurde. Ganz lieblich war es, daß etwa sieben Schulkinder, die sich einem Ausflug des Directors ungerufen angeschlossen hatten, den ganzen Tag über, während er zeichnete, die Zeit mit Vorlesen, Singen, Erzählen von biblischen Geschichten und dergleichen verbrachten. Unvergessen werden die Tage sein, an denen die theuren Blutzeugen im Hause Merensky's versammelt, alle diejenigen Einzelzüge erzählten, aus deren Zusammenstellung die Verfolgungsgeschichte in Buch III. entstanden ist. Das alles im Einzelnen zu berichten, unterlassen wir hier, weil es im Reisetagebuch p. 385 ff. 381 ff. 528 ff. ausführlich beschrieben ist.

Seit jener Zeit ist es zwischen den Bewohnern von Botshabelo und einem Heereszuge von Sekukuni bereits zu einem wirklichen Kampfe gekommen.

Wir haben oben (p. 135) berichtet, daß Mampuru, der große Bruder Sekukuni's nach Magakal zu einem mächtigen Unterhäuptling ausgeflüchtet war, um dort einer Gelegenheit zu warten. Da sich dieser Mampuru zu den Missionaren allzeit sehr freundlich und auch für das Wort Gottes empfänglich gezeigt hatte, beschlossen die Brüder Beyer und Kühl, in Ermangelung einer anderen Missionsthätigkeit, im Januar 1867, den Versuch zu machen, ob sie nicht dort ein Arbeitsfeld finden könnten. Sie wurden mit offenen Armen aufgenommen; Mampuru konnte sich der Thränen nicht erwehren über diesen Beweis der Liebe seitens der Brüder. Obgleich nun zwar deren Zweck nicht erreicht wurde, schickte Mampuru im Sommer desselben Jahres eine Gesandtschaft an Dinkoanyane mit der Anfrage, ob er nicht mit seinem ganzen Anhang in Botshabelo Wohnung und Aufnahme finden könne. Dinkoanyane war sofort bereit, er war sogar entschlossen, auf seine Häuptlingsrechte über die auf der Station wohnenden Bapedi zu Gunsten des der Geburt noch vornehmeren Halb-Bruders zu verzichten, wenn dieser wirklich als Christ dort wohnen würde.

Während nun Merensky mit dem Herausgeber im Juli 1867 nach Natal weiter gereist war, kam neue Botschaft, Mampuru sei mit dreißig Mann zum Ausflüchten bereit, Sekukuni aber drohe, ihm den Weg zu verlegen, die von Bot-

shabelo möchten daher kommen, um ihn zu schützen. Sofort sandte Dinkoanyane ein Commando von sechszig Mann unter Führung von David Impjane den Kommenden entgegen. Aber obschon die Leute nur des Nachts marschirten, war der ganze Anschlag verrathen worden, und Sekukuni hatte die Fuhrt des Lepelle, an welcher beide Haufen sich treffen sollten, mit einer Uebermacht von fünfhundert auserlesenen Kriegern belegt.

Kaum waren die Unsrigen über die Fuhrt, als sie sich von allen Seiten umzingelt sahen. Ein lebhaftes Feuer wurde eröffnet, aber die Botshabeloschen formirten eine Schützenkette und trieben dann in allgemeinem Sturmangriff die Feinde in die Flucht, erreichten Mampuru und seinen Haufen und brachten ihn glücklich durch. Die Krieger von Sekukuni haben hernach erzählt, ihre Gewehre hätten versagt, wenn sie auf die Gläubigen hätten schießen wollen.

Mampuru aber erwies sich in Botshabelo als unaufrichtig. Er hatte gehofft, die ganze Gemeinde für sich zu gewinnen und mit sich fortzuführen. Sobald er nun sah, daß hiezu auch nicht ein Einziger sich verführen ließ, und als er bald darauf auch bei Zaubereiwerken ertappt wurde, verließ er bei Nacht und Nebel mit dem größeren Theil seiner Leute die Station. Ein geringerer Theil blieb auf Botshabelo zurück. Mampuru aber wandte sich zu Mapoch's Sohn, und ist nun eifrig bemüht, diesen zu einem Ueberfall der Station zu bewegen, damit die Männer getödtet, die Weiber und Kinder und das Vieh geraubt werden. Die Christengemeinde wurde abermals genöthigt, die Schanzen zu verstärken, und neue zu bauen, wodurch hoffentlich die Feinde, die hievon genau unterrichtet sind und vor Schanzen eine sehr große Furcht haben, abgeschreckt sein werden.

Gott der Herr aber wird seine Gemeinde in Gnaden bewahren, und seinen Engeln Befehl thun, daß sie das kleine Häuflein schützen, auf daß die Christen sich ferner in Frieden erbauen können.

Die Gemeinde war am 1. Juli 1868 bereits zu achthun=

dert Seelen herangewachsen, von denen nur noch fünfundzwanzig Heiden, die übrigen Getaufte und Catechumenen sind.

So ist hier der Anfang gemacht zu einer wirklichen christlichen Bassutogemeinde, die in vier Abtheilungen vertheilt unter ihren Häuptlingen nach Sitte und Gesetz ihrer Väter lebt; nur daß alles, was an Heidenthum und Aberglauben erinnert, sorgsam abgeschafft ist.

Merensky schreibt in einem Briefe von Juli 1868:

„Ich freue mich doch immer wieder über mein Volk. Manch Einzelner plagt mich einmal; aber so wie es etwas giebt, wo es darauf ankommt, gleich sind sie da in alter Liebe und Treue. Die alte natürliche Ordnung des Volkes besteht. Wo die gefallen ist, wie in den alten Stationen, da soll es wohl schwer sein, Ordnung zu halten. Häuptlinge und Räthe, Familienhäupter und Häupter über die Sippen, das ist etwas Anderes als ein Polizei-Schulze mit seinen Constablern. Die alten Bassuto-Reiche fallen; sollte sich hier noch mehr Volk häufen, so laß es; — so wird es hier eben ein christliches Volk geben, wie wir es jetzt schon sind. Denn wir sind hier keine bloße Sammlung von Leuten. Ueberhaupt mache ich Nichts. Ich sammle nicht, ich rufe nicht; es macht sich unter Gottes Segen Alles von selbst. Was aber so „von selbst“ wächst, ist naturwüchsig und darum gesund.“

Der im Sommer beschlossene Kirchbau ist bereits vollendet. Schön und solide ausgeführt, von innen durch die künstlerische Hand des Bruders Procesky schön geschmückt, steht das Kirchlein da, von siebzig Fuß Länge und zwanzig Fuß Breite. Die Missionsgesellschaft hat dazu nur etwa fünfhundert Thaler beigetragen. Alles Uebrige hat die Gemeinde besorgt, während manche nicht so große Kirche in der Nachbarschaft an fünftausend Thaler gekostet hat. Und in denselben werden liebliche Gottesdienste gefeiert, und wirklich hungernde Seelen mit dem Lebensbrod gespeist.

Die Gemeinde ist auch ihrer Pflicht eingedenk gewesen, zu der Erhaltung der Station selbst beizutragen. Sie hat im Jahre 1868 zum ersten Mal freiwillig den Zehnten gege-

ben von dem gesammten Felderträg, im Werth von etwa dreihundert Thaler. Der Brief, den sie dieserhalb an „die Väter in Berlin" geschrieben hat, möge hier zum Schlusse folgen.

Botshabelo, den 1. August 1868.

Herren und Väter in Jesu Christo! *)

Wir grüßen die großen Lehrer, welche unsere Väter im Glauben sind, die uns das Wort Gottes gesandt haben, welches ein Schatz ist, der alle Schätze übertrifft. Wir lassen Euch wissen, daß unsere Freude groß ist, denn Ihr habt unsere Armuth angesehen und habt uns Land gekauft, wo wir wohnen, um Gott zu ehren. Auch lassen wir Euch wissen, wie wir Korn gegeben haben und wie wir gehört haben, daß Gott fröhliche Geber lieb hat. Wir haben 115 Mütt (230 Scheffel) Korn gegeben; aber 30 Mütt (60 Scheffel) haben wir an die Bauern

---

*) Botshabelo, 1. Augustus 1868.

Marena le botataoeshu ka Jesu Kreste.

Rea dumelisha baruti babagulu e lego bona boraeshu ka baka la tumelo me ba re rometshego lentsho la Modimo e lego lona lehumo lelefetishago mahumo. Me rea le tsebesha thabo ea rena ki e kholu ehobane le bone bodidi beja rena la re rekela naga ea go dula go tumisha Modimo. Gape rea le tsebesha ka mo re ntshitsego mabele ka ntse le ka mo re kuilego gobane Modimo oa rata ba ba fago ba thabile G'omme re ntsitse mabele a mebete a lekholu le te le lesome le te le metso e fetshacho seatla. Gomme mebete a masome a mararo re khetshe Makhoa. Ki chona re neetshe lena botataoeshu mebete ea masome a peta meno mebedi le metsho e fetshacho seatla. Gomme ono re neetshe moruti oa rena e a re tsebesitshecho Jesu Kreste, a a laka; Rea dumelisha lena kamoka le bana beshu kamoka ba re tsoetshego ka Ebangedi ea Jesu Kreste e a re pholoshitshego sefapanong ka madi agagoe, gomme re re, le re rapeleleng go Modimo.

Ki rena magoshi a Botshabelo

Yohannes (Dinkoanyane, Bruder des König Sekukuni).
Yosua (Ramopudu, Sohn von Maleo).
Sefako (Sohn von Maleo).
Yoannes Maeli (Milis, einer aus den Bakopa von Gerlachshoop).
Martinose Sebushane (Martinus Sewuschan, der tapfere Vorsteher der Gemeinde auf Sekukuni's Hauptstadt).
Andries Sekoto (der Erstling der Bassutomission, der Schreiber des Briefes).
Petrus Maserumule (Vorsteher eines Aussenkraals von Botshabelo).
David Mpyane (Neffe von Sekukuni).

abgegeben, Euch unseren Vätern haben wir 85 Müdd (170 Scheffel) gegeben, die haben wir unserem Lehrer, der uns Jesum Christum hat bekannt gemacht, gegeben, daß er sie verwalte. Wir grüßen Euch Alle, und unsere Brüder alle, die uns gezeugt haben durch das Evangelium Jesu Christi, der uns durch Sein Blut am Kreuze erlöset hat, und wir sagen: Betet für uns.

Wir sind die Häuptlinge Botshabelo's.

(Folgen die Unterschriften.)

(Die Worte des Briefes sind von den Leuten selbst; geschrieben ist er durch Andries Sekoto.)

Der Herr aber wolle über seinem lieben Botshabelo in Gnaden walten, daß es unter allen Stürmen und Drohen des Feindes bewahrt bleibe, und wie dies den Anschein hat, der erste Ansatz werde zu einem wirklichen christlichen Bassuto-Volk. Nach einem Zeitraum von sieben Jahren eine Christengemeinde von nahezu achthundert Seelen, eine Warte mitten unter den untergehenden kleinen Fürstenthümern, ein Sammelplatz für alle, die der Herr aus diesem Bassutovolk für seine himmlischen Scheuern heimbringen will, und da das Bassutovolk das begabteste unter allen Betschuanen, und weil den Kaffern verwandt, auch für diese eine Brücke sein wird, vielleicht die Christengemeinde, von welcher eine Mission ausgehen wird unter die gesammte Bevölkerung Südafrika's. Das ist mehr Segen, als man bitten und verstehen konnte, und wiegt all das Leiden und Elend, alle Entbehrungen und Verfolgungen reichlich auf. Ja, der Herr hilft den Elenden herrlich!

Zweites Kapitel.

Das Evangelium in Sekukuni's Reich. Lydenburg.

Während die große Masse der in Sekukuni's Lande durch das Evangelium Gewonnenen oder Angeregten zum größeren Theil in Botshabelo, zum kleineren (s. u.) in Lydenburg sich

um die neuerrichteten Altäre des Herrn sammelte, blieb doch auch in Sekukuni's Lande ein Saame zurück. Die Ersteren freilich waren bereits in den ersten Jahren ausgeflüchtet; aber außer ihnen hatte doch noch so mancher Andere etwas gefaßt in seinem Herzen, was, obschon es nicht hinreichte, Vaterland und Freundschaft darum aufzugeben, obschon es auch außerdem mit starken Ueberresten heidnischen Wesens versetzt war, doch im Stillen weiter arbeitete. Sowohl das gepredigte Wort, als auch die unter den schweren Verfolgungen bewiesene Treue der Blutzeugen war eine Macht im Bapedivolke geworden, welche zu unterdrücken, der Zorn eines heidnischen Fürsten nicht ausreichte.

Sekukuni wurde noch immer durch die Furcht vor den Gerichten Gottes in Schranken gehalten, so daß seine Schritte Unsicherheit, Schwanken und Widersprüche bekundeten. Bald trug er sich mit der Hoffnung, sein ausgewandertes Volk wiederzubekommen, bald schmiedete er finstere Pläne. So lange die Brüder auf Khalatlolu und Patametsane noch wohnten, freute er sich ihrer Besuche und nahm sie freundlich auf. Er hoffte, sie würden der Magnet sein, der die Ausgewanderten wieder zurückzöge. Deshalb wehrte er auch denjenigen von der Gemeinde Botshabelo's, die bei Tage kamen, um die ihrigen zu begrüßen, nicht; ja er nahm sie freundlich auf, ließ ihnen sogar Vieh schlachten, um in ihnen die Meinung zu erwecken, als würde er gern alles vergessen und vergeben, wenn nur alle wieder kämen. Zwischendurch freilich hörte man, er habe geäußert, wenn er die Madiaken nur erst alle wieder im Lande hätte, wollte er sie alle in Einem Kraal wohnen lassen, diesen dann mit Kriegsmacht umzingeln und alle niedermetzeln. So oft aber jemand vom Glauben und vom Gebet sprach, verlor er alle Haltung, wüthete, tobte, ja er begann bereits, wirklich zu morden.

Das erste Opfer, welches fiel, war der oben oft erwähnte Mukir, der Pseudo-Sekwati (s. p. 110). Derselbe hatte seine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß selbst blinde und lahme alte Frauen, die keinen Weg wüßten, und nicht mehr

laufen könnten, wohlbehalten bis nach Botshabelo gelangten. „Hieraus ersehe ich," hatte er gesagt, „daß ein Gott ist." Sekukuni erfährt dies, läßt den Alten rufen, setzt ihm eine Kalabasse mit Bier vor, und befiehlt ihm zu trinken. Mukir, der die Absicht des Königs merkt, weigert sich, es anzunehmen. Aber auf den bestimmten Befehl des Königs trinkt er ein wenig, und spricht: „Ich fühle, das Bier tödtet mich!" Der König befiehlt ihm streng, auszutrinken. Mukir sieht keinen Ausweg, trinkt, geht in seinen Kraal und stirbt sofort. — Das erste Opfer eines, wenn auch nur ganz schwachen Glaubens.

Im Sommer 1867 waren in Folge der Freundschaftversicherungen des Königs wiederum zwei Gläubige nach Tàba Mossegu gekommen, der König hatte gerade wieder seine üble Laune, und befahl, sie vor ihn zu bringen, er wolle sie tödten. Als sie kamen, speit er dem einen ins Angesicht und spricht: „So nun lauf! Nun habe ich Dich getödtet." Dem anderen setzt er vergiftetes Bier vor, daß er nach einer halben Stunde todt niedersinkt.

Dies war um die Zeit, als der Director der Berliner Missionsgesellschaft in das Land kam, und den König wissen ließ, er werde selbst zu ihm kommen, um mit ihm wegen des weggezogenen Volkes zu verhandeln. Von Sekukuni kamen zwei Antworten zurück. Die eine lautete, ja der große Lehrer solle nur kommen, und ihn besuchen, wie er die anderen Häuptlinge besucht habe. Die andere lautete: Er solle nicht kommen, wenn er aber doch käme, werde der König ihn gar nicht sehen und aufnehmen, dann müsse er unverrichteter Sache wieder abreisen.

So machte sich denn der Direktor von Botshabelo auf, um einen letzten Versuch zu machen, ob nicht der König gegen das Versprechen, daß seine Unterthanen zurückkehren würden, die Wiederaufnahme der Missionsarbeit in seinem Lande gestatten möchte.

Am 1. Juli 1868 brach er auf, begleitet von den Brüdern Nachtigal und Knothe, Andries Moloi und Lucas und anderen treuen Getauften. Es ging auf dem bekannten (pag. 107 ff. be-

schriebenen) Wege. Bei Hans van der Berg, ganz in der Nähe von Hermanus Stein, dem Büffeljäger, dem alten treuen Freunde der Brüder, wurde übernachtet. Der zweite Tag führte über die Steelportdrift (pag. 109 und pag. 191) durch die Gebirgsschluchten, welche der Gläubigen Bergeort gewesen waren, bis nach Cha Ratau. Sepeke, der Kapitän war bierselig und freundlich. Er geleitete die Reisenden selbst bis auf den Felshügel zu den öden verlassenen Gebäuden der Station. Merensky's kleines Wohnhaus, welches weder Thür noch Fenster hatte, bot ein wenig gemüthliches Nachtquartier. Am folgenden Tag wurde früh aufgebrochen, damit Sekukuni noch womöglich nüchtern angetroffen werde. Es ging bei den Kraalen der Gläubigen vorbei, an dem Lolugebirge entlang. Die Steige waren durch Zauberstäbe verwahrt. In der Schlucht von Taba Mossegu war an einem Baume eine verzauberte Futterschwinge angebracht, um das längst erwartete, bekannt gewordene Kommen des großen Lehrers unschädlich zu machen. Ueberall, wo die Reiter an den Kraalen vorüber kamen, flüchteten die Weiber eiligst in die Felsen; die Kinder schrien aus der Ferne: chlawana ealekwa, eakata, eakata, eatloche, eatloche! d. i.: „Das Kampfthier vom Vaalfluß (das Pferd); seht wie es lauft, wie es springt, Kampfthier vom Vaalfluß, Kampfthier vom Vaalfluß!“

Bald tauchte der mächtige Felsberg von Taba Mossegu aus der Ebene hervor. Hinüber ging es in schnellem Galopp über die Ebene der Blutzeugen, um die Kraale der Stadt herum, hin zu Mukir's Kraal. Dort wurden die Pferde angebunden, und ohne weitere Anmeldung begannen die drei Brüder, die steile Felstreppe zu ersteigen, welche zum Moshate, dem Königsitz führte.

Sie war noch nicht ganz erstiegen, als athemlos ein Bote des Königs, von Felsblock zu Felsblock springend, herab eilte! „munni! (ihr müßt nicht) munni! kuning zeggt terugg!“ schrie er in gebrochenem Holländisch. Der Direktor antwortete, er pflege dann erst zurückzugehen, wenn er seine Sache ausgerichtet habe, und setzte seinen Weg fort. — Aber Du mußt an-

gemeldet werden!" Ein Bote flog zum moshate, und brachte die Antwort zurück, der König wolle den großen Lehrer nicht sehen. Ihm wurde erwiedert, der große Lehrer brächte wichtige Botschaft, die er selbst ausrichten müsse.

„So sende Nachtigal!" — „Nein, Nachtigal ist nur mein Mund, wie kann der Mund gehen, wenn der Kopf nicht dabei ist?" — Darauf sandte der König einen seiner Brüder, in purpurrother Decke; mit dem solle der große Lehrer verhandeln. — „Nein, ein großer Häuptling verhandelt nicht mit so geringen Leuten, er muß den König selbst sprechen." — „Wenn er nicht alles wiedersagt, was Du ihm aufgetragen hast, werde ich ihn bestrafen!" — „Nein, wenn Du nicht selbst mich sehen willst, so sage ich zu diesem Elenden nichts. Aber bedenke, es ist ein Bote des lebendigen Gottes, der Dich sprechen will! Weisest Du den ab, so sieh Dich vor, daß nicht Dich und Dein Reich ein großes Unglück treffe!"

Der König blieb fest; hernach wollte er auch Nachtigal nicht mehr sehen, und als derselbe dennoch den Versuch machte, wurde er von den Hofschranzen mit Hohngelächter abgewiesen.

So mußten denn die drei Boten zurück. Sie hatten tiefes Weh im Herzen; war doch dies vielleicht der letzte Versuch, um des Königs Sinn auf Gedanken des Friedens zu lenken.

Sie ritten, von dem Geschrei der Kinder begleitet. Unterwegs begegnete ihnen der Mann, der die Verhandlung mit dem Könige vermittelt hatte, und der nun mit Botschaft an die Kraale ausgesandt war. Ein anderer verfolgte sie, um sie zu beobachten. Auf dem Kraale kamen einzelne Gläubige hervor, um zu grüßen. Durch sie wurde schnell Botschaft durch das ganze Land an alle noch übrigen Christen gesandt, daß sie zum bestimmten Tage sich in Khalatlolu und Patametsane zum Gottesdienst einfinden sollten.

Am Abend versammelte das Wachtfeuer in Cha Ratan die Brüder und ihre farbigen Begleiter zu ernstem Gespräch. Lucas berichtete, er sei in der Hauptstadt in mehreren Kraalen gewesen, und habe noch viele Gläubige getroffen; die hätten ihm gesagt, es wohnten außer den vier Getauften in der Haupt-

stadt noch eine Menge solcher, die das Wort Gottes suchten, und glauben möchten. Sie hätten nur auf den Besuch des großen Lehrers noch gewartet, an den sie die Hoffnung knüpften, daß Sekukuni die Lehrer wieder zurückrufen würde. Nun diese Hoffnung fehlgeschlagen sei, bleibe ihnen nichts anderes übrig, als auch auszuflüchten, denn das Wort vom Leben müßten sie hören. Sekukuni aber habe einestheils sich gefürchtet, der große Lehrer sei der große Zauberer, der nur das an ihm vollenden wolle, was die kleinen Zauberer fast bewirkt hätten, daß er nämlich auch glaube. Dann wieder habe er gesagt, er wolle ja nun Krieg anfangen mit den Weißen, und der große Lehrer sei ja auch nur ein Weißer, wie die anderen.

Am folgenden Tage ging es nach Khalatlolu, denselben Weg, den Merensky in der Schmerzensnacht (pag. 190) zurückgelegt hatte, und auf welchem später Koboldt geflohen war. Auf dem Platz empfing Andries die drei Reiter mit den üblichen Gewehrschüssen, eine Menge von Heiden hatten sich versammelt; Mametsi, der Kraalskapitän, wagte erst in der Dunkelheit zu kommen. Ein Heide, Sohn einer Catechumenin, brachte ein Perlhuhn zum Geschenk.

Die Station sah öde aus; die in den Umfassungsmauern vollendete neue Kirche entbehrte des Daches, in ihr wuchs hohes Gras. In den Gärten standen noch die Pfirsichbäume und die Bananen und einige Zwiebelgewächse. Die Stationshäuser standen zumeist noch, nur von einem war das Dach eingestürzt.

Der folgende Morgen (5. Juli) versammelte eine Anzahl von Gläubigen, Getauften und Catechumenen, zum Gottesdienst, den Bruder Nachtigal und der Direktor in der baufälligen Pfahlkirche abhielten, während Knothe auf einem benachbarten Kraal den alten kranken, blinden Leope besuchte. Das waren köstliche Stunden inniger Gemeinschaft in dem Herren. Batseba, die treue Bekennerin, brachte zwei neue Catechumeninnen mit, die durch ihr Wort und Zeugniß während der Abwesenheit der Lehrer erweckt worden waren. Jetzt klagte sie: „Unser Glaube ist nicht mehr so, wie früher. In der Zeit, als Sekukuni so arg tobte, und uns zu tödten drohte, da waren wir guten

Muthes und duldeten gern Schmach und Schläge. Jetzt, seitdem die Lehrer fort sind, ist uns bange und wir fürchten uns vor den Leuten." — „Ja, sprach Naema, das ist fürwahr so, wie Du sprichst. Wie dies umgefallene Haus hier, wo alles so wüst und unordentlich ist, so sieht es in unseren Herzen aus."

Nun kam die alte Mutter Anna Mankubo (s. pag. 198) herangekrochen; der weite Weg, zu dem sie einen Tag und eine Nacht gebraucht hatte, gestattete ihr nicht, früher zu kommen. Auch sie brachte ein Paar Catechumeninnen mit. „Nun alte Mutter Anna, hast Du denn auch den Herrn Jesum noch von ganzem Herzen lieb?" — „Ich bin Erde, aber ich habe ihn lieb." — „Betest Du auch noch?" — „Ja, ich bete; ob es aber mit Kraft ist, das weiß Gott allein. Mit dem Munde bete ich, das habe ich nie versäumt. Ich bete: Herr gieb mir Glauben, denn ich bin schwach!" — „Wenn das Oel auf Deiner Lampe nun spärlich wird, und Dein Licht dunkler brennt, was thust Du denn?" — „Ich schaue auf den Herrn, ich hoffe auf ihn. Bin ich auch nur ein schwaches Blatt, so bin ich doch ein Blatt an dem Baum, der Jesus ist!" — „Ja der Baum wird sein Blatt festhalten, und aus den Wurzeln des Baumes sollst Du, Blatt, Lebenskräfte empfangen." — „Ja, ich will trinken aus dem Brunnen des Lebens, auf daß ich Kraft empfange!"

Alle erzählten, daß sich jeden Sonntag die Gläubigen auf den verschiedenen Kraalen zum Gottesdienst und Gebet versammelten, und sich gegenseitig das erzählten, was sie von dem Worte Gottes behalten hätten. Alle gaben Petrus Ngoana Marocco, einem getauften Unterkapitän aus der Nachbarschaft, das Zeugniß, daß er unermüdlich umherreise, um die Gläubigen zu ermahnen, zu stärken, und zusammenzuhalten.

Nachmittags kam Knothe vom alten Leope zurück, und brachte dessen Wort mit: „Ich habe nicht mehr Lust zu leben, meine Zeit ist da; weil ich blind bin, habe ich nichts anderes zu thun. So bereite ich mich allezeit auf meinen Abschied; grüße doch den großen Lehrer und sprich zu ihm: Leope sagt: Meine Augen sind blind, aber den Herrn halte ich fest mit

aller Kraft!!" — Seitdem ist er nun auch schon selig heimgegangen.

An demselben Nachmittag war wieder Gottesdienst; Knothe predigte und der Direktor, beide über die Worte: „Halte, was Du hast, auf daß Dir Niemand Deine Krone nehme!"

Petrus war sehr bewegt. Der Direktor nahm ihn beiseits, und trug ihm auf, damit fortzufahren, daß er die Gläubigen, besonders am Sonntage, aufsuche und im Glauben stärke. Er antwortete: „Ich habe es bisher schon gethan, aber ich habe keinen Weg gehabt. Nun hast Du mir den Weg offen gemacht! Und ich werde ihn mit großer Freudigkeit gehen, um so freudiger, weil ich nun weiß, daß Du mir den Auftrag gegeben hast! Und ich will von Zeit zu Zeit nach Lydenburg gehen, und dann sollst Du (Nachtigal) mir das Wort geben. Und was Du mir gesagt hast, das werde ich den Leuten hieher bringen! Denn wir haben in uns selbst nicht Macht, Gottes Wort zu reden!" Die drei Missionare führten Petrus darauf in die einsame, verlassene, halbzerfallene kleine Kirche, deren Boden mit Schmutz und Unrath bedeckt war. Dort kniete er nieder und empfing unter Handauflegung den Segen zu dem ihm übertragenen Amte.

Späterhin gegen Abend kehrte auch Lucas von seinen Wanderungen durch die Kraale zurück. Ueberall, berichtete er, sei große Aufregung gegen Sekukuni, der bisweilen ganz unsinnig werde. Im vergangenen Jahre habe er den Leuten verboten, das Wasser auf die Felder zu leiten. Er werde so viel Regen machen, daß auch die dürrsten Landstriche fruchtbar seien. Dann aber habe Gott das Land mit Dürre gestraft, so daß nun Hunger und Elend regiere. Mit Spannung hätten die Leute auf die Reise des großen Lehrers gewartet, in der Hoffnung, durch ihn werde Sekukuni's Herz gewandelt werden. Nun sei auch diese Hoffnung dahin, nun werde das Land sicher zu Grunde gehen!

Am Abend saßen die Gläubigen alle vor dem Missionshause um die Wachtfeuer. „Wie war Dir zu Muthe, Mutter Anna, als die Lehrer vertrieben wurden?" — „Ach, Thränen, Thränen, viele Thränen hier über diese meine Backen!"

Wiederum klangen die Töne geistlicher Lieder vom Missionsplatz durch die Nacht hinüber nach dem Singetanz der heidnischen Kraale. „Petrus, wie klingt Dir dies?“ — „Ach, wo ist das Fett geblieben!“

Nachdem an den beiden folgenden Tagen in Patametsane ähnliche Versammlungen*) gehalten waren, gewann der Direktor die Ueberzeugung, daß noch so viele versteckte Gläubige in Sekukuni's Lande vorhanden seien, daß für ihre regelmäßige geistliche Bedienung Sorge getragen werden müsse. Schon früher hatte er von Botshabelo aus den Zebedäus zu ähnlichem Auftrage eingesegnet, und derselbe brachte einen lieblichen Bericht über das zurück, was er während seines fast dreiwöchentlichen Aufenthalts in Sekukuni's Lande gehört und gesehen, geredet und gemahnt habe. Jetzt ermunterte der Direktor die Gläubigen, daß sie nicht ausflüchten, sondern so lange als möglich im Lande bleiben sollten, damit in demselben der Same nicht aussterbe. Mit ihrer seelsorgerischen Pflege beauftragte er Petrus für Khalatlolu und Taba Mossegu, und Lucas für Patametsane und Umgegend. Lydenburg sollte der Anhaltspunkt sein, von wo diese beiden Diaconen sich Lebensspeise holen, und wohin auch die übrigen Gläubigen im Lande sich so oft als möglich begeben sollten, um dort mit Wort und Sacrament gespeist zu werden.

Bruder Nachtigal nämlich hatte sich, wie wir oben (pag. 204) berichtet haben, nach seiner Vertreibung aus Khalatlolu nach Lydenburg begeben, und ihm war eine Anzahl seiner früheren Gemeindeglieder dorthin gefolgt. Nun wurde ein Grundstück im Dorfe gekauft, und Lydenburg zur wirklichen Missionsstation gemacht, deren Bestimmung einestheils war, das Land Sekukuni's im Auge zu behalten und von da aus missionirend zu durchreisen, anderentheils, einen Stützpunkt zu geben für die, so Gott will, später zu eröffnende Mission unter dem elenden verkommenen Volk der Knopneuzen, deren erste Wohnplätze kaum eine oder zwei Tagereisen von Lydenburg entfernt liegen.

---

*) Den ausführlichen Bericht über diese Reise durch Sekukuni's Land siehe Reisetagebuch p. 496—527.

Die Station hat ihre Bestimmung bisher unter Gottes Segen erfüllt. Bereits fünfundneunzig Personen aus Sekukuni's Lande, darunter achtunddreißig Erwachsene, haben sich um Nachtigal gesammelt; im letzten Halbjahr 1867 fanden sich wiederum sieben Erwachsene aus Sekukuni's Lande, die die Taufe begehrten, abgesehen von der größeren Zahl derer, die ab und zu Sonntags zum Gottesdienst herzuwanderten. Von vierzig Gläubigen in der Nähe von Khalatlolu sind die Namen bekannt, — welche alle regelmäßig ihren Sonntag halten. Ihr Kalender ist ein Bindfaden, in den sie alle Tage einen Knoten schlagen, bis der Sonntag kommt. Außer den einundfünfzig Getauften freien Bassuto, die auf der Station sich angebaut haben, sind noch eine ziemliche Anzahl von sogenannten ingeboekten, Dienstkaffern der Bauern, die den Unterricht empfangen, und von denen zur Zeit achtzehn die Taufe begehrt haben. Beim Schulunterricht wird Bruder Nachtigal besonders durch Jonas Pudumo unterstützt, der den Dienst unentgeltlich verrichtet, während die übrigen Gemeindeglieder ihm dafür sein Land bestellen, und Nachtigal ihn mit Kleidung versieht. Dieser Jonas Pudumo und Lucas haben auch mit Freuden den Auftrag des Direktors angenommen, von Zeit zu Zeit das Land Sekukuni's missionirend zu durchreisen.

Von allen diesen Dingen ist Sekukuni wohl unterrichtet, und tobt in letzter Zeit mit ohnmächtiger Wuth, um nun auch die letzten Reste der Christen in seinem Lande zu vertilgen. Seinen eigenen Bruder Sekwati, von dem er hörte, daß er bete, ließ er erschlagen. Der zweite Bruder Kolluke, der ebenfalls tiefe Eindrücke von Gottes Wort empfangen zu haben schien, floh. Nachdem er vom Könige zurückgerufen ist, siecht er dahin, wahrscheinlich an langsamem Gift. Dies ist der „große Bruder" Sekukuni's, gewissermaßen der Kronprinz und Nachfolger im Regiment. Den Bruder von Josef dem Blinden, der von Botshabelo aus gekommen war, um seine Frau und Kinder zu holen, hat der König vor den Augen seines Vaters mit Keulen todtschlagen lassen. Drei andere Christen ließ er im Leolu ermorden. Auch Petrus sollte getödtet werden. Das Commando

ging aus, um den Befehl zu vollziehen. Aber die Sache war verrathen worden, so daß Petrus noch fliehen konnte, während sein Kraal bereits umstellt war. Die Speere, die nach ihm geworfen wurden, trafen nicht, und er entkam mit zwei Begleitern, während der dritte wirklich getödtet wurde.

So hat denn Sekukuni's Land bereits wirkliches Märtyrerblut getrunken. Dasselbe wird kostbarer Saame sein für das gesammte Bapedivolk.

Ueber Sekukuni ziehen sich aber bereits die Gerichte des Herrn zusammen. Mampuru benutzt von Mapoch's Felsenneste aus die allgemeine Verstimmung der Häuptlinge gegen seinen Bruder, um das Land von Spionen durchziehen zu lassen. Fast alle Unterhäuptlinge haben sich für ihn erklärt, und er gedenkt in nächster Zeit den entscheidenden Schlag auszuführen, der Sekukuni Reich und Leben kosten soll.

Und inmitten aller dieser Gefahren hat der treue Jonas Pudumo den Auftrag nicht vergessen können, den ihm 1867 der Direktor ertheilt hat, daß er nämlich als Evangelist Sekukuni's Land ab und zu bereisen solle, um die Kohlen in der Gluth zu erhalten. Er entschloß sich, bei hellem Tage durch das Land zu ziehen, um die Gläubigen zu besuchen, und Sekukuni vor die Augen zu treten. Wir theilen nachstehend den Brief mit, den er in dieser Angelegenheit unter dem 2. August 1868 an den Direktor geschrieben hat.

Lydenburg, den 2. August 1868.

Jonas Pudomo zu dem großen Lehrer.

Wir haben Deinen Gruß an uns empfangen, als wir hörten, daß Gott Dich allenthalben auf Deiner Reise behütet hat. Ich theile Dir mit, daß ich versuche, nach dem Pelilande zu gehen, und hoffe, daß Gott Dich von meinem Gehen und Kommen wird benachrichtigen. Ich gehe aber um Deines Wortes willen, das Du uns gegeben hast, daß wir nicht einer den andern wegwerfen, sondern versuchen, die im Pelilande Seienden aufzusuchen. Aber der König des Pelilandes ist sehr zornig und es geht von uns Niemand mehr dorthin, als nur in der Nacht. Einen von uns, der in der Nacht nach dorthin

gegangen war, hat er getödtet. Ich werde nun versuchen, am (hellen) Tage mitten in den großen Zorn wider uns zu gehen. Aber ich gehe in der (durch die) Kraft und Schärfe Gottes, und durch Gottes Kraft kann in dem Lande, wohin ich gehe, es geschehen, daß von Gott die zertreten werden, die die Wahrheit fressen; und ich trage Speise der Müden, die dort sind, ich trage das Gesicht in dem Lande, auf daß Du es (das Gesicht, das Sehen nämlich) durch mich wissest (nämlich d. h. Du wissest, wie es dort steht mit den Leuten); und durch den Sohn Gottes Jesus Christus unsern Herrn, der uns nach dem Willen Gottes gegeben ist, daß er ein Begleiter und ein Besuchemachender sei, und das Geschenk für die Darniedergedrückten mit seiner Gnade begleite; und dies Alles möge durch die Gnade Gottes und Kraft des heiligen Geistes geschehen, auf daß denen, die in Rathlosigkeit hineingedrückt sind, geholfen werde. Und wenn ich vom Peli-Lande wieder zurückgekehrt bin, werde ich mittheilen, was ich gesehen und gehört habe. Und zuletzt grüßen wir Dich, o großer Lehrer, der nach Gottes Willen zum Wächter gesetzt ist für die Seelen, die in der Finsterniß sind. Stimme Du und die der ganzen Gemeide in jenem Lande zu (d. h. dem Gruße.)"*) — Das sind, fügt Nachtigal hinzu, Jonas eigenste Worte, die sich im Sesuto zusammenhängender als im Deutschen ansehen. In dieser Woche (heut ist der 2. August) noch wird er sich auf den Weg begeben.

---

*) Um eine Probe von Sprache und Styl des Sessuto zu geben, theilen wir den Originalbrief hier mit ganz wörtlicher Uebersetzung mit:

Jonas Pudumo cho moruti e mocholo.
Jonas Pudumo zu dem Lehrer dem großen.

Re amochetshe tumelisho ea chacho ea cho rena, cha re
Wir haben aufgenommen Gruß den zu Dir den zu uns, als wir
koa Modimo o cho lotile leeton lachacho mo cho fela.
hören Gott er Dich hat behütet auf der Reise der zu Dir allenthalben.
Kia cho tsebisha chobane kia leka cho ea bopedi, chom'me
Ich Dir thun wissen daß ich versuche zu gehen nach Bapedi, und
kia hulofela chobane Modimo o tlo cho tsebisha cho ea le cho
ich hoffe daß Gott er wird Dir thun wissen zu gehen und zu
bua chaka. Chom'me ki ea ka baka la lentshu la cha cho le
kehren mein. Und ich gehe um willen des Wortes das zu Dir und

Möge der Herr seinen Engel senden, um diesen treuen Knecht zu bewahren, den unter so veränderten Umständen hinauszusenden, sicherlich nicht in den Absichten des Direktors

---

u re neilecho cho re le se lalanen le leke
Du uns gegeben habend zu sagen ihr nicht einander wegwerfet und versuchet
cho tsoma ba lena ba ba lecho bopedin. Chom'me kchoshi ea
zu suchen die ihr die die seiend in Bapedi. Und der König der
bopedin o chalefile chacholo chom'me cha cho sa ea eo monoe ea
in Bapedi er ist böse sehr und nicht geht einer von
rena cha e se boshecho. Chom'me o bolaile eo monoe oa rena
uns wenn nicht in Finsterniß. Und er hat getödtet einen der uns
(Nacht).
oa ba ba sepelacho boshecho. Chom'me n'na ki tlo leka cho
der die die gehend in Finsterniß. Und ich ich werde versuchen zu
(Nacht).
sepela mosechare mo chare cha bochalo byo bo cholo byoo byo cho
gehen am Tage da inmitten zu Schärfe die die groß die die zu
bei
rena. Cham'me ki ea ka matla le bochale bya Modimo
uns. Und ich gehe gemäß Kraft und Schärfe, Zorn, des Gott
chom'me ka matleng a Modimo mo nachon ki eacho ntse cho ka
und gemäß in Kraft die Gott da im Lande ich gehend hin zu mögen
dirachala ntse tshe di chatoacho ki Modimo tshe lecho diye
gethan werden da die getreten werden durch Gott, die seiend Esser,
(geschehen)
diye tsha teresho, chom'me n'na ki roile diyo tsha balapi ba ba
Fresser, die Wahrheit, und ich ich trage Speise die Müden die die
lecho ntse, ki roile le pono ea nachon eo cho re o e
seiend dort, ich trage auch Gesicht das im Lande des zu sagen Du es
das Sehen
tsebe ka n'na. Chom'me ka moroa a Modimo Jesu Kriste
wissest gemäß ich. Und gemäß Sohn Gen.
Morena a rena e a beiloecho ka thato ea Modimo cho ba
Herr uns der gestelltseiende Liebe zu sein
Wille,
mofelechetshi le moetetshi, a feleshetshe ka kchaochelo
Begleiter und Besuchenmachender er begleite Gnade, Barmherzigkeit
neo ea cho ba ba kokobetshoecho, cham'me tsheo tshole di
Geschenk das zu die die niedergedrückt seiend, und diese alle sie
direche ka kchaochelo ea Modimo ka matla a moea o
geschehen (Conj.) Barmherzigkeit Kraft Geist
mokohetoa cho re ba ba kokobetshoecho tlabechon ba
auserlesene zu sagen die die niedergedrückt seiend in der Rathlosigkeit sie
lakudishoe. Chom'me cha ki tso bua
werden geholfen (Conjunctiv). Und wenn ich herausgehend umkehre
bopedi ki tlo cho tsebisha tshe ki di bonecho tshe ki di
Bopedi ich werde Dich wissen machen die ich sie gesehen habend die ich sie

gelegen hat. Aber hat der Geist Gottes in ihm diese Freudigkeit erzeugt, so möge er gehen in seines Jesu Namen, und denselben preisen mit seinem Leben oder mit seinem Sterben.

Drittes Kapitel.

Die Mission im Zoutpansberg.

Der holländisch-afrikanische Bauer besitzt eine Zähigkeit, und bei aller Langsamkeit des Denkens einen solchen Unternehmungsgeist, daß er wie geschaffen ist zu der Aufgabe, als Vorposten und Bahnbrecher in die Wüsten Südafrika's einzudringen, nachdem die Zeit des Herrn Jesu für diese Gegenden und die sie bewohnenden Völkerstämme gekommen ist. Nichts ist dem holländischen Bauer unerträglicher, als der Gedanke, unter irgend einem Gesetz zu stehen, welches er sich nicht selbst etwa gemacht hat. Er muß die völlige Freiheit haben, in aller Gemüthlichkeit die Grenzen seines Landes auszudehnen, so weit er sie überschauen kann, in aller Gemüthlichkeit sich dort einzurichten, wenn auch unter großen Entbehrungen, und in aller Gemüthlichkeit die Eingeborenen, so weit sie ihm hinderlich sind, auszurotten oder so weit er sie gebrauchen kann, zu Sklavendiensten zu zwingen. Die strenge Gesetzlichkeit des Engländers ist ihm ein solcher Dorn im Auge, daß ganz naturgemäß da, wo der Engländer sich festsetzt, der Holländer weicht;

---

koilecho. Chom'me la bofelo rea cho dumelisha ueni moruti e
gehört habend. Und zum letzten wir Dich (grüßen) Du Lehrer der
machen Dich zustimmend
mocholo e a beiloecho ka thato ea Modimo choba modishi oa
groß der gestellt seiend nach Wille der zu sein Hirte, der
(gesetzt) Wächter
meoea ea lesufin. Chom'me u dumale le ba
Geister, die in Finsterniß. Und Du stimme zu und (mit) die
Seelen,
gemeente ea nachon eo eole.
(der) Gemeinde die im Lande jenem zog.

— und die Strecken des Hoogefelds und die Thäler des Buschfeldes sind noch weit genug, um für Jahrhunderte der Sehnsucht des Bauern nach dem „trecken“ reichlichen Spielraum zu bieten.

So zog im Jahre 1838 der berühmte Bauernführer Trichard mit neunzig Köpfen nordwärts über den Oranje und Vaalfluß, bis an den Limpopo. Zahlreiche Heerden nahm er mit sich und ließ es sich in den wildbesäten Buschfeldern des nördlichen Transvaal wohlgefallen. Nahe am Limpopo traf er in einsamer Ferne mitten unter den Eingeborenen die Nachkommen eines früher ausgewanderten Bauern. Dort trennte er sich von seinem Gefährten Rendsburg, um ihn nie wieder zu sehen. Jener war in das Gebiet der tapferen Kaffern gekommen, die alle erschlugen. Beim weiteren Vordringen kam man in die Striche des Fiebers, und der Tsetse-Fliege, deren Stich für Ochsen und Pferde tödtlich ist. Bald bleichten die Gebeine von Menschen und Vieh in den Gründen des Limpopo. Nur etliche wenige blieben am Leben und retteten sich nach der Lagoabai.

Im Jahre 1844 zog wiederum ein kühner unternehmender Bauernführer, Hendrik Potgieter, über den Vaalfluß und erbaute die Stadt Origstadt, die ihren Namen von einem holländischen Kaufmann empfing, welcher die Mittel zu dem Zuge darbot. Als auch dort das Fieber die Einwanderer schnell hinwegraffte, brachen alle nach kaum zwei Jahren auf, und nahmen, in zwei Züge gespalten, zwei andere Distrikte in Besitz, deren jeder etwa so groß ist, wie der Regierungsbezirk Stettin. Der südliche wurde die Republik Lydenburg, der nördlichere die Republik Zoutpansberg (spr. Sautpansberg). Lydenburg empfing seinen Namen von der Erinnerung an die entsetzlichen Leiden der letzten Jahre. Zoutpansberg empfing den Namen von einer großen Salzpfanne (Salzsee), in deren Nähe das Dorf Schumansdal erbaut wurde, während an der südlichen Grenze des Distrikts das Dorf Makapanspoort entstand. Beide kleine Republiken wurden späterhin der größeren Republik Transvaal einverleibt und bilden nun Distrikte derselben. In Zoutpansberg ist die afrikanische Welt noch am wenigsten von der Cultur

gestört. Die zahlreichen und volkreichen Stämme der Bassuto und der Matebelen besetzen in Städten von drei bis sechstausend Einwohnern die Ebene und die aus ihnen vereinzelt schroff emporsteigenden Felsköpfe, und führen von da aus den Kampf mit den noch in ungeheuren Zahlen vorhandenen Schaaren von Antilopen aller Art, Büffeln, Nilpferden, Elefanten, Giraffen, Straußen, Hyänen, Löwen, Tigern. Der mächtigste unter den Fürsten dieser kleinen Volksstämme heißt Mankopane oder Mapela. Er wohnt auf dem Bergrücken Tutloane (Giraffe), etwa sechszig deutsche Meilen nordnordwestlich von Gerlachshoop inmitten des Wildfeldes unweit des Nilflusses.

Die erste Kunde über diesen Häuptling, dessen Macht nicht viel geringer sein soll, als die des Sekukuni, erhielten unsere Brüder gegen Ende September 1864 auf Gerlachshoop, in jener Angstzeit, als man in jedem herannahenden Trupp Bewaffneter Räuber und Plünderer erwarten durfte. (s. p. 102.)

Grützner hatte so eben den Sonntag-Nachmittagsgottesdienst geschlossen, als athemlos ein Mann hereinstürzte: „Die Feinde sind in der Nähe!“ Schnell flohen die Weiber in die Bergklüfte, die Männer griffen zu den Waffen. Eine halbe Stunde verstrich, da kam die neue Nachricht: „Ein großes Commando ist im Anzuge, gerade auf den Platz los. Zwei Mann zu Pferde reiten vorauf.“ Da erschraken selbst die Dienstkaffern der Missionare und brachten das Vieh in die Kraale. Nicht lange, so kamen die beiden Reiter heran. Es waren Eingeborene. Angesichts der Häuser schossen sie ihre Gewehre ab, — das Zeichen der friedlichen Begrüßung. Es waren Matebelen von Mankopane, ein wohlbewaffneter Trupp von einhundertdreißig Mann mit fünfzehn Pferden. Sie waren Arbeitskaffern, die aus der Colonie zurückkehrten, und in so respektvoller Zahl einherzogen, daß die Bauern nicht wagten, ihre Gewehre ihnen zu nehmen. Einige von ihnen aber hatten unter den französischen Missionaren im Süd-Bassutolando schon die Anfänge des Evangelii gelernt, und zeigten freudestrahlend ihre Bücher. Tletle und Letsatsi, zwei der Matebelen brachen in die Worte aus: „O, was sind die Leute von Gerlachshoop doch für glück-

liche Leute, daß sie einen Lehrer haben! In unserem Lande sind Viele, die einen Lehrer haben möchten, aber da ist keiner." Die Brüder horchten hoch auf. Als aber die Leute bei ihrer Versicherung blieben, daß auch ihr König Mapela (oder Mankopane) sehnlichst nach einem Lehrer aussehe, sahen die Brüder hierin einen Wink des Herrn; und am 18. Oktober machte sich Grützner mit Knothe auf den Weg, um der Sache auf den Grund zu kommen.

Auf Mapela's Stadt wurden sie zuerst mißtrauisch angesehen, bis Tletle und Letsatsi kamen, und sie als die Lehrer von Gerlachshoop erkannten. Als aber dann nun gar noch ein höchst unfreundliches barsches Schreiben des Bauern-Commandanten von Makapanspoort sie zu ihrer Rechtfertigung citirte, da waren die Schwarzen gewiß, dies seien keine Bauern, sondern die längst ersehnten Lehrer. Mankopane ließ hocherfreut sie näher an sich herantreten und sprach: „Seht mich an, daß ihr mich kennt! Ich bin Mapela! Ich sage, ich will Lehrer haben. Alles, was ich haben will, das sind Lehrer, die meine Kinder lehren, die mir auch rathen, wie ich mein Verhalten den Bauern gegenüber einzurichten habe!" Als die Brüder ihm ein späteres Kommen von Lehrern in Aussicht stellten, antwortete er: „Mein Herz ist schwarz darüber, daß ihr nicht gleich hier bleiben wollt!"

Was war natürlicher als, daß Grützner, — nachdem im Januar 1865 Gerlachshoop definitiv aufgegeben werden mußte, sofort seinen Sinn auf jenen mächtigen König richtete, der so dringend nach Lehrern verlangte. Er verschaffte sich die Erlaubniß der Regierung in Pretoria, und brach dann mit Weib und Kind, in Begleitung des Bruders Moschütz am 28. April 1865 von Botshabelo auf, welches seit dem Januar auch für ihn ein Botshabelo gewesen war.

Die Reisenden waren etwa zehn Tage unterwegs, als auf einer weiten Ebene ein einsamer Reiter auf sie zusprengte, um zu fragen, woher sie kämen und wohin sie gingen. Als dieser hörte, es seien Sendlinge für Mankopane, da pries der Fremde mit lauter Stimme den Herrn, daß er diesen Tag ihn habe

erleben lassen, wo seines Herzens sehnlicher Wunsch und sein beständiges Gebet erfüllt würde. Der Mann hieß Gert Lottering*); er war durch den frommen Prediger Mac Kitt erweckt, hatte selbst bereits angefangen, seine heidnischen Dienstleute zu unterrichten, und überraschte nun die Brüder mit der wundersamen Nachricht, daß Mankopane bereits beschäftigt sei, eine Kirche auf seinem Felskopf zu bauen, deren Steinmauern bereits neun Fuß hoch emporgewachsen seien.

Mit Dank im Herzen nahmen die Brüder diese unerwartete Begegnung im wüsten Lande als ein Gnadenzeichen vom Herrn an, und erreichten nach einigen Tagen das Dorf Makapaanspoort. Diesmal war der Commandant ausnehmend freundlich, und als er das Erlaubnißschreiben des Uitvoerenden Raads las, da rief er: „Ja, Kerls, das Papier ist gut! Ich kann euch nicht hindern!“ Alle Bedenken gegen die Unternehmung waren verschwunden. Ebenso glätteten sich angesichts des guten Papiers die rauhen Mienen des Feldkornets.

Freitag, den 19. Mai kamen die Brüder, von Letsatsi und einem zweiten Reiter ehrend eingeholt, in Mapela's Stadt an.

Aber hier sollte sich bald Alles mit einem Schlage ändern. In der Zwischenzeit seit dem ersten Besuche der Brüder bei Mapela war, von den französischen Missionaren aus dem Südbassutolande gesandt, ein eingeborener Katechet angelangt, Jesaias Seéle, der bereits mit gutem Erfolge die Missionsarbeit bei Mapela in Angriff genommen hatte. Der König hatte nämlich in seinem lebhaften Wunsche, bald Lehrer zu haben, sich auch an Moschesch gewandt, welcher wie eine Autoritätsperson und oberste Instanz bei allen Bassutostämmen gilt; und die französischen Missionare hatten, da sie nicht selbst sofort kommen konnten, Jesaias, einen befähigten Nationalgehilfen vorweg gesandt, ihr eigenes Nachkommen in Aussicht stellend.

Die Brüder überzeugten sich bald, daß Jesaias in aller Treue und unter dem sichtlichen Segen des Herrn den Grund

*) Siehe Tagebuch S. 465 ff.

zu legen angefangen habe, und waren fest entschlossen, in dessen Werk ohne seinen Willen sich nicht einzudrängen. Jesaias aber weigerte sich ebenso standhaft, unsere Lehrer auch nur neben sich auf einem andern Orte in Mankopane's Lande arbeiten zu lassen. Wenn das geschähe, versicherte er, würde er gehen. Die weißen Lehrer (die Franzosen) würden bald nachfolgen.

Niemand war unglücklicher als der König! Er rief aus: „Ich bin blind, ich sehe nicht. Meine Ohren sind verschlossen, ich höre nicht. Ihr werdet meine Augen und Ohren öffnen, und mich den rechten Weg leiten. Seht euch das Land an bei meiner Stadt! Wo ihr wohnen wollt, da könnt ihr bauen!" — Als unsere Brüder ihm sagten, die französischen Lehrer würden ja kommen, antwortete er: „Nein, nein! Meine Augen sehen Euch! Ihr seid schon gekommen. Meine Augen sehen nicht die anderen Lehrer, die noch kommen wollen. Ihr müßt hier bleiben!" Auf den Einwand, er habe ja schon einen Lehrer, erwiederte er (was sich mancher bei dieser Gelegenheit merken könnte): „Die Lehrer sind ja keine Kühe, die sich stoßen, wenn fremde unter sie kommen. Ihr werdet zusammen hier wohnen und mit einander lehren!" Ja er gab nicht undeutlich zu verstehen, daß er gern Jesaias ziehen lassen und die Brüder behalten wolle: „Jesaias ist allein der Besen, der gefegt hat; ihr werdet nun aufbauen!"

Jesaias blieb unbeweglich; er erklärte: „Böcke werden nicht zwei Mal gezeichnet. Deine Böcke, Mapela, sind schon gezeichnet!" er versicherte, er werde zu Moschesch zurückgehen, und Mapela's Räthe machten ihn darauf aufmerksam, daß er doch unmöglich diesem großen Fürsten den von ihm selbst erbetenen Lehrer zurücksenden könne, ohne dessen heftigen Zorn zu erregen. Dies schlug durch: „Nein nein, rief der König, dies hier ist Moschesch's Land. Den Tag, als ich ihm meine Tochter schickte, habe ich ihm sagen lassen: Hier hast du meine Tochter, ihr gehört das Land, nun ist mein Land dein Land"; — dann sprach er zu Jesaias: „Mein Vater, du mußt hierbleiben, wir sind deine Kinder. Ihr werdet wissen, was ihr thun müßt. Ich weiß nichts. Ich suche ja nur Lehrer!"

Die Sache war abgemacht. Mit gepreßtem Herzen mußten die Brüder, die zur Zeit ohne Obdach und Arbeitsfeld, hierher drei Wochen weit gefahren waren, um beides zu finden, die Wagen wieder besteigen und zurückfahren, zunächst nach Makapanspoort, ohne zu ahnen, wohin der Herr ihre Füße lenken würde. Das war ein schmerzliches Pfingstfest, an welchem der heilige Geist, der werthe Tröster, sicherlich an den Herzen unserer Geschwister schwere Arbeit gehabt hat.

Aber die Festtage waren noch nicht vorüber, als der Herr auf ihre heißen Gebete bereits herrliche Erhörung sandte.

In Folge der ausgedehnten Untersuchungsreisen, welche mehrere der Brüder im Laufe aller dieser Jahre gemacht hatten, um Land und Leute kennen zu lernen, wußte man, daß etwa sechs bis acht Meilen nordnordöstlich von Makapanspoort ein Häuptling Mangoati (auch Matlale genannt) mit einem sehr zahlreichen Volke Bassuto sitze. Nun gab der Herr unserem Moschütz den Gedanken ins Herz, dorthin zu reiten, um zu versuchen, ob man nicht dort eine Missionsarbeit beginnen könne. Jubelnd kam er zurück: „Ja, Mangoati verlangt nach einem Lehrer!“ Am dritten Pfingsttage 6. Juni 1865 bereits konnten die Brüder ihren Einzug halten.

So entstand unsere Station Ga Matlale (bei Matlale) oder Matlale Thabéng (Matlale am Berge), auf welcher Bruder Grützner bis auf diesen Tag arbeitet unter sichtlichem Segen des Herrn, und bis heute bereits eine kleine Gemeinde von neun Communicanten gesammelt hat. In ein allerliebstes freundliches von Grützner selbst erbautes Kirchlein (s. Reisetagebuch p. 431) ladet allsonntäglich der Klang der gerlachshooper (magdeburger) Glocke die zahlreich umherwohnenden Heiden, die sich zu Zeiten vierzig bis sechszig, zu anderen Zeiten zu zwei- bis vierhundert versammeln. Das ist unsere erste Station in der heißen Zone, deren Besitz gerade in den gegenwärtigen Kriegszeiten, die den ganzen District Zoutpansberg in den innersten Grundfesten erschüttert haben, für uns von der größten Wichtigkeit ist als Stütz- und Haltepunkt für die von allen Seiten dorthin geflüchteten Missionare.

Vor der Hand bot Ga Matlale den jüngeren Brüdern, die sich zum Missionswerk erst vorbereiteten, eine treffliche Uebungsschule. Der Berg von Mangoati ist voller Kraale und andere ziehen sich stundenlang am Fuß des Berges hin. Von diesen konnten die Kraale der Häuptlinge Maroputlane und Mamodisha bald regelmäßig bedient werden.

Aber die Brüder verlangten und suchten sehnlichst nach Plätzen zu selbstständiger Thätigkeit. Eine Aussicht dazu hatten sie täglich vor Augen. Tritt man nämlich in eine der Windöffnungen, die das kleine Thal von Ga Matlale umgeben, so erblickt man in der Entfernung von acht bis zehn Meilen ein Gebirge Makhabeng (Blauberge) genannt. Dorthin stand längst der Sinn der jüngeren Brüder Moschütz, Kühl und Beyer. Sie versuchten mehreremal, dort Fuß zu fassen, wurden aber immer wieder abgewiesen.

Eine Hoffnung auf ein neues Arbeitsfeld gab in dieser Zeit des Zuwartens abermals Mankopane, mit dem die Brüder, namentlich Moschütz wiederholt in erneuerte Berührung traten. Die erwarteten Pariser Missionare kamen nicht an, und die Sehnsucht des Häuptlings nach w e i ß e n Lehrern, die den Verkehr zwischen ihm und den Bauern besser vermitteln könnten, als Jesaias der Mossuto, blieb unbefriedigt. Im October schickte er Botschaft an Moschütz nach Ga Matlale: „Sollte eine Zeit kommen, wo Du von Matlale weggehst, so bitte ich Dich, nicht nach einer anderen Himmelsgegend zu ziehen, sondern den nächsten Weg zu meiner Stadt zu nehmen."

Fröhlich machte sich Moschütz sofort auf (24. October 1865). Diesmal war Jesaias auch schon freundlicher gesinnt. Er war von den französischen Missionaren durch mehr als hundert Meilen getrennt, abgeschnitten, vereinsamt und hatte bei unsern Brüdern allein noch etliche Unterstützung, Aushülfe an Kleidern und andern Gegenständen gefunden. Dazu begann er der Missionsarbeit in der Fremde bereits müde zu werden.

Besonders erfreut war Mankopane, als er Moschütz wiedersah: „Seit dem Tage, sprach er, wo Ihr Lehrer von hier weggegangen seid, ist mein Herz schwarz. Erst von der Zeit

an, da Du mich vor einem Monat grüßen ließest, habe ich schön geschlafen, und heute bin ich wie ein Kalb vergnügt, das seine Mutter wiedergefunden hat und Milch trinken kann." Auf Jesaias, meinte er, solle jetzt nicht mehr Rücksicht genommen werden. Jesaias Seele ist müde und will nach Hause gehen. Die weißen Lehrer von daher sehen meine Augen noch nicht, werden sie auch wohl nicht sehen. In meinem Lande können viele Lehrer wohnen. Darum laß mich nicht länger allein sitzen! Wähle Dir einen Platz! Mein Land ist Dein Land!"

Jubelnd zog Moschütz seine Straße und erwählte einen Platz bei dem Unterhäuptling Maloko, um dort die erste Station in Mankopane's Land zu errichten. Inzwischen war auch daheim alles geordnet. Der Vorstand der Pariser Gesellschaft hatte auf eine Anfrage des Berliner Comité geantwortet, daß man von Seiten der Franzosen durchaus nicht beabsichtige, die Mission bei dem so weit entfernten Mankopane aufzunehmen, und überdies hatte die Obrigkeit der Republik ganz bestimmt erklärt, sie würde keine französischen Missionare in das Land einlassen.

Voll freudiger Hoffnung also brach Moschütz am 6. November 1865 von Ga Matlale auf, zu Maloko, und sandte von dort Botschaft zu Mapela, seine Ankunft zu melden. Aber welche Antwort wurde ihm? „Nimm es nicht übel, ließ Mapela sagen, daß ich heute anders spreche! Moschesch ist der Herr dieses Landes. Derselbe hat vor kurzem einen Boten geschickt und mein Land aufschreiben lassen. Darum bin ich bange, Dich bei mir aufzunehmen. Die Lehrer von Moschesch werden bald kommen. Deshalb geh bei Seite! Jetzt kannst Du hier nicht bauen. Ich bitte Dich aber nochmals, solches nicht übel zu nehmen; ich liebe Dich nach wie vor!"

Was hatte diesen so völligen Umschwung im Herzen des Königs bewirkt? Nachrichten waren aus dem Süden gekommen, daß Moschesch einen Sturm der Bauern auf seine Bergfestung Taba Bossigo abgeschlagen habe, das Gerücht hatte diese Nachricht so vergrößert, als ob die Bauern im Süden bereits völlig

besiegt seien. Darüber war dem Kafferhäuptling der Kamm geschwollen in der Hoffnung, nun würden die Bauern im Norden auch bald unterliegen. Was bedurfte er dann noch eines Missionars!

Noch schärfer als im Könige bekundete sich der Umschwung der Stimmung im Volke. Dieselben Leute, die noch vor wenigen Monaten so freundlich und zutraulich gewesen waren, drangen nun mit Toben auf Moschütz ein, wollten ihm den Wagen zerhauen und verbrennen und ihn selbst tödten. Er mußte froh sein, unverletzt Ga Matlale zu erreichen. — So endete der zweite Versuch, in Mankopane's Reich Eingang zu finden.

Nicht lange sollte der rastlos nach einem festen Arbeitsplatz suchende Bruder Moschütz auf die Erfüllung seines innigsten Wunsches harren. Kaum nach Ga Matlale zurückgekehrt, empfing er einen Brief von der Regierung, daß dieselbe vier Erben (jedes zu hundert Schritte lang und fünfzig Schritte breit) auf der Feldmark des Dorfes Makapanspoort, etwa eine Meile vom Orte selbst entfernt zur Anlegung einer Missionsstation geschenkt habe. Schon am 19. Dezember konnte die neue Station bezogen werden, auf welcher die jungen Brüder Moschütz und Beyer alsbald eine energische Thätigkeit entfalteten.

Auch hier war der Anfang schwer. Das geschenkte Stationsgrundstück liegt am Fuße des von dem Häuptlinge Lekalekale bewohnten Berges Sefakaolo, und wurde von diesem als Eigenthum reclamirt. Ja der Häuptling verbot bei Todesstrafe seinem Volke, zur Predigt zu gehen. Als indeß der Präsident Pretorius den Lekalekale dieserhalb ernst gestraft hatte, gab derselbe seine feindselige Haltung auf; eine Anzahl Heilsbegieriger fand sich ein, so daß auch hier schon die Erstlinge in den Gnadenbund des Herrn Jesu durch die Taufe haben aufgenommen werden können.

Von hier aus ist es denn endlich auch gelungen, in Mankopane's Lande festen Fuß zu fassen.

Zwischen dem Könige und Jesaias Seéle war das freundschaftliche Verhältniß namentlich dadurch, daß Jesaias einen aufständigen Sohn Mapela's begünstigte, bis zu dem Maße

gestört worden, daß für diesen Nationalhelfer kein Raum mehr im Lande blieb. Da erschien am 9. Juni 1866 Madala der Sohn des Königs bei Moschütz mit der Bitte seines Vaters, er möchte ihn doch die Sprache der Weißen lehren. Der Brief schloß mit den Worten: „Ich, Mapela, bin ein Mann, der glaubt an Jesum. Alle Welt kann es sehen!“ Ein Besuch von Moschütz auf des Königs Stadt befestigte das Freundschaftsverhältniß. Ja, der König sandte dem Missionar Pferde zur Wiederholung des Besuches. Freilich suchte auch Mankopane mit dem Missionar nur irdische Vortheile. Wie hätte das auch anders sein sollen! Aber die Thür war doch also dem Herren geöffnet. Bruder Grützner, der mit Bruder Beyer im Januar 1867 nach Tutloane kam, brachte die Verhandlungen zum Abschluß. Mankopane bewilligte einen Platz zur Missionsstation dicht bei seiner Stadt. Den hat Bruder Kühl im April 1867 bezogen; er heißt Tutloane. Einen zweiten Platz gewährte der König etwa drei Meilen von der Stadt auf dem Wege nach Makapanspoort, den hat der Bruder Endemann im Mai bezogen. Sein Name ist Malokung. Einen dritten Platz bewilligte er dem Bruder Beyer bei dem Häuptling Löso, etwa zwei Meilen von Malokung und vier Meilen von Makaponspoort. Der Platz ist aber noch nicht bezogen worden. Beyer hat vielmehr Gelegenheit gefunden, in den oben genannten Blaubergen seine Hütte aufzuschlagen unter einem zahlreichen Bassutostamm. Von dieser Missionsarbeit ist indeß bisher noch nichts zu berichten, als daß die Löwen allnächtig bis dicht an das Haus kommen und sich ab und zu auch ein Stück Vieh aus dem Kraal holen.

Als im Juni 1867 der Herausgeber auf seiner Visitationsreise den König Mankopane besuchte, gab derselbe ihm sein ganzes Land offen. Wo ein geeigneter Ort für die Predigt des Evangelii sich fände, wolle er gern Land geben und die Erlaubniß zu bauen.*) Ja er gab dem Bruder Kühl sein eigen Pferd, um den Direktor begleiten zu können auf seinen Untersuchungs-Reisen durch das Land.

*) Reisetagebuch p. 446 ff.

Mankopane ist einer der größten Bassutofürsten, sein Volk fast eben so zahlreich als das von Sekukuni. Also hat der Herr abermals die Thüren eines großen Volks unseren Boten weit aufgethan. Zu Bruder Kühl hat der König eine gewisse zärtliche Neigung gefaßt. Derselbe predigt sonntäglich zweimal auf dem Kchorong in Gegenwart des Königs und einer großen Menge Volks. Die Erstlinge dieses Stammes meldeten sich auch schon zum Taufunterricht, als der Krieg, von dem das nächste Kapitel berichten soll, wieder eine zeitweilige Unterbrechung des Werks bewirkte.

Viertes Kapitel.

Die Mission in der Landeshauptstadt und die Verbindungslinien.

Nachdem sich durch Gottes Gnade die Arbeit der Missionare über den ganzen nordöstlichen Theil der Transvaalrepublik ausgedehnt hatte, war es von der größten Wichtigkeit für das gesammte Werk, daß ihm durch Anlegung einer Station in der Landeshauptstadt Pretoria ein fester Grund und Stützpunkt gegeben wurde. Der dort wohnende Missionar konnte die lebendigen und stetigen Beziehungen zu den Behörden des Landes, dem Volksrath und dem ausführenden Rath erhalten. In der Hauptstadt sammelt sich außerdem eine Menge Dienst-Volks aus allen Theilen des Landes zu zeitweiligem Aufenthalt; und es konnte, wenn es gelang, aus diesen etliche für den Herrn zu gewinnen, den bereits bestehenden Stationen durch die aus der Hauptstadt heimkehrenden christlichen oder angeregten Dienstkaffern ein wesentlicher Zuwachs christlicher Elemente bereitet werden, während andere Bekehrte den Saamen des Werks vorbereitend in solche Stämme tragen können, zu denen bisher noch kein Missionar gekommen ist. Endlich aber wohnen in nicht allzugroßer Entfernung von Pretoria noch eine ganze

Anzahl Heiden in größeren und kleineren Kraalen, die, weil bereits mehr umgeben von christlichen Einwohnern, dem Worte der Evangelisten leichter zugänglich sind.

Der Bruder Knothe, dem die wichtige Aufgabe, in Pretoria selbst das Werk zu beginnen, vom Herrn zugedacht war, mußte, bevor er Hand anlegen durfte, manches Schwere durchmachen.

Er hatte etwa um dieselbe Zeit (December 1865), als Bruder Moschütz in Makanspoort zu arbeiten begann, von der Regierung Erlaubniß und Land erhalten, um bei dem Häuptling Bapo (früher Zebetjele) eine Station zu errichten, und hatte bereits begonnen, sein Häuschen dort zu erbauen, als er durch den ganz energischen Widerspruch des Häuptlings in dieser Arbeit gehemmt wurde. Bapo war auch weder durch Vorstellungen, noch durch Drohungen der Regierung auf andere Gedanken zu bringen*); ja er schritt in seiner feindseligen Haltung so weit, daß er nicht undeutlich zu verstehen gab, daß, wenn Knothe nicht freiwillig ginge, er sich seiner (wahrscheinlich durch Gift) zu entledigen wissen werde. Fast drei Monate lang hielt unser standhafter Bruder nicht ohne Lebensgefahr alle Feindseligkeiten des erbitterten und täglich mehr sich erbitternden Häuptlings tapfer aus, bis wiederholte, in ihrer Heftigkeit sich steigernde Fieberanfälle, die ihn bisweilen dem Tode sehr nahe brachten, ihn davon überzeugten, daß dieser Platz für einen Weißen nicht bewohnbar sei.

Nun legte er dem Präsidenten der Republik, M. Pretorius, welcher dem Werke der Mission allzeit sich sehr freundlich erwiesen hatte, die Bitte vor, in der Hauptstadt selbst eine Station errichten zu dürfen. Er fand sofort bereitwillige Zustimmung. Als er indeß sein Gesuch bei der Regierung förmlich einreichte, wurde er, da der Präsident in der betreffenden Sitzung abwesend war, abschläglich beschieden. Nach der Rückkehr des Präsidenten wurde die Sache geordnet und Knothe kam am 4. August 1866 in der Hauptstadt an. Der uitvoerende Raad ertheilte die Genehmigung, freilich nicht ohne den etwas herben Zusatz, daß

*) Vgl. den Besuch des Direktors bei diesem Häuptling, Reisetagebuch p. 423 ff.

die Dienstkaffern im Dorfe seien um zu arbeiten, und nicht um gelehrt zu werden.

Die Ankunft des weißen Lehrers erweckte unter den armen schwarzen Dienstleuten, die oft von ihren Herren eine sehr harte Behandlung zu erfahren haben, und die im Lehrer ihren Beschützer und Freund sehen, eine große Aufregung und allgemeine Freude, so daß sie sich nicht nur zahlreich zum Gottesdienst nnd zum Leseunterricht einfanden, sondern daß sich aus der größeren Zahl bald auch ein Häuflein von fünfundzwanzig Katechumenen aussonderte. Bruder Knothe nahm sich dieser Schaar von Armen mit ganzer Hingabe an, so daß ihr Vertrauen zu ihm täglich wuchs, und damit auch ihr Zug zum Evangelio, — wie ja der persönliche Zug zum ernsten christlichen Lehrer schon mancher Seele die Brücke geworden ist zum Herren. Bereits zu Weihnachten 1867 konnten die ersten zweiundzwanzig Seelen (darunter dreizehn Erwachsene) getauft werden, so daß, nachdem am 31. Mai 1868 noch ein Erwachsener das heilige Sakrament empfangen hat, mit Einrechnung von Josef, dem treuen Gehülfen des Bruder Knothe, das Gemeindlein bereits aus vierundzwanzig Seelen besteht. Eine interimistische Pfahlkirche, die Bruder Sachse erbaut hatte, wurde bald so baufällig, daß der Bau einer neuen Kirche in Angriff genommen werden mußte. Zu dieser ist am 14. Juni 1868 der Grundstein gelegt, und ihr der Name „Lazarus-Capelle" gegeben worden mit dem Gebet, daß viele arme Lazari hier Pflege und Heilung und den Weg zur ewigen Heimath finden möchten. Zu den vier von der Missionsgesellschaft angekauften Erben, auf denen die Stations-Gebäude stehen (Knothe hat sich so eben auch ein Häuschen zum großen Theil mit eigenen Händen erbaut), hat die Regiernng dem Direktor zur Zeit seiner Anwesenheit 1867 noch zwölf andere Erben geschenkt, auf denen sich, so Gott will, eine wachsende Anzahl von Heiden ihre Wohnplätze errichten sollen. In der Mitte des Jahres 1868 war die Durchschnittszahl derer, die zur Kirche kamen, sechszig, der Schulbesucher vierzig, der erwachsenen Catechumenen neunundzwanzig. Alle schließen sich um den Missionar zusammen, wie

verirrte Wüstenschafe um den Hirten, der plötzlich unter sie getreten ist.

Fast erfreulicher noch ist die Wirksamkeit des Bruder Knothe auf den Außenkraalen. Es sind nämlich, die größeren Matebelenstämme unter den noch feindlichen Häuptlingen Selape und Ntshaópe abgerechnet, noch zehn kleinere Kraale, die von Pretoria aus bereist werden können. Auf zweien derselben haben sich eine ganze Anzahl heilsbegieriger Leute gefunden. Der Ort heißt Moretéle, die Häuptlinge Jan Kekane aus Bapos Volk, und Molebeledi aus Sekukunis Volk. Knothe beabsichtigte allmonatlich eine Woche unter ihnen zuzubringen, auch seinen treuen Knecht Josef öfter als Evangelisten unter sie zu senden. Bereits haben sich Schaaren von sechszig Zuhörern dort um die Predigt gesammelt, von denen zwanzig in den Taufunterricht eingetreten sind. Jan Kekane, der eine Häuptling, hat bereits seine zweite und dritte Frau entlassen und bekennt ohne Scheu seinen Glauben. Sonntags hält er „Schule", d. h. er erzählt und erklärt, was er aus der Bibel gehört und gelesen hat, seinem versammelten Volke. Bereits sammeln sich die Heiden um ihn in größerer Schaar; allen Zuziehenden stellt der Häuptling die Bedingung, daß sie an den gottesdienstlichen Versammlungen Theil nehmen; Merensky schreibt in seinem Briefe aus dem August 1868 so erfreut über das Werk in Pretoria, daß er hinzufügt, Moretéle könnte ein zweites Botshabelo werden, wenn der Bauernplatz, auf welchem jene Schwarzen wohnen, angekauft würde. Der Besitzer, der nach Zoutpansberg verzieht, hat ihn Knothe zum Kauf angeboten, und sein Sohn hat bereits gedroht, er werde, wenn er den Platz selbst bewohne, die Kaffern dort nicht sitzen lassen. Dem Berichterstatter blutet bei solchen Nachrichten allzeit das Herz, wenn er bedenkt, daß unsere wachsende Schuldenlast jeden Gedanken an solchen — sicherlich drei bis vierhundert Pfd. Sterling fordernden Ankauf ersticken muß. Aber wir fragen, da dies Buch hoffentlich in viele Hände kommen wird: Ist unter den Lesern kein Begüterter, der um Gottes Willen das Capital dazu hergäbe?

Die Missionsstationen in Zoutpansberg sind so weit nach Norden vorgeschoben (von Pretoria bis zu Mapela gebraucht man zehn Tagereisen mit dem Ochsenwagen), daß namentlich für das Eintreten von Kriegsereignissen die Herstellung einer Verbindungskette von wesentlichem Gewicht erschien, damit den Brüdern in Kriegeszeiten Gelegenheit, vor den andringenden Kafferstämmen sich zurückzuziehen und in Friedenszeiten die Möglichkeit zu dem so nothwendigen geistlichen Verkehr unter einander geboten werde.

Der Direktor fand auf dieser Linie nur zwei mögliche Plätze, den einen bei dem oben erwähnten frommen Bauer Gert Lottering unterhalb des Modimulle in der Ebene des Nyl, den andern bei dem etwa acht Meilen von der Hauptstadt gegen Norden wohnenden Betschuanenhäuptling Saul. Zu Gert Lottering wurde Bruder Koboldt, zu Saul Bruder Sachse gesandt. Beide Stationen sind noch so neu, daß über ihre Arbeiten und Früchte noch nichts zu berichten ist.

Die Kriegsunruhen aber, deren Befürchtung zur Anlegung dieser Stationen mitwirkte, sind inzwischen in großer Ausdehnung eingebrochen. Das Bauern-Commando, mit welchem der Herausgeber am 11. Juni 1867 (s. Reisetagebuch p. 463) zusammentraf, war aus dem Norden der Republik unverrichteter Sache wieder umgekehrt, und hatte auf dem Rückwege den Häuptling Makapan bei Makapanspoort und Lekalekale auf dem Sesakaolo angegriffen und ausgeplündert. Hierüber hatten sich die Kaffern und Bassuto dortiger Gegend ermannt zu gemeinsamem Aufstande gegen die verhaßten Weißen. Immer neue Bauernfeldzüge wurden unternommen; über Moschütz' Haus hin wurden Kugeln gewechselt. Bald siegten die Bauern und brannten die Kafferkraale aus — dann drangen die Schwarzen vor und brannten das Dorf Makapanspoort nieder, nachdem sie alles ausgeplündert hatten. Endlich wurde auch Mankopane mit in den Kampf gezogen, und sandte seine Raubschaaren bis tief in das Land hinein. Ein Commando überfiel die neue Station bei Gert Lottering und raubte sämmtliches Stationsvieh — ein Schade von achtzig Pfund Sterling —;

die Heiden versuchten auch Koboldt's Wohnhaus anzuzünden, und verschossen auf die flüchtenden Brüder eine Menge Kugeln. Wie sie sagten, hatte Mankopane ihnen befohlen, keinen Unterschied zu machen zwischen Missionar und Bauer, sondern alle Weißen, so viel sie ihrer habhaft werden könnten, zu morden, ihre Habe zu rauben und ihre Häuser niederzubrennen. Ein solcher Haufe kam auch zu Gert Lottering, mußte aber unter Verlust von fünf Todten mit geringer Beute abziehen, weil Lottering sich mit fünf Mann in seinem Hause verschanzt hatte und von dort den Angriff der hundert Kaffern kaltblütig zurückwies. Ein späterer Bauernzug ist bis auf Mankopane's Felskopf vorgedrungen, hat ihm vierzig Mann getödtet und neunzehnhundert Stück Vieh genommen.

In diesem immer größere Dimensionen annehmenden Kaffernaufstande hat sich bis jetzt nur Mangoati, Grützners Capitain, seiner alten Erbpolitik folgend, als völlig friedlich gezeigt, und den Bauern die geforderte Hülfe willig geleistet. Bei ihm fanden die umwohnenden Brüder von Zoutpansberg einstweilen Schutz und Zuflucht. Hätten sie auf ihren Stationen bleiben wollen, so waren sie genöthigt, den Bauern die Kriegspläne ihrer Stationsbewohner zu verrathen — und damit sich deren Vertrauen völlig zu vernichten, ja sich selbst der Todesgefahr auszusetzen —, oder aber hätten sie es, wie Mapela dem Bruder Kühl vorschlug, ganz mit den Schwarzen halten und bei ihnen wohnen wollen, so wäre das gute Vernehmen mit den Bauern ein für allemal gestört gewesen. So zogen denn die Brüder Moschütz und Kühl es vor, bis nach beendigtem Kriege nach Ga Matlale zu gehen, während Endemann Beyer auf seine neuangelegte Station in den Blaubergen begleitete.

Dem Bruder Moschütz folgten nach Matlale einzelne angeregte Catechumenen aus Makapanspoort und Sefakaolo. Moschütz besucht auch von Zeit zu Zeit seine verlassene Station, um dort zu unterrichten und Gottesdienst zu halten. Der Herr hat ihn in Gnaden bewahrt, daß Niemand ihm ein Leides thut. An dem Tage, als er seine Station verließ, sandte er beides an die Bauern und an die Kaffern Botschaft, sie möchten

doch einen Tag lang das Schießen einstellen, bis er seinen Wagen gepackt hätte und abgereist wäre. Von beiden Seiten wurde ihm die Bitte bereitwilligst gewährt, und wenn späterhin Moschütz in Stationsangelegenheiten mitten zwischen die Kämpfenden reiten mußte, band er einfach ein weißes Tuch um den Hut, an welchem die Kaffern des ihm seither sehr zugethanen Lekalekale erkannten, daß es der Lehrer sei.

Nicht so freundlich war Mankopane beim Weggange des Bruder Kühl, so daß dieser an die Möglichkeit dachte, nicht wiederkehren zu dürfen. Sein Haus in der Zeit der Abwesenheit zu beschützen, schlug der König entschieden ab. Deshalb taufte Bruder Kühl die zum Empfang des heiligen Sakraments reifen Erstlinge von Tutloane, vier Erwachsene, vor seinem Abzuge. Dann ritt er, als auch seine eilf Stationsochsen bei dem Ueberfall von Koboldt's Station von Mapela's Leuten geraubt worden waren, zum Könige, um deren Herausgabe zu erbitten. Der König aber war weder dieses Mal, noch bei einer späteren Gelegenheit dazu zu bewegen. Gottes Wort zu predigen und die Catechumenen zu unterrichten, gestattete er gern. So kam Bruder Kühl von Zeit zu Zeit, und predigte mitten im Kriege sogar auf dem Khorong des Königs; ja er vollendete den Catechumenenunterricht von sechs anderen Erwachsenen und konnte also mitten in dem Lager des feindlichen Königs, mitten im Kriege sechs neue Glieder in die Gemeinde des Herrn aufnehmen. Auch Bruder Moschütz hatte die große Freude, neun Personen, fünf Erwachsene mit ihren vier Kindern, die ihm, um ihren Taufunterricht zu vollenden, nach Cha Matlale gefolgt waren, durch die heilige Taufe dem Herrn Jesu Christo zuzuführen.

Und so wuchs und wächst von Tag zu Tag inmitten der Kriegsunruhen und Nöthe das Werk des Herrn, deß Name ist Wunderbar=Rath, Kraft=Held, Ewig=Vater, Friedefürst! — „Ja, die Heiden müssen verzagen, und die Königreiche fallen. Das Erdreich muß vergehen, wenn Er sich hören läßt. Der Herr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jacobs ist unser Schutz. — Kommt doch her und schauet die Werke des Herrn, der auf Erden solch Zerstören anrichtet; der den Kriegen steuert in aller

Welt, der Berge zerbricht, Spieße zerschlägt, und Wagen mit Feuer verbrennt. Seid stille, und erkennet, daß Ich Gott bin. Ich will Ehre einlegen unter den Heiden; Ich will Ehre einlegen auf Erden! Der Herr Zebaoth ist mit uns; der Gott Jacobs ist unser Schutz! Sela!" (Ps. 46.)

Fünftes Kapitel.

Uebersicht und Schluß.

Wir sind am Ziel unserer Mittheilungen angelangt. Unser Bericht hat keinen Schluß, denn unsere Arbeit in Transvaal hat auch noch keinen Schluß; eben so wenig wie das achtundzwanzigste Kapitel der Apostelgeschichte. Es soll eben fortgehen bis an der Welt Ende. Der Zweck dieses vierten Buches war nur, in scharfen Linien die Verzweigung unserer Missionsthätigkeit hinzuzeichnen, die den Verderbenstagen von Gerlachshoop und Cha Ratau folgte. Die Einzelausführung von der zum Theil höchst ergreifende Momente darbietenden Entwicklung aller dieser einzelnen Stationen zu geben, würde den Umfang dieses Werks unmäßig erweitert haben. Wer sich angeregt fühlt, dieselbe, so wie die Weiterentwicklung des Werks kennen zu lernen, den verweisen wir auf die „Berliner Missionsberichte", die in vierundzwanzig Bogen jährlich für zehn Silbergroschen im Missionshause zu Berlin zu beziehen sind.

Hätte man in den Tagen jener Flucht aus Sekukuni's Lande den Brüdern sagen können: Seid stille, nach drei Jahren werden in Botshabelo an achthundert Seelen um das Evangelium gesammelt sein, wie würden sie gejauchzt und gejubelt haben, daß der Herr ihr Werk weit über Bitten und Verstehen gesegnet habe; — ja und auch wir deutsche Missionsfreunde, wenn wir nichts als dies Botshabelo, in der Gestalt, wie es Capitel 1 gezeichnet ist, vor uns sähen als Frucht unserer Mis-

sionsgebete und Missionsopfer, so müßten wir ebenfalls sagen: Der Herr hat Großes gethan, deß sind wir fröhlich!

Aber wie viel Größeres hat er uns geschenkt! Das Senfkorn ist aufgegangen, und seine Aeste beschatten ein ganzes Land, daß die Vögel des Himmels unter seinen Zweigen wohnen. Der Stamm des Baums, der sich von der Küstenstadt D'Urban durch Wartburg, Christianenburg, Stendal, Emmaus, Emangweni, Emnweni, New-Castle, die sieben Stationen unseres vierten (Natal-)Missionskreises hinauf bis nach Pretoria, der Hauptstadt der Transvaal-Republik erstreckt, breitet sich von dort aus in zwei große Aeste.

Der eine Ast geht von Pretoria aus östlich, und erreicht nach zwanzig Meilen Botshabelo, und nach abermals zwanzig Meilen Lydenburg, von wo aus die, doch sicherlich nur für eine Zeit verlassenen drei Stationen in Sekukuni's Lande, Khalatlolu, Patametsane und Cha Natau einstweilen überwacht werden, während nach der anderen Seite bereits die Fühlfäden ausgestreckt werden in das große noch ganz finstere Land der Knopneuzen, und also weiter hinein in die heiße Zone.

Der andere Ast geht nördlich, und erreicht nach etwa zehn Meilen Saul (Station von Sachse), dann nach achtzehn Meilen Gert Lottering, und nach wieder achtzehn Meilen Makapanspoort (Ga Lekalekale). Von dort geht der eine Zweig nordöstlich und erreicht in sieben bis acht Meilen Ga Matlale und wieder nach acht Meilen Makchabeng (Blaubergstation), der andere geht nordwestlich und stößt nach etwa sieben Meilen auf Malokung und drei bis vier Meilen weiter auf Tutloane.

Und zwischen den Maschen dieses weitausgespannten Netzes wohnen zwanzig bis dreißig kleine Bassuto- und Matebelenstämme von viertausend bis zu dreißigtausend Seelen zählend, von denen viele bereits unseren Brüdern, die auf den Untersuchungsreisen sie antrafen, ihr Verlangen nach Lehrern kundgethan haben. Um diese Völkermasse hat sich freilich zunächst noch die Tsetse-Fliege gelagert, deren giftiger Stich bisher den weißen Mann gehindert hat, in die zahlreichen und volksreichen Stämme nördlich vom Limpopo einzudringen. Aber bereits hat

das Goldfieber die Leute ergriffen. Das wird dem weißen Eindringlinge zunächst zu den neuentdeckten Goldlagern die Bahn öffnen, auf welcher dann auch der Friedensbote einziehen wird, nicht um Gold zu holen, sondern um Gold zu bringen den armen verlassenen Heiden. Ja, es gilt auch hier das Wort des Herrn: „Die Erndte ist groß und der Schnitter wenig; bittet den Herrn, daß Er Arbeiter sende in seine Erndte!"

Doch nein! Nicht über Mangel an Schnittern haben wir zu klagen. Der Herr sendet uns liebe tüchtige Jünglinge genug in unser Missionshaus, die da begehren, unterwiesen zu werden, zu Lehrern der Heiden, und dann in Gottes Namen auszugehen! Aber die Herrschaft des Mammon ist zu stark, auch unter den gläubigen Christen, und er versucht es immer von Neuem, die so schön aufwachsende Saat im Keim zu ersticken. Die großen Bauten auf Stationen, die vielleicht bald verlassen werden, die großen Reisen zur Aufsuchung der Elenden und dann zu ihrer Pflege, die wachsende Zahl der Arbeiter, die großen Verluste in den Kriegsnöthen, — das alles hat sich vereinigt, um die Mittel der Berliner Missionsgesellschaft weit über das Maß der eingehenden Beiträge hinaus in Anspruch zu nehmen. Denn außer den beiden Conferenzkreisen Transvaal und Natal liegen noch drei andere ältere Conferenzkreise ihrer Fürsorge ob. Mit den bisherigen Mitteln ist es unmöglich, das Werk fortzusetzen.

Wir betteln nicht! Man b e t t e l t um Almosen; der Herr aber verlangt von seinen Erlöseten keine Almosen, sondern Opfer. Aber hiezu rufen wir auf, weil er uns die Fürsorge für dieses gesegnete Werk auf das Gewissen gebunden hat. Die gegenwärtige sehr schwierige Lage unserer Mission, die bereits so viel Geld hat borgen müssen, als ihr auf die Hypothek des Missionsgebäudes überhaupt geborgt werden kann, die also möglicher Weise in nächster Zeit nicht mehr gestatten wird, ihren Missionaren das tägliche Brod in ausreichendem Maße darbieten zu können, drückt uns oft schwer, aber sie erdrückt uns nicht; denn wir wissen und singen:

Die Sach' und Ehr, Herr Jesu Christ,
Nicht unser, sondern Dein ja ist!

Wir enthalten aber diese unsere Noth der Christengemeinde und insonderheit den Hülfsgesellschaften unseres Vereins und allen denen, die ihnen anverwandt und zugethan sind, nicht länger vor, und warten der Erfüllung auch des andern Theils.

„Darum so hilf Du denen treu,
Die sich auf Dich verlassen frei!"

Der Herr aber sei gelobet für Alles! Amen!

Erläuterung zu den Bildern.

Nr. 1. **Das Drakengebirge zu Emmaus.** (p. 10) Die höchsten Spitzen sind etwa 10,000 Fuß hoch. Links unterhalb des steilen Spitzkopfes die kleine Kirche von Emmaus. Rechts sieht aus den vielen Fruchtbäumen des Missionsgartens das Haus des Missionars Zunkel hervor. Gerade oberhalb desselben schaut über einen Felsenrand die oberste Spitze eines anderen Spitzkopfs, unterhalb dessen im Thal Missionar Glöckner so eben die neue Station Emnweni anlegt.

Nr. 2. **Alexander Merensky,** (p. 32) geboren zu Panten bei Liegnitz den 8. Juni 1837.

Nr. 3. **Gerlachshoop.** (p. 64) In der Mitte die Kirche, links davon die Wohnhäuser der Missionare, rechts das erste Häuschen der Station. In dem Grase, welches hier bis zu zehn Fuß erreicht, weiden und ruhen Antilopen.

Nr. 4. **Thaba Leschuchuru.** (p. 94) Die schwarzen Punkte auf dem mittleren (höchsten Berg) sind die Hütten und Kraale der Bakopa. Der Felsgipfel ist mit Schanzmauern und Dorngestrüpp befestigt. Links auf halber Höhe hebt sich ein einzelner Baum ab; derselbe bezeichnet den Ort von Maleo's Hütte, und den Platz, wo er todt gefunden wurde.

Nr. 5. **Pata Metsane.** (p. 139) In der Mitte der Felsberg des Masserumule, welcher selbst auf dem von der linken Seite des Felskopfes sich abhebenden Hügel wohnt. Der Fuß des Felsberges ist mit den Hütten der Bassutostadt umkränzt. Rechts die jetzt verlassenen Häuser der Station. Im Vordergrund eine Gruppe von Kudu, einer mehr als hirschgroßen Art von Antilope.

Nr. 6. **Thaba Mossegu.** (p. 151) Der dunkle Berg in der Mitte ist Thaba Mossegu; sein Fuß ist umkränzt mit den Hütten der Stadt Letleschua. Unmittelbar vor denselben ist die Ebene, auf welcher in der Lücke (die man durch die beiden Bäume zur Linken sieht) das Blut-pitscho stattfand. Auf dem Thaba Mossegu am linken Abhange, und wo derselbe die Linie des

Nachbarberges berührt, der Moschate, der Königssitz des Sekukuni. Rechts im Vordergrunde an dem hohen Baum ist die Futterschwinge befestigt, mittels deren Sekukuni als eines Zaubermittels sich gegen die Ankunft des großen Lehrers zu schützen bedacht war.

Nr. 7. **Lolugebirge bei Cha Katau.** (p. 185) Das Bild ist von der Thür von Merensky's Wohnhause genommen. Im Vordergrunde das Fundament zu dem beabsichtigten neuen Hause; bei demselben drei suchende Bassuto; in der Mitte rechts das Wohnhäuschen von Bruder Sachse, links die Packkammer; weiter links die angefangene neue Kirche. Der Weg von hier nach Thaba Mossegu führt am Rande des Gebirges entlang, dann links herum, so daß der Spitzkopf im Hintergrunde zur Rechten bleibt. Bald darauf folgt die Felskluft, welche links durch das Lolugebirge hindurch nach Thaba Mossegu führt. Dort die Stelle, wo Merensky und Nachtigal das erste Zeugniß von Christo aus Bassutomunde vernahmen (p. 124).

Nr. 8. **Felsklüfte bei Khalatlolu.** (p. 196) Im Vordergrunde die drei Königsfrauen, welche sich verbergen. Ueber ihnen die angefangene Stationskirche; die Stationsgebäude, welche links von der Kirche am Fuß des Berges liegen, sind durch die Felsklüfte verdeckt. In diesen gewährt mehr zur Linken eine Lücke den Blick auf einen aus der Ebene sich erhebenden Baum. Dies ist der wilde Feigenbaum, der eine Zeitlang als Kirche gedient hat. Die Felsen auf dem Berge zur Rechten haben den fliehenden Weibern zuerst, nachdem sie aus dem Maisgarten sich gerettet, als Schlupfwinkel dienen müssen.

Nr. 9. **Botshabelo.** (p. 209) Links die Schanze von Fort Wilhelm mit den von den Schanzwächtern bewohnten Kafferhütten. Von der Baumgruppe, die die Mitte des Bildes einnimmt, etwas links die alte Kirche (jetzt Schulhaus), und oberhalb derselben am Berge die beiden großen Kraale, links der Bapedikraal, rechts der Bakopakraal. Zwischen der mittleren und der rechten Baumgruppe, in welcher die Glocke hängt, ist die Hoflage von Merensky; links das neue Häuschen mit flachem Dach; rechts daranstoßend der Anbau, das erste Häuschen Merensky's; davor der Wagen und die Hütten der Dienstkaffern. Unmittelbar links vom Wagen das erste „Rondabel" Merensky's. Oberhalb der Glocke ist das Haus von Lademann und Richter nebst Schmiede- und Stellmacher-Werkstatt; links davon die Tischlerei und die Wohnung des Bruder Sachtleben. Etwas vor denselben links das kleine Hartebeesthäuschen, welches Merensky bei seiner Ankunft eingestürzt fand. Oberhalb derselben der Mochlozifluß.

Nr. 10. **Der heilige Berg bei Ga Matlale.** (p. 240) Eine wilde Gebirgsgegend bei Matlale Thabeng. Paviane spielen im Vordergrund. Der hohe Berg, welcher von den Bassuto auch Moghoshi (der Herrscher) genannt wird, darf bei Todesstrafe von Niemand bestiegen werden.

Druck von Hermann Müller in Berlin, Adlerstraße 7.